Eur. 237 f (1
Eggers

~~Itinerar. pag. 891~~

<36605653740015

<36605653740015

Bayer. Staatsbibliothek

m

Der Haupttitel fehlt:

'Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland den Elsaß und die Schweiz — u. s. w.

Siebenter Band.

Briefe

über

die Auflösung

des

Rastadter Kongresses

den

Gesandtenmord

und den

Wiederausbruch des Krieges

im Jahr 1799

von

C. U. D. Freiherrn von Eggers,

Königl. Dänischen Legationsrath, Oberprocureur und Deputirten der Schleswig-Holsteinischen Kanzelei.

Erster Band.

Braunschweig, 1809

bei Friedrich Vieweg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Verschiedene meiner Freunde haben mich gebeten, die beiden letzten Bände meiner Reisebemerkungen auch unter einem besonderen Titel drucken zu lassen. Man glaubt, der Gegenstand, den sie vorzüglich betreffen — die Auflösung des Rastadter Kongresses, der Gesandtenmord, der Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1799 — werde manche noch mehr interessiren, als der Inhalt der vorhergehenden Bände. Sollte dies sein, so darf ich mich mit der Hoffnung schmeicheln, daß man sich mit den Berichten eines Augenzeugen gerne bekannt machen werde, der möglichst unparteiisch war und Gelegenheit hatte, genauer als viele Andere zu beobachten und sich zu unterrichten. Jetzt, nach Verlauf so vieler Jahre, bei zum Theil ganz veränderten Umständen, fallen auch die Rücksichten

weg, die es sonst untersagten, jene Begebenheiten in dasjenige Licht zu stellen, wodurch sie immer und zu allen Zeiten sehr belehrend werden.

Uebrigens mußte Form und Einkleidung für die Besitzer der sechs ersten Bände meiner Reisebemerkungen ganz dieselben bleiben, wie in diesen; nur die Reihe der Briefe fängt in diesen beiden Bänden natürlich wieder von vorne an. Ich möchte mich gerne überreden, daß auch den Lesern der letzteren manche Nachrichten und Bemerkungen willkommen sein werden, welche diese Art der Behandlung mit sich brachte.

Kopenhagen, den 19ten Nov. 1808.

Inhalt.

I. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 20sten November 1798. . S. 1

Neue Französische Foderungen. Elsflether Zoll. Büdericher Insel. Revolutionaire Drohungen. Emigrationsgesetze. Schuldenpunkt. Aushungerung von Ehrenbreitstein. Besatzung von Graubündten. Diplomatische Zögerungen.

II. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Rastadt, den 2ten Dezember 1798. . S. 19

Mißvergnügen über den Allianztraktat. Journalinquisition in der Schweiz. Raimond. Haller. Konskription. Freiwilliges Hülfskorps für Frankreich. Besorgnisse des Direktoriums. Gesinnungen der Schweizer. Aesopische Fabeln.

III. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Rastadt, den 12ten Dezember 1798. . S. 35

Französisches Ultimatum. Diplomatische Taktik. Annahme des Ultimatums. Triumpfdiner. Uebergabe der Deutschen Note. Französische Antwort.

IV. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers in Schleswig.

Rastadt, den 2ten Januar 1799. . S. 53

Majorität und Minorität. Folgen des Ultimatums. Aeußere Formen. Ehrenbreitstein. Säkularisationsprojekt. Russischer Truppenmarsch.

V. Brief.

An den Herrn Professor Sander in Kopenhagen.

Rastadt, den 28sten Januar 1799. . S. 65

Theophilantropischer Kultus. Verhältniß zur kristlichen Religion.

VI. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Rastadt, den 6ten Februar 1799. . S. 98

Krieg mit Neapel. Wegnahme von Piemont. Abdankung des Königs von Sardinien. Besteurung von Toskana. Umschaf-

fung von Lucca. Abreise der königlichen Familie von Neapel. Waffenstillstand vor Capua. Ursachen des schlechten Erfolges.

VII. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 24sten Februar 1799. . S. 131

Russischer Truppenmarsch. Mißtrauen der Preußen. Französische Erörterungen. Ehrenbreitstein. Neue Bedrückungen. Ablauf der vierzehntägigen Friedensfrist. Französische Proklamation. Annäherung des Krieges. Parthenopäische Republik. Regierungsveränderung in Baiern. Deutsche Schwäche. Säkularisationsplan.

VIII. Brief.

An den Herrn Professor Ehlers in Kiel.

Rastadt, den 2ten März 1799. . S. 157

Rheinübergang. Aufruf an die Französische Armee. Allgemeine Charakteristik der Schriften über den Kongreß. Dümourier's Tableau. Antidote. Schriften über einzelne Gegenstände. Sammlungen von Protokollen und Noten. Handbücher.

IX. Brief.

An die Frau Etatsräthinn Brun geborne Münter in Kopenhagen.

Rastadt, den 16ten März 1799. . S. 176

Bedürfniß der Geselligkeit. Vergnügungen im Winter. Politischer Ton. Schauspiel. Witterung. Eisbruch in der Murg.

X. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Rastadt, den 28sten März 1799. . S. 188

Wegnahme von Manheim. Auffoderung von Philippsburg. Verbindungen mit der Schweiz. Rheinübergang bei Basel. Besitznehmung von Graubündten. Französische Kriegserklärung. Uebergang über den Lech. Generalsbefehl des Erzherzogs Karl. Kriegszeitung. Aufkündigung des Waffenstillstandes. Schlacht bei Ostrach. Angriff auf Feldkirch.

XI. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 2ten April 1799. . S. 231

Bekanntmachung des Einfalls in Graubündten. Abreise des Oesterreichischen Gesandten. Ausweisung des Französischen Gesandten aus Regensburg. Trennung des kaiserlichen Plenipotentiars von der Deputation. Abreise der Französischen Gesandten von Deutschland. Schlacht bei Stockach. Einfall der Franzosen in

Tyrol. Vorschritte gegen die Schweiz. Proklamation des Erzherzogs Karl.

XII. Brief.

An den Herrn von Eggers in Meldorf.

Stollhofen, den 6ten April 1799. . 258

Reise nach Strasburg. Rückzug der Französischen Armee. Stimmung. Ursache des schlechten Erfolgs. Schanzarbeiten bei Kehl. Weg über Appenweyer und Bühl. Weg über Schwarzach nach Stollhofen.

XIII. Brief.

An den Herrn Regierungsrath von Eggers in Glückstadt.

Rastadt, den 14ten April 1799. . S. 276

Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiars. Zweifel über die Fortdauer des Kongresses. Anschlag auf Philippsburg.

Krieg in Italien. Unruhen in der Schweiz. Massena's Drohungen.

XIV. Brief.

An den Herrn Professor Hegewisch in Kiel.

Rastadt, den 20sten April 1799. . S. 297

Indústrie = Schule in Rastadt.

XV. Brief.

An den Herrn Professor Münter in Kopenhagen.

Rastadt, den 27sten April 1799. . S. 317

Fortgang des Kriegs in Italien. Befreiung von Tyrol. Eroberung von Schafhausen, Petershausen, Eglisau. Kriegsvorfälle um Rastadt. Deutsche Republik. Konferenzen der Kongreßdeputation. Letzte Französische Note. Auflösung des Kongresses. Auffangung des Französi=

schen Kourriers. Anstalten zur Abreise.

XVI. Brief.

An den Herrn Kanzeleirath von Eggers in Kopenhagen.

Karlsruh, den 29sten April 1799. . S. 362

Gesandtenmord.

XVII. Brief.

An den Herrn Obergerichtsrath von Eggers in Kopenhagen.

Karlsruh, den 1sten Mai 1799. . S. 419

Abreise aller Gesandten. Nachrichten aus Rastadt. Konferenz der noch anwesenden diplomatischen Personen. Gesandtschaftlicher Bericht. Schreiben an den Erzherzog Karl. Schreiben an den Markgrafen von Baden.

XVIII. Brief.

An den Herrn von Bonstetten in Kopenhagen.

Karlsruh, den 3ten Mai 1799. . S. 436

Siege der Kaiserlichen in Italien. Verhältnisse der Schweiz. Schweizerkorps bei der kaiserlichen Armee. Aufstand in den kleinen Kantonen. Steigers Erklärung.

I. Brief.

Rastadt, den 20sten Nov. 1798.

Während meiner letzten Ausflucht nach der Schweiz, mein werther Freund, sind wir in unseren Unterhandlungen um nichts weiter gekommen. Ich sage um nichts — wenn wir von dem Ziel reden, das wir uns vorsetzen: aber sonst haben wir freilich neue, unerwartete Zumuthungen kennen lernen.

Plötzlich traten die Französischen Minister am 3ten Oktober mit einer Foderung auf, wobei unser Vaterland ein unmittelbares Interesse hat. Es soll dem Abgeordneten der Reichsstadt Bremen gelungen sein, auf seiner Reise nach Paris das Direktorium zu gewinnen. Triftige Gründe hat er sicher gebraucht: denn ohne diese findet niemand

Gehör. Dennoch scheint mir der Erfolg zweifelhaft. Die Französischen Minister haben freilich die Aufhebung des Elsflether Zolls begehrt, wodurch niemand gewinnt, als die Bremer. Auch fodern sie eine ausdrückliche Sicherstellung der freien Reichsstädte Frankfurt, Bremen und Hamburg, in ihrer politischen Existenz und konstitutionellen Unabhängigkeit. Allein, ist es ihrer Regierung wirklich Ernst mit der Zumuthung, so müssen die Supplikanten die Unterstützung so mit Geld aufwiegen, daß der blanke Gewinn wol zweifelhaft bleibt.

Indessen können Sie glauben, daß dies Ansinnen große Bewegung verursachte.

Der Krieg gegen den Elsflether Zoll war fast Jedem hier unerwartet. Es ist das erste böse Zeichen einer Bedrohung des nördlichen Deutschlands. Außer dem trefflichen Fürsten, den die Sache unmittelbar angeht, können auch Rußland und Dänemark nicht gleichgültig dabei sein. Dieser Zoll ist ein Eigenthumsrecht, worüber das Reich nicht

verfügen kann. Man suchte daher mit Recht die Deputation zu bewegen, den Antrag von sich abzulehnen. Die Französische Regierung muß sich darüber mit dem Holstein verstehen, wenn sie einmahl der Stadt Bremen die Aufhebung versprochen hat.

In die begehrte Zusicherung der Unabhängigkeit der Städte Frankfurt, Bremen und Hamburg, konnte die Deputation gerne willigen. Es war allerdings gemeine Angelegenheit des Deutschen Reichs. Aber darin lag etwas Besonderes, daß die Französische Regierung sich gerade für diese Städte ausschließend verwandte. Man sagt, Lübeck habe sich des Fürworts unwürdig gemacht, weil es kein Geld spenden konnte. Aber auch abgesehen von solchen verborgenen Rücksichten, so blieb es immer auffallend, gewissermaßen beleidigend für das Reich, daß Frankreich sich einiger Glieder so ausgezeichnet annahm. Es war indeß nicht der günstige Augenblick, dergleichen immer nach nur minder bedenk-

lichen Verstoßen gebührend zu begegnen. Die Deputation ließ es dabei bewenden, die Erwartung zu äußern, daß alle Reichsstände und Reichsangehörige in diese Verwendung eingeschlossen wären.

Ueberdies ist jetzt zuerst ein neuer Zankapfel bestimmt in Erwägung gezogen, der schon früher von ferne berührt ward.

Die Preußische Gesandschaft hatte gleich, als zuerst der Thalweg als Bestimmung der Rheingrenze in Vorschlag kam, ihrem Hofe die Stadt und das Amt Huissen an der linken Seite des alten Rheins oder Niederrheins zu erhalten gesucht. Nur bis dahin sollte der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich ausmachen, wo er das Herzogthum Cleve und mit ihm den Deutschen Boden verläßt. Allein die Ausdrücke der gemeinschaftlichen Vereinbarung über die künftige Grenze waren nicht so bestimmt, daß die Französischen Gesandten nicht wenigstens den Schein für sich hatten. Sie bestanden also darauf, der Rhein solle auch

in seinem weiteren Lauf gegen das Holländische Gebiet die Grenze bleiben, unter dem ursprünglichen Namen des Flusses. Dadurch verbleibt Frankreich jener Ort, der zwischen den beiden Armen des Rheins liegt, dem Niederrhein, und dem Oberrhein, der gewöhnlich die Waal genannt wird.

Ungefähr eben so gieng es mit der Büdericher Spitze, einer unbedeutenden Insel an der linken Seite des Thalwegs, die aber unentbehrlich ist zur Erhaltung der Wasserwerke von Wesel. Man brachte auch diesen Gegenstand, gleichzeitig mit jenem zur Sprache; allein wol nicht mit vollem Nachdruck. Die Französischen Minister bezogen sich auf den buchstäblichen Wortverstand. Vergebens wandte man ihnen ein, daß derselbe Grund Deutschland diese Insel am linken Rheinufer sichern müsse, aus welchem sie die Petersaue am rechten Rheinufer bei Mainz für Frankreich erhalten hatten. Die Rücksicht auf gegenseitige Billigkeit ist dem

Völkerrecht fremd, was in diesen Unterhandlungen den Ton angiebt.

Beide Punkte weisen die Französischen Minister in ihrer Note vom 3ten Oktober auf das bestimmteste ab. Die Preußische Gesandschaft hat sich geradezu an sie gewandt, und hat sich wiederholt um die Unterstützung der Deputation beworben. Aber jetzt ist Alles zu spät. Von den Französischen Ministern erhielten sie in nicht sehr höflichen Ausdrücken die Antwort: sie könnten nichts mehr deshalb an ihre Regierung gelangen lassen. Die Deputation hat sich, wiewol nicht ohne Streben und manche Wendung, noch mehrere Mahle der Sache angenommen; aber ohne allen Erfolg.

Dagegen mußte sie es tragen, wenn der Uebermuth des Französischen Direktoriums sich in die beleidigendsten Aeußerungen ergoß. In derselben Note vom 3ten Oktober, worin die Minister in einigen Punkten gerechten Foderungen nachgaben, erwähnten sie auf die unanständigste Weise des Un=

falls ihrer Flotte. Sie droheten sogar mit der Besorgniß eines Krieges, und nicht allein eines Krieges durch gewaffnete Hand, sondern zugleich durch revolutionäre Grundsätze. Eine solche Sprache ist wirklich neu in der Diplomatik: aber was müssen wir auch nicht lernen.

Und glauben Sie wol, das duldsame Schweigen der Deputation wäre ihr im mindesten angerechnet?

Keinesweges. Die Französischen Minister erwiederten die gemäßigten Vorstellungen der Deputation in dem gebietendsten Ton. Ihren Gründen setzten sie Vorwürfe entgegen, die sie selbst nicht einmahl für scheinbar halten. So bestanden sie in der weiteren Note vom 28sten Oktober schlechterdings auf die vorhergehende.

Jetzt schien selbst die Deutsche Geduld erschöpft. Die Deputation wagte es, die Französischen Schmähungen mit durchscheinendem Unwillen zu widerlegen. Sie erklärte sogar in der Hauptsache sehr bestimmt,

nicht größere Aufopferungen bewilligen zu können, als die, welche sie schon gebracht hätte.

Hierauf folgte, Vielen unerwartet, vor acht Tagen eine Antwort in sanfterem Ton. Zwar warnen die Französischen Minister noch aus väterlicher Fürsorge vor den Gefahren und Nachtheilen eines neuen Kriegs. Aber sie zeigen doch zugleich einige Geneigtheit, auch ihrerseits den Krieg vermeidlich zu machen.

Einer von den Punkten, die bisher vor allen jedes Gefühl für Recht und Menschlichkeit empörten, ist nun so gut, wie beseitigt. Die Franzosen haben bestimmt erklärt, ihre Emigrationsgesetze seyen nicht anwendbar auf die Deutsche Nation. Dadurch sind Personen und Eigenthum in den abzutretenden Deutschen Landen völlig gesichert; sie mögen reunirt oder nicht reunirt seyn. Selbst auf Deutsche in Frankreich findet dieser Grundsatz seine volle Anwendung. Mir kömmt nur Alles darauf

an, daß man bei der Redaktion des Friedens=instruments Ausdrücke wähle, welche dem bösen Willen alle Gelegenheiten zu Mißdeu=tungen abschneiden. Dies ist nicht der erste Fall in der Diplomatik, wo sehr viel darauf ankömmt, Sprache und Stil vollkommen in seiner Macht zu haben. Zwar entscheidet selten der wahre Sinn des Vertrags allein: aber oft wagt man nicht, was man sich un=bedenklich erlauben würde, wenn irgend ein Schein des Rechts die Tücke verstecken könnte.

In Ansehung der Schulden, die auf die abzutretenden Reichslande haften, ver=steht man sich noch nicht vollkommen. Die Französischen Minister hatten sich anfangs er=klärt, alle Gemeinde= und Landesschulden zu übernehmen. Nachher begehrten sie eine Ausnahme in Ansehung der Königsschulden. Die Deputation hatte das größte Recht, diese Ausnahmen ganz abzulehnen. Allein durch eine unglückliche Verwickelung in dem Schluß vom 16ten Oktober, schien sie theilweise sie anzunehmen. Daraus leiteten die Fran=

zosen eine unbedingte Einwilligung ab. Nun protestirte die Deputation. Sie wollte nur die Landesschulden zur Führung des Reichskriegs übernommen haben, nicht alle übrigen Kriegsschulden. Dagegen behaupten die Franzosen, der Unterschied zwischen Schulden zu demselben Zweck sei bloß willkührlich und unstatthaft. Höchstens könne ihre Regierung diejenigen Gemeindeschulden anerkennen, welche seit der militärischen Occupation und Besitznahme entstanden. Das ist denn in der That beinahe, was man verlangt. Denn leider kam das linke Rheinufer so bald nach der Kriegserklärung in der Franzosen Hände, daß die Summe der Gemeindeschulden gewiß sehr unbeträchtlich ist, die vorher, des Kriegs wegen, gemacht wurden.

Die Zurückgabe des Gebiets von Kehl und Cassel, nach Schleifung der Festungswerke, ist jetzt von den Franzosen zugestanden: Dagegen macht sich das Deutsche Reich verbindlich, diese Gegend innerhalb

des Bezirks von 3000 Klaftern nicht zu befestigen.

In Ansehung der Bestimmung der Grenze im Niederrhein und der Büdericher Insel wollen die Französischen Minister keine weitere Modifikation zulassen. Die Deputation besteht auf ihre vorigen Anträge; doch ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Eben so verhält es sich mit der Aufhebung des Elsflether Zolls.

Aber höchst auffallend ist das Verfahren der Franzosen gegen Ehrenbreitstein. Was ihnen selten begegnet — sie finden nicht einmahl einen Schein zur Bemäntelung einer Ungerechtigkeit, die man unter Völkern nicht nennen darf, wie man sie unter gesitteten Staatsbürgern nennen würde.

Nach so manchen dringenden und immer fruchtlosen Vorstellungen der Deputation und des Kaiserlichen Plenipotentiärs, um wenigstens die rechtswidrig eingeschlossene Festung nur auf kurze Zeit zu proviantiren,

selbst nachdem man schon in die Schleifung nach dem Frieden gewilligt hatte — wollten die Franzosen der Deputation die Befugniß streitig machen, diese Vorstellungen bei den Friedensunterhandlungen anzubringen. Diese berief sich mit dem größten Recht auf unzweifelhafte Urkunden, welche die Französische Regierung selbst oft genug für sich anführte: auf den Waffenstillstand zu Leoben, auf die nachherige Militairkonvention vom 24sten April, auf die gegenseitigen Erklärungen der Bevollmächtigten zu Heidelberg am 12ten Mai 1797, auf die feierlichen Zusagen des General Goullüs vom 25sten April und 10ten Juni 1797. Und wenn die nothdürftige Versorgung der Besatzung vertragsmäßig war, so konnte man die Befriedigung dieses dringenden Bedürfnisses unmöglich an den Zeitpunkt des Friedensschlusses knüpfen, wie sehr man auch diesen immer beschleunigen möchte.

Diesen Gründen, deren Gewicht sich dem gesunden, unbefangenen Menschenver-

stand unwiderstehlich aufdrängt, setzten die Französischen Gesandten die elende Ausflucht entgegen: die angezogenen Urkunden wären ihnen nicht bekannt. Ueberdies würden sie dadurch in ihrer Meinung bestärket, daß der Gegenstand ihnen fremd sei, daß Konventionen zwischen Militairpersonen außerhalb der Kompetenz der Diplomaten lägen. Statt irgend einer bestimmten Zusage, sollte sich die Deputation bei der Versicherung beruhigen, daß die Französische Regierung stets den beständigen Willen hege, Frieden zu schließen, und bis dahin den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu erleichtern, so viel es die National-Sicherheit erlaubte.

Mit dieser Härte kontrastirt auffallend genug die sonderliche Langmuth der Französischen Regierung bei der Besetzung von Graubündten — oder vielmehr sie scheint nur zu kontrastiren. Denn ich möchte vermuthen, daß beide Erscheinungen aus derselben Quelle fließen.

Das Direktorium sollte es an keinen

Mitteln fehlen lassen — selbst nicht an den glattesten Vorspiegelungen — um dies Land ohne Gewalt unter seine Herrschaft zu bringen. Es war zu wichtig bei dem Wiederausbruch eines Krieges, auf den man sich weislich in Zeiten vorbereitete. Freilich war der leichteste Weg, die Vereinigung mit der Helvetischen Republik fehlgeschlagen. Die Französische Partei in Graubündten war, trotz aller angewandten Künste, nicht mächtig genug, einen solchen Beschluß durchzusetzen. Der Resident redete daher der Bündtnerischen Regierung noch kräftiger an das Herz. Unter der eifrigsten Anpreisung des Bündnisses mit Frankreich vergaß er sich selbst. Ihm entschlüpfte schon am 14ten Oktober die Drohung: Bündten könne in dem nur zu wahrscheinlichen, bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben. Es müsse sich mit Frankreich verbinden; sonst würde es unfehlbar der erste Schauplatz des Kriegs. Wollten hingegen die Bündter Französische Besatzung einnehmen, so möchten sie selbst

der gehaßten Vereinigung mit der Schweiz entgehen.

Aber die Freunde der bisherigen Verfassung, zugleich die Freunde der bürgerlichen Ruhe und Ordnung, hatten ein entschiedenes Obergewicht. Sie wandten sich an den Kaiserlichen Hof. Lange konnten sie keine Zusicherung des Schutzes erhalten. Die Oesterreichische Regierung wollte auch durch keinen Schritt Anlaß geben zu Besorgnissen. Indeß überwog endlich das augenscheinliche Interesse eigener Sicherheit. Wenige Tage nach der vergebenen Ermahnung des Französischen Agenten schloß der Bündter Kriegsrath eine Uebereinkunft mit dem Kaiserlichen General Bellegarde. Am 19ten Oktober rückten Kaiserliche Truppen unter General Auffenberg ein. Der Kriegsrath organisirte den Landsturm. Jetzt ward auch die Landmiliz unter Auffenbergs Befehlen gesetzt.

Dieser Schritt war dem Französischen Direktorium höchst unerwartet. Oesterreich pflegt so selten zuvorzukommen. Man hatte

gehofft, in aller Stille auch von dieser Seite es zu umstricken. Der Krieg sollte mit Sicherheit beginnen. Cisalpinien ward zu grösserer Thätigkeit organisirt. Die Schweiz ist völlig unterjocht, und durch einen Offensiv = Traktat in gesetzmäßige Bande gelegt. Schon am 26sten September ist die Aushebung von 200,000 Mann zum Dienst der Armeen befohlen. Nun sollte auch Graubündten mit für die große Sache genutzt werden. Und gerade auf diesem wichtigen Punkt sah sich das Direktorium getäuscht. Indeß gieng es in seinen Besorgnissen den Begebenheiten voraus. Noch immer haben die anderen Mächte nicht gelernt, einen Erfolg vollständig zu benutzen. Das Direktorium sah schon die Oesterreicher in der Schweiz. Jetzt stehen nur etwa 15,000 Franzosen dort. Die kleinen Kantone, kaum bezwungen, enthalten mannichfaltigen Stoff zur Gährung. Fallen die Oesterreicher von Graubündten aus ein, so ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Franzosen ver=

trieben werden. Allein ich glaube nicht, daß man in Wien ernsthaft an eine solche Unternehmung denkt. Vielleicht hofft man noch den Krieg zu vermeiden: sollte er unvermeidlich sein, so kann man sich doch nicht entschließen, anzufangen. Auch thut das Direktorium jetzt sehr klüglich, als habe es nicht die mindeste Ahnung eines Angriffs. Oeffentlich müssen alle Agenten erklären, Frankreich sei in dem besten Vernehmen mit dem Hause Oesterreich: die Französische Armee werde die selbstgewählte Verfassung Graubündtens nicht stören, keine Truppen würden der Grenze nahen. Aber aus Privatnachrichten, aus dem Treiben in Frankreich, aus so manchen unwillkührlichen Zeichen der Zeit — weiß man nur zu gut, wie wenig Sinn und Aeußerung hier übereinstimmen.

Wie froh bin ich, mein Freund, daß nicht auf mich die schwere Verantwortlichkeit ruhet, in solchen kritischen Augenblicken zu entscheiden. Zwar würde ich nicht einen Au-

genblick wanken. Ich würde gleich jetzt, unter glücklicheren Auspizien, den Krieg anfangen, den die Ruhestöhrer Europens doch sicher beginnen, wenn sie die Mittel bereitet haben. Aber wenn ich nun irrte — wenn sich der Friede noch erhalten ließe — wer müßte dann das schreckliche Zeichen zu neuen Blutvergießen gegeben haben?

Indeß gestehe ich Ihnen, meine Hoffnungen nehmen täglich ab. Seit meiner Zurückkunft überzeuge ich mich täglich mehr, daß unsere Unterhandlungen hier nichts sind, als eine armselige Formalität. Man hält die Sache hin, um nicht den Schein gegen sich zu haben, daß man abbreche. Das ist es alles. Die Gegenstände, worüber man jetzt streitet, entscheiden sicherlich so wenig über Krieg als über Frieden. Sie sollen sehen, wie bald man sich darüber wegsetzen wird, sobald wichtigere Rücksichten die Katastrophe auf der einen oder der anderen Seite entscheiden.

II. Brief.

Rastadt, den 2ten Dezember 1798.

Heute, mein lieber Bonstetten, ist es gerade ein Jahr, daß Buonaparte von hier abreisete, nachdem er die noch immer geheime Konvention mit dem Grafen Cobenzl unterzeichnet hatte. Damahls war schon das Schicksal Ihres armen Vaterlandes unwiderruflich beschlossen, so weit es in der Macht Frankreichs stand. Aber noch immer glaube ich, ein einmüthiger, gut organisirter Widerstand hätte leicht die Lage der Sachen ganz umändern können. Jetzt ist es geschehen, und täglich werden Ihre armen betrogenen Mitbürger durch die That kräftiger belehrt, in wessen Arme sie sich geworfen haben.

Kaum hatte Ihr Direktorium dem Volke den Allianztraktat mit Frankreich als die größte Wohlthat, die sicherste Bürgschaft der Freiheit und Unabhängigkeit für die Zukunft bekannt gemacht, als es wahrnahm, daß bei weiten die Mehrheit anders darüber dachte. Freilich schien das Bündniß gleicher, ich möchte sagen, großmüthiger, als irgend eines, was noch je die große Republik geschlossen hatte. Aber die ehrlichen, einfachen Schweizer fragten sich doch, wozu es dieses Bündnisses sogar zum Angriff bedürfe, für sie bedürfe, die nie an andere Eroberungen und Beute dachten, als welche stille Gewerbsamkeit und Industrie gewährt? Es war so natürlich verborgene Absichten zu ahnen, zu fürchten, es möge hier gehen, wie in so manchen früheren Fällen — daß die Foderungen immer ernstlicher gemeint sind, als die Versprechungen. Das sagte man sich hie und da: man rief die Erinnerungen an Thatsachen zurück, die aber nicht dazu geeignet waren, Zutrauen zu der Franzosen

Freundschaft einzuflößen. Einigen Zeitungsschreibern entschlüpften Aeußerungen, die vielleicht etwas stark die Lage der Sachen bezeichneten, wie sie war, nicht wie man sie sehen sollte.

Anlaß genug für das Direktorium, die sorgfältigste Aufsicht zu üben. Es foderte am 31sten Oktober alle Behörden zu strenger Wachsamkeit gegen aufrührische Reden und Handlungen auf. Der Französische General Schauenburg hatte seinen Soldaten in einem Generalsbefehl gesagt, der Augenblick sei gekommen, wo sich die Helvetier mit ihren Gliedern vermischen, ihren Ruhm und ihre Gefahren mit ihnen theilen würden. Aber die Zeitungsschreiber durften das Faktum nicht anführen, weniger die Folgen bemerklich machen, die jeder ohnehin daraus zog. Von dem Augenblick an wurden alle Journale und Zeitungen der unmittelbaren genauesten Beurtheilung des Direktoriums unterzogen.

Raimond von Lausanne, der Verfasser

des Regenerateur, ward wegen eines solchen Französisch-Helvetischen Staatsverbrechens zu zweijähriger Gefängniß und zehnjähriger Beraubung seiner Bürgerrechte verurtheilt *).

Der vormahlige Staatssekretär Ihres täglichen Raths, unser Haller, hat sich einer ähnlichen Inquisition durch die Flucht entzogen. Sie wissen, daß man ihn ehedem sogar für zu freimüthig hielt, oder vielmehr, wie es damahls hieß, für demokratisch. Der neuen Regierung hingegen war er von Anfang an verdächtig. Vielleicht äußerte er sich zu lebhaft über seine fehlgeschlagenen Erwartungen. Sein Blatt, mit vielem Geist geschrieben, mit großem Interesse gelesen, zog ihm schon öfter Verdrießlichkeiten zu. Nun erfuhr er, daß man ihn verhaften wolle, um ihn wegen eines der neuesten Stücke zur Rechenschaft zu ziehen. Darauf

*) Man wagte es doch nicht, die Verleger eines mißfälligen Buchs ohne weitere Umstände hinrichten zu lassen.

wollte er es nicht ankommen lassen. Er floh zu uns: am 24sten kam er unvermuthet an. Seine Freunde empfingen ihn mit inniger Theilnahme. Er wird seine Muße dazu anwenden, die Erinnerungen der traurigen Katastrophe aufzuzeichnen, die er nach seiner Rückkunft von hier in Bern erlebte.

Gleichwol gab das Direktorium der öffentlichen Meinung in einem sehr wichtigen Punkt nach. In der ersten Proklamation auf Anlaß des Allianztraktats, hatte es die Schweizer aufgefodert, mit ihren treuen Freunden, den Franzosen ins Feld zu ziehen zur Vertheidigung der Konstitution und der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Die Statthalter in allen Kantonen sollten die junge Mannschaft von 20 bis 25 Jahren aufzeichnen, um sie bei der ersten Nothwendigkeit in Requisition setzen zu können. Es war klar genug, daß diese Maßregel mit der Aushebung in Frankreich in Verbindung stand, daß die Schweizer wirklich mit den Franzosen sollten amalgamirt werden.

Sie können denken, welches Mißvergnügen daraus entstand. Die junge Mannschaft wanderte haufenweis aus: sie zogen jeden andern Kriegsdienst dem Französischen vor. Andere suchten durch Heirathen sich der Dienstpflichtigkeit zu entziehen: man schloß in der Geschwindigkeit Ehen, die nach der alten Sitte unmöglich waren. In vielen Gegenden äußerte sich der Widerwille laut: in einigen kam es zu aufrührischen Bewegungen, die man mit Gewalt dämpfen mußte.

Die Maßregel hatte so schlechten Fortgang, daß es rathsam schien, zurückzuziehen. Das Direktorium gab am 4ten November eine zweite Proklamation, in einem ganz andern Sinn abgefaßt, als die erste. Jetzt sollte nur die alte Milizeinrichtung wieder hergestellt werden. Man versicherte, das Französische Direktorium habe nie Schweizerische Hülfstruppen begehrt; nicht zu diesem Zweck sei die Aufzeichnung der jungen Mannschaft veranstaltet. Die Absicht gehe

nur dahin, sie, wie vormahls, durch Drill-meister in den Waffen zu üben, und in Milizregimenter einzutheilen. Die Schweizer sollten nunmehr ihr Eigenthum selbst schützen, die Ruhe im Innern selbst aufrecht erhalten.

Wirklich ward nun das Volk wieder beruhigt. Man trauete der feierlichen Versicherung. Froh, sich wieder gesetzmäßig nach alter Sitte bewaffnen zu können, hoffen schon die guten Schweizer dem Augenblick sich zu nahen, wo die fremden Söldner ihren so lang entheiligten Boden ganz verlassen.

Allein ganz so ehrlich ist es doch nicht gemeint. Das Französische Direktorium will nicht die Hoffnung aufgeben, Ihre tapferen Mitbürger ferner als Streitkraft zu gebrauchen. Wir wissen bestimmt, daß über die Anwerbung eines so genannten freiwilligen Hülfskorps unterhandelt wird. Um der Sache Eingang zu schaffen, will man sich der alten Sitte anschließen. Die Kapitulation wird eben die Form erhalten, als unter den Königen. Das Direktorium ist noch immer

der Treue eingedenk, womit die Schweizer, und eigentlich nur die Schweizer den unglücklichen Ludwig vertheidigten, als treulose Rathschläge mehr, wie Waffengewalt, ihn aus seinem Schloß trieben.

Um diese Angelegenheit mit möglichstem Eifer zu betreiben, sandte das Direktorium einen neuen bevollmächtigten Minister, den Bürger Perrochel nach der Schweiz. Er ist bekannt als ein gemäßigter, billiger Mann. Man kündigte geflissentlich von ihm an, daß er die Räubereien und Gewaltthätigkeiten Raginats und seiner Gesellen verabscheue. In seiner Antrittsrede am 18ten November versicherte er selbst, er komme, um alles Vergangene vergessen zu machen. Das Französische Direktorium wolle vielmehr die gänzliche Unabhängigkeit der Helvetischen Republik festsetzen, wolle zu den Wohlthaten des Allianztraktats noch mehrere hinzufügen.

Inzwischen ist Ihr Direktorium des Erfolgs nicht weniger, als gewiß. Unter

welcher gefälligen Maske man auch diese verhandelte Truppenaushebung einkleidet, so wird die Absicht dennoch durchleuchten. Nachdem es den ersten Schritt einmahl zurücknahm, wird es schwerlich gewaltsame Maßregeln ergreifen dürfen.

Und daß jetzt wenigstens, so lange noch die frischen Wunden bluten, eine irgend beträchtliche Anzahl Schweizer sich wirklich freiwillig für Frankreich anwerben lasse, glaube ich nimmermehr. Der Kontrast ist in der That zu auffallend, daß heute das Direktorium sich einen ausführlichen Bericht vorlegen läßt, über das namenlose Elend in Stanz, da es gestern noch Alles anwandte, um die Streitkräfte der muthwilligen Urheber zu vermehren. So lassen sich die Schweizer nicht täuschen. Es werden sicherlich Jahre erfodert, ehe dies Andenken, ich will nicht sagen erlöscht, aber doch etwas von seiner Stärke verliert. Nicht allein die Alt-Schweizer, die Anhänger der ehemahligen Verfassung, tragen den verschlossenen Grimm tief

in ihrer Brust. Auch die, welche sich von den Franzosen verleiten ließen, welche sie anfangs unterstützten, ihnen zur Erreichung ihrer Absichten beförderlich waren, sind jetzt heftig erbittert, weil sie sich in ihren Erwartungen betrogen sahen.

Statt abzunehmen, wird diese widerwärtige Gesinnung immer mehr allgemein. Seit der kurzen Zeit, daß ich aus der Schweiz zurück bin, habe ich mich durch den Widerstand gegen die Aufzeichnung der jungen Mannschaft, darüber vollständiger belehrt, als selbst während meines Aufenthalts. Meine Freunde können mir nicht genug beschreiben, wie man bei allen Anlässen den Unwillen, oft laut genug, an den Tag legt.

Ich muß Ihnen doch einige der Ideen mittheilen, die Ihr trefflicher Dunker in seinen politischen Karrikaturen darstellen will*).

---

*) Von diesen Karrikaturen ist im Jahr 1800 eine Suite von acht Heften herausgekommen, die meistens sehr gut radirt sind. Sie sollten noch fortgesetzt werden.

Unter dem Titel: angewendete Aesopische Fabeln denkt er folgende Stücke zu geben:

Der Fuchs und der Rabe mit dem Stück Käse im Schnabel; Unterschrift: Mengaud predigt den Schweizern die Freiheit.

Der Wolf und das Lamm an der Quelle: Die Schweiz reizt Frankreich zum Krieg.

Der Wolf im Schafpelz: Friedensunterhandlungen.

Die aufgeblasenen Frösche gegen den Ochsen: Krieg gegen Frankreich.

Der Löwe theilt mit seinen Gefährten ihre Beute: *) Vertheilung des Helvetischen Schatzes.

Die Unterredung des Wolfs und des Kettenhundes: Ochs preis't seinen Landsleuten die Konstitution.

---

*) Die Fränkischen Generale sollen den Kammern den dritten Theil des Bernischen Schatzes versprochen haben.

Die Mahlzeit des Storchs und des Fuchses: Feierung des Bundesfestes zwischen Frankreich und der Schweiz.

Der Storch zieht dem Wolf ein Bein aus dem Hals: Offensiv- und Defensivallianz.

In einer anderen Karrikatur, die verkehrte Welt werden Sie finden: Adam und Eva, die den Engel aus dem Paradies jagen; einen Esel mit einer Schärpe, der im Esprit des Loix studirt; einen Tiger, der Friedenspräliminarien vorschlägt.

Das neue politische Alphabet soll unter andern folgende Bilder enthalten.

Allianz: ein Tiger mit einem Affenkopf umarmt ein Schaf; hinten steht eine Alpenhütte.

Bär: ein Hahn frißt einem Bären das Herz aus dem Leibe.

Constitution: ein Kind macht Seifenblasen.

Darlehn: Franzosen tragen Geldkisten weg.

Einigkeit: ein Löw, ein Tiger und ein Affe melken eine Kuh.

Gleichheit: zwei von einem Affen Entkleidete umarmen sich ganz brüderlich.

Hausrecht: ein Einquartierter wirft den Hausherrn zum Fenster hinaus.

Jammerthal: in einer öden Gegend ein Freiheitsbaum mit einem Kranz der Wappen der ehemahligen dreizehn Kantone.

Klugheit: ein Mann, der auf der einen Schulter eine Barrette trägt, auf der andern eine Jakobinermütze; im Hintergrunde eine zerstörte Burg und eine Windmühle.

Landesvater: ein Freiheitsbaum, woran Fahnen, mit Todtenköpfe bemahlt, befestiget sind.

Merzenbürger: Plünderer und Diebe der Wälder *).

---

*) Sobald im Merz 1798 jeder Schweizer Bürger

Neutralität: ein Französischer Offizier sieht mit untergestemmtem Arm dem Brande von Stanzstadt zu.

Quartirung: ein Französischer Militär nimmt einem Bauern mit seiner großen Familie das Beste vor dem Munde weg.

Unabhängigkeit: Franzosen schließen und öffnen das Thor der Residenz.

Wahrheit: heißt vacat.

Zukunft: ein herunter gelassener Vorhang, hinter welchem von der einen Seite ein angeketteter Esel, von der anderen ein Bär hervorgucken.

---

heißen sollte, eilte ein großer Theil dieser Neu- oder Merzen-Bürger, vermöge der erschaffenen Freiheit und Gleichheit, das Eigenthum Anderer in den Wäldern zu rauben.

III. Brief.

Rastadt, den 12ten Dezember 1798.

Die Französischen Minister haben uns einen Theaterstreich gespielt. Er war so gut berechnet, daß er die vollkommenste Wirkung hatte.

Nach langem Streit willigten sie endlich in die Uebernahme aller Gemeinde-Schulden des linken Rheinufers. Das Opfer war in der That nicht groß. Größtentheils waren die Schulden gemacht, um die Französischen Heere zu nähren und zu kleiden, um die Französischen Kommissaire zu bereichern, um Brandschatzungen zu entrichten, um den Franzosen neue Mittel des Kriegs zu geben. Ueberdies waren die Anleihen meistens aus solchen Kassen genom-

men, für deren Eigenthümerinn jetzt die Republik sich erklärte. Hätten die Deutschen, dieser Länder beraubten, Reichsstände sie bezahlen sollen, so wäre Frankreich nur doppelt bereichert. Und woher das Geld nehmen, als von andern, nicht minder gedrückten und ausgesogenen Unterthanen auf dem rechten Rheinufer? woher, als von der arbeitenden Volksklasse, der man durch solche Lasten selbst die Mittel zum Erwerb ihres Unterhalts entzieht.

Gleichwol knüpften sie jene Nachgiebigkeit, um die Aeußerung eines fast unwiderstehlichen Billigkeits-Gefühls, an Bedingungen, die erschwerend genug waren.

Die Reichsfriedens-Deputation sollte dagegen in alle ihre bisherigen Foderungen willigen.

Oberherrschaft und Eigenthum aller auf der linken Seite des Thalweges belegenen Reichsständischen Inseln sollte der Republik anheim fallen. Dadurch war also die Preußische Foderung, in Ansehung der Büderi-

cher Insel und Stadt und Amt Huißen gänzlich abgeschnitten. Und die Frage wegen des Privateigenthums auf diesen Inseln blieb, ohne Zweifel geflissentlich, in einem gänzlichen Dunkel.

Wegen des Elsflether Zolls foderten die Minister entweder die Ueberlassung der Rechte des Reichs, oder die förmliche Erklärung, daß es keine habe.

Die Ausgewanderten aus den schon reunirten Landen würden nicht zu der Deutschen Nation gerechnet. Also sollten die Französischen Emigrationsgesetze wörtlich angewandt werden auf Belgien, auf Lüttich, auf die Deutschen Reichslande im Elsaß. Diese Zumuthung befaßte eine unmenschliche Härte. Der Grund, worauf man sie in Ansehung Belgiens und Lüttichs bauete, die angebliche Reunion vom Jahre 1795 ist einer ernsthaften Widerlegung nicht werth. Man weiß zu gut, welche Bewandniß es mit diesen Reunionen hatte, um sie für Einzelne als verbindend anzusehen. Und die unglücklichen

Elsasser Flüchtlinge verließen großentheils ihr Vaterland aus Amtstreue gegen ihre damahligen Landesherren; oder sie folgten der Deutschen Armee um ihr Leben der Guillotine während der Schreckenszeit zu entziehen, wo nicht selten der Begüterte zum Tode des Missethäters bloß unter dem Vorwande reif war, weil er Deutsch redete. „Hier galt es „wirklich", wie der Baiersche Gesandte in einer der letzten Deputations-Sitzungen sagte, „— nicht mehr Länderhingebung und Ab„tretung; nicht Grenzbestimmungen; nicht „Kommerzialvortheile — denn diese Opfer „alle waren bereits dem Frieden gebracht — „sondern Rechte, Eigenthum, Beruhigung, „ja Tod oder Leben der Individuen und Fa„milien, die nicht den Krieg geführt haben, „aber die bittersten Folgen davon mitten im „Frieden erst lebenslänglich fortempfinden, „und dieses Empfinden auf Kinder und Kin„deskinder forterben sollen. Unter diesem „gräßlichen Bilde von Lebensgenuß müsse „der Deputation ein großer Theil ihrer Lands-

„leute des rechten und linken Rheinufers er=
„scheinen, wenn auf die erste eine Schul=
„denlast, die man nur durch Millionen an=
„geben könne, und auf die andere die Emi=
„grationsgesetze drücken, und ihr unverdien=
„tes Schicksal keine Aufhebungen derselben
„oder keine Amnestie lindern sollten. Wenn
„daher Diskussionen über diese so wichtigen
„Gegenstände den Abschluß des Friedens auf=
„halten müssen, so habe die Deputation von
„ihren Zeitgenossen und von der Nachwelt
„keinen Vorwurf zu befürchten — sie müßte
„aber den Fluch von beiden als gerechten
„Lohn einer feigen Nachgiebigkeit befürchten."

Aber die Deputation kann sich auch von aller Schuld an jener Zögerung dreist los=sprechen. Nicht sie, sondern das Französische Direktorium zog die Farce in die Länge, um einen gewissen Schein friedliebender Gesin=nungen zu behaupten.

Mit dem besten Gewissen lehnte sie daher die Beschränkungen ab, welche die Französi=schen Minister an ihre gepriesene Nachgiebig=

keit knüpften. Sie konnte in der That nicht anders, als bei allen, noch unentschiedenen Punkten bei ihren vorigen Aeußerungen stehen bleiben: denn sie hatte ehrlich Alles gethan, um den Frieden zu erkaufen, so fern nur irgend eine schonende Rücksicht noch eintreten sollte.

Wie gewöhnlich, wußten die Französischen Minister schon vor der Sitzung der Deputation am 1sten Dezember, wie die Antwort auf ihre Note lauten würde. Sie gaben ihrer Regierung davon Nachricht. Die Umstände schienen ihnen geeignet, mit Erfolg einen Schreckschuß zu thun. Ich glaube nicht, daß man wesentliche Vortheile davon erwartete: denn zuverlässig ist es nicht Rastadt, wo über Krieg und Frieden entschieden wird. Aber das schien doch immer der Mühe werth, durch einen Machtspruch mehr zu zeigen, welchen Abstand es zwischen sich und anderen Staaten setze *).

---

*) Ich darf nicht fürchten, damahls zu strenge über das

Wirklich erhielten die Französischen Minister am 5ten Dezember durch einen Kourier Befehl, der Deputation ein gebietendes Ultimatum vorzuschreiben. Das Ultimatum war nichts anders, als was sie bisher ausdrücklich zugestanden hatten. Davon sollten sie nicht abgehen. Aber nur der wesentliche Inhalt war ihnen angegeben: Form und Einkleidung blieb ihnen überlassen. Sie zeigten sich als würdige Schüler der großen Meister. Die Pille ward den Deutschen nicht versilbert gereicht, sondern in der scheußlichsten Hülle. Man sagt, Bonnier habe den weitläufigen Eingang der Note geschrieben, worin die so oft angebrachten, ungegründeten Vorwürfe gegen die Deputation noch einmahl zusammengefaßt sind.

Kaum war am 6ten Dezember die Note

Französische Direktorium geurtheilt zu haben; denn der jetzige Kaiser von Frankreich sagte, als erster Konsul, nach dem achtzehnten Brümaire, den abgegangenen Direktoren ebendasselbe in den schärfsten Ausdrücken.

der Deputation übergeben, als die Französischen Minister wenige Stunden nachher diese, in voraus bereitete Antwort sandten.

Nur in wenigen, nach Empfang jener Note vorangeschickten, Worten erwähnen sie ihrer, als Anlaß zu einer neuen Beleidigung. Vermuthlich waren aber selbst diese Worte schon vorher geschmiedet: denn die Zeit, die zwischen dem Wechsel der beiden Noten vergieng, war kaum hinreichend, die ganze Note rein zu schreiben.

Die Französischen Minister fänden die Erörterung der eben empfangenen Note überflüssig, beinahe spöttisch. Die Materien wären auf beiden Seiten erschöpft. Nachgiebigkeit würde Französischer Seits Verbrechen: Widerstand wäre der Deutschen System.

Sie lassen es daher dabei bewenden, der Deputation noch einmahl einen Ueberblick zu geben von dem wahrhaft republikanischen Benehmen ihrer Regierung: stellen die Vorzüglichkeit ihres Betragens und die Schuld der Deutschen in den Hauptzügen seit An-

fang der Unterhandlungen gegen einander auf.

Daraus ziehen sie denn das natürliche Resultat, man müsse in Deutschland andere als Friedensabsichten haben, da ein ganzes Jahr zur Unterhandlung nicht hinreichend gewesen sei. Um also auf der einen Seite die friedliche Beharrlichkeit ihrer Regierung zu zeigen, und auf der anderen die Reichsbevollmächtigten zu einer bestimmten Erklärung zu vermögen, erklären sie nunmehr ihre letzteren Noten für das Ultimatum ihrer Regierung. Wenn nicht innerhalb sechs Tagen, vom 8ten Dezember an gerechnet*), die Deputation eine bestimmte, befriedigende Antwort über alle im Streit begriffenen Punkte gebe, so müsse die Bevollmächtigung der Französischen Friedensgesandtschaft erlöschen.

Sicher wußten die Meisten von uns, daß

---

*) Die vorgeschriebene Frist von sechs Tagen haben die Minister großmüthig noch um einen Tag verlängert, wegen des inzwischen einfallenden Sonntags.

ein solcher Schritt erfolgen würde: dafür hatten die bekannten und unbekannten Trabanten der Französischen Minister hinlänglich gesorgt. Dennoch kannst Du Dir die allgemeine Bewegung nicht vorstellen, welche die Zeitung von diesem Ultimatum verursachte. Wir können nicht weiter gehen, sagten die Einen: Deutschland ist unwiderbringlich verloren, schrien die Andern. Der Eine meinte, man könne doch den Erfolg der Drohungen abwarten: der Andere versicherte, schon die Reisewagen der Französischen Minister vorführen gesehen zu haben.

Soll ich es gestehen? Von dem Ausgang vorher überzeugt, machte dies heftige Treiben fast keinen Eindruck auf mich. So viel möglich beschränkte ich mich auf die Rolle eines stummen Beobachters.

Halb unwillig mußte ich dennoch am folgenden Morgen einem meiner genaueren Bekannten Rede stehen. Indem er mich von dem unterrichtete, was wahrscheinlich die Mehrheit der Deputation beschließen würde, wollte er mit

mir untersuchen, wie die Praxis der Diplomatik den Fall in allgemeinen entscheiden würde.

Wir vereinigten uns leicht darüber, daß eine solche Fristbestimmung, wie diese, unerhört wäre. Freilich ist unser Zeitalter reich an Sonderbarkeiten; an politischen wie an moralischen. Aber so etwas hatten wir noch nicht erlebt, so fern man irgend einige Achtung für diplomatische Formen vorspiegelt. Was war natürlicher, als daß der schwächere Theil der Wahrheit gemäß sagte: er wäre darauf nicht vorbereitet? Freilich weiß ich nicht, wie weit die Instruktionen der Deputation gehen: aber das wage ich dreist zu behaupten, daß keine einzige auf diesen Fall vorgesehen hat. Wenn nun die Deputation einstimmig antwortete: sie wäre auf einen solchen, in der Diplomatik ganz ungewöhnlichen Antrag nicht instruirt. Außer Stand, sich innerhalb der vorgeschlagenen Zeit darüber zu erklären, müsse sie erst bei ihren Kommittenten sich vorfragen. Darüber würden wenigstens vierzehn Tage vergehen: die

Französischen Minister müßten also vorerst diesen Aufschub bewirken.

Meinst Du wohl, das Direktorium selbst würde es wagen, wegen einer solchen Antwort den Krieg zn erklären? Gewiß nicht! Hält es sich verpflichtet, die Meinung der Welt zu achten, so sündigt es nicht so gröblich gegen den gesunden Menschenverstand. Nimmt es gar keine Rücksicht mehr, ich will nicht sagen auf Billigkeit, aber doch auf einen gewissen Anstrich von Völker-Sittlichkeit, so ist der Krieg entschieden, die Deputation mag sich innerhalb sechsmal vier und Zwanzig Stunden auf Gnade und Ungnade ergeben oder nicht. Also in dem einen Fall, wie in dem andern, konnte die Deputation unbedenklich so antworten: und hätte sie es gethan, so würden die Franzosen sie eben so sehr billigen, als die Deutschen.

Und wenn die Deputation es nicht wagen wollte, diesen Aufschub über sich zu nehmen, so hatte sie einen anderen Ausweg, die verlangte Antwort innerhalb der vorgeschrie-

benen Zeit mit Würde zu verweigern. Das Französische Ultimatum war keinesweges rein: die verschiedenen Noten, worin es befaßt war, stimmen nicht mit einander überein, widersprechen sich vielmehr in manchen, nicht unwichtigen Punkten. Man muß doch gewiß sein, was man will, ehe man von dem andern Theil bestimmte Antwort begehrt. Hätte die Deputation den Französischen Ministern nur dies erklärt, so hätten sie es schwerlich unternommen das Ultimatum zu artikuliren, ohne abermahlige Rücksprache mit ihrer Regierung. Denn viele Punkte sind in den vorhergehenden Noten so ausgedrückt, daß sich überall keine bestimmte Vereinbarung daraus herleiten läßt, wenn man auch den Antrag der Französischen Minister für die Richtschnur des gemeinschaftlichen Willens annimmt.

Aber an dergleichen Vorstellungen war bei den Gesinnungen der überwiegenden Mehrheit nicht zu denken. Schrecken und Bestürzung unterdrückten jede ernste Ueberlegung. Die Französische Regierung hatte dafür ge-

sorgt, mehrere Triebfedern in Bewegung zu setzen. Zur gelegenen Zeit ward eine Kontribution von 1,600,000 Livres, und eine Requisition von 200,000 Livres an Werth, auf dem rechten Rheinufer ausgeschrieben. Beide wurden augenblicklich mit der größten Strenge ins Werk gesetzt. Die Deputation ward mit den stärksten Klagschriften überströmt. Die Partikular-Abgeordneten aus jenen Gegenden, welche die Franzosen besetzt hielten oder am meisten bedroheten, fleheten gleich am folgenden Tage in einem dringenden Schreiben um Beschleunigung des Friedens. „Man kann nichts anders thun; man „muß das Ultimatum annehmen" — schrie man von allen Seiten — „sonst reisen „die Französischen Minister am 12ten ab, „und Deutschland ist ohne Rettung verlo-„ren."

Die Französischen Minister wußten diese Stimmung gehörig zu unterhalten. Sie ängstigten die Schaar der Sollizitanten, jeder auf seine Weise. Der Preußischen Ge-

sandtschaft droheten sie sogar schon mit eventuellen Abschiedsvisiten.

So ward denn nach einer Präliminar-Konferenz, am 7ten Dezember, das Ultimatum am 9ten angenommen. Es war die 83ste Sitzung der Deputation; gerade der Jahrstag der Eröffnung dieses Kongresses.

Vergebens erklärten Oesterreich, Chursachsen und Bremen sich für eine den vorhergehenden Anträgen gemäßere Antwort. Alle übrige Stimmen traten dem Französischen Ultimatum bei. Der auffallenden Unbestimmtheit dieses Beschlusses suchte man nur dadurch etwas abzuhelfen, daß man sich, nach Anleitung der Französischen Minister, nähern Bestimmungen und Erläuterungen bei der Redaktion des Friedens-Instruments vorbehielt. Auch glaubte die Deputation insbesondere die Französische Zusicherung bei dem Emigrationspunkt, daß die Deutschen Reichsangehörigen für Person und Vermögen beruhiget werden sollten, ausdrücklich annehmen zu müssen. Zugleich legten sie ihre nunmeh-

rige Erwartung an den Tag, die am rechten Rheinufer okkupirten Länder erleichtert zu sehen, und unverzüglich zu erfahren, daß die neuerlich ausgeschriebenen Leistungen eingestellet wären.

Nach diesem wohl vollbrachten Tagwerk erwartete die Mehrheit der Stimmenden ein festliches Mittagsmahl bei Bonnier. Seit langer Zeit hatte er nicht zu essen gegeben: desto auffallender war die Wahl des Tages. Auch war die Gesellschaft absichtlich ausgesucht. Alle Deputationsgesandten, welche die Mehrheit ausmachten, wurden eingeladen; nur Würzburg nicht. Vermuthlich war aus dieser Abstimmung keine reine Gesinnung ersichtlich. Die Abstimmenden waren natürlich ausgeschlossen. Dagegen fanden die eifrigsten Klienten unter den Partikularabgeordneten mit vollem Recht ihren Platz. Sie hatten das Ihrige treulich zum Erfolg beigetragen: sei es aus wahrer Ergebenheit oder aus Ueberzeugung, die Sache ihrer Kommittenten dadurch zu fördern.

Vielleicht wunderst Du Dich, lieber Bru-

der, daß ich diesen unbedeutenden Umstand auszeichne. Aber er scheint mir nicht unbedeutend. So ungerne ich sonst die Diner's zu den erheblicheren diplomatischen Akten rechne, so merkwürdig finde ich gerade dieses Diner. Es giebt einen gewissen Takt, eine Würde, die der diplomatische Agent auch in seinem Privatleben nie verläugnen darf. Daher war es mir, ist gestehe es, auffallend, daß Deutsche Gesandte gerade an dem Tage, wo sie ein solches Ultimatum annahmen, Zeugen des Triumfs der Franzosen bei einem festlichen Mahle sein mußten. Vielleicht ist dies die feinste Politik. Nun gut — dann bewundere ich sie — und danke bei dem allen meinem Gott, daß ich nicht berufen war, darin einzustimmen. Ich bin sicher, dem Interesse meines Hofes jedes vernünftige Opfer bringen zu können: aber ein Opfer, wie dieses, überstiege meine moralischen und meine physischen Kräfte.

Dagegen stimmte zu meiner Empfindung ganz das Benehmen des kaiserlichen Pleni=

potentiarius. Er konnte auf diesen Fall nicht bestimmt instruirt sein. Also folgte er, wie die anderen Gesandten, nur seiner individuellen Ansicht. Aber diese scheint mir wenigstens die angemessenste.

Das Konklusum der Mehrheit der Deputation ward ihm am 10ten zugesandt. Sie erklärte ihre feste Ueberzeugung, in dem Augenblick, wo sie nur zwischen Bruch und Fortsetzung der Friedensunterhandlungen wählen können, in Erwägung der gegenwärtigen Lage des Reichs und seines Wehrstandes, durch diesen Beschluß das Wohl des Reichs pflichtmäßig zu befördern. Dagegen verwahrten Kursachsen, Oesterreich und Bremen sich ausdrücklich in Beziehung auf ihre vorhergehende Abstimmung.

Dieser Note trat der kaiserliche Plenipotentiarius bei; allein nur aus Verlangen, bei so großer Verschiedenheit der Ansichten, einer Trennung mit der Deputation vorzubeugen. Er bemerkte dabei noch ausdrücklich, daß es, nach so vielen Beweisen der höchsten

Friedensliebe des Reichs, weder den bevollmächtigten Ministern der Französischen Republik, noch ihren Kommittenten wohl anstehe, in Widerspruch mit dem einmüthigen Urtheil Europens, und mit ihrer eigenen unläugbaren Ueberzeugung, einen solchen Ungestüm in die Unterhandlungen zu bringen, als jenen, der ihre jüngste Hauptnote so ungünstig bezeichne.

Sei es immerhin, daß dergleichen Aeußerungen der Privatgesinnungen wenig entscheiden. Ich kann dennoch nicht von meiner Meinung zurückkommen, daß der Abgeordnete die Sache seines Souverains ehre und fördere, wenn er ganz im Geist seines Interesse spricht und mit Würde spricht, wo er nur von sich selbst Rath holen kann, wenn gleich jeder einsieht, daß der Erfolg nicht in seiner Macht stehe.

Aber die Französischen Minister nahmen davon natürlich keine Notiz. Sie bezeigten der Deputation in einer schon heute übersandten Antwortsnote ihre große Zufrieden-

heit über die förmliche und gänzliche Acces-
sion zu dem Ultimatum — so bezeichnen sie
das noch immer nicht ganz klare Resultat
der Deputationsnote. Sie versichern dage-
gen huldreichst, daß sie nun kräftigst zu Allem
beiwirken wollen, was den wechselseitigen
Nutzen befördern kann. Nach der Berichti-
gung alles Wesentlichen der ersten Basis, sei
nun noch die Anwendung des Grundsatzes
der Entschädigungen durch Säkularisationen,
als ein integrirender und untrennbarer Theil
des zu vollendenden Traktats übrig, und auf
das allgemeine Interesse zu leiten. Sie wol-
len ihre Vorschläge desfalls unverzüglich über-
geben; vorläufig finden sie in dem entschei-
denden Charakter der Beschleunigung und Ei-
nigkeit eine günstige Vorbedeutung.

IV. Brief.

Rastadt, den 2ten Januar 1799.

Seit der Annehmung des Französischen Ultimatums haben wir in der Deputation eine entschiedene Majorität und Minorität. Jene besteht aus den Gesandten, die so bestimmt dafür waren, den Französischen Ministern nachzugeben: diese aus denen, welche sich für standhaftere Maßregeln erklärten. Unstreitig hängt jener jetzt auch die große Mehrheit aller Gesandten an, die sich hier befinden. Alle, die durch Unterhandlungen mit den Französischen Ministern etwas zu gewinnen hoffen, — und dies ist das große Interesse der meisten Partikularabgeordneten — glauben keinen sicherern Weg einschlagen zu können. Geblendet von dem Glanz der Hoffnung, ver-

gessen sie alle vergangenen Erfahrungen. Dagegen hängen der Minorität diejenigen an, welchen es nur um die möglichste Erhaltung des jetzigen Zustandes von Deutschland zu thun ist. Bestimmt machen Oesterreich, Sachsen, Bremen und Würzburg die Minorität aus, ungeachtet Würzburg nicht wagte, bei der Annehmung des Ultimatums schlechthin abzustimmen. Welche Partikularabgeordneten in ihrer diplomatischen Eigenschaft sich zu diesem System neigen, ist schwer zu bestimmen. Das Interesse mancher Deutscher Höfe, selbst der großen, durchkreuzt sich oft so sehr, daß die Klugheit es zu erfodern scheint, gegen keine der beiden Parteien zu weit herauszugehen. Man bemerkt daher fast bei Allen gewisse schonende Rücksichten, die unser Beisammensein sehr erleichtern. So haben unsere kleinen Politiker sich sehr gewundert, daß die Grafen Metternich und Görz vor einiger Zeit beide bei Roberjot speiseten. Indeß glaube ich nicht, daß jemand, der nur irgend unterrichtet ist, daraus

eine Folge für die Annäherung der Höfe herleiten wird.

Wie die Menschlichkeit gegen bewaffnete Feinde dem Krieger Ehre macht, so Verträgsamkeit den Diplomatikern, die durch ihrer Regierungen Interesse Feinde sind. Das scheint man hier immer stärker zu fühlen. Und je schärfer von Tage zu Tage Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen sich von einander absondern, desto anziehender wird das Schauspiel, welches dem unbefangenen Beobachter die Bemühung aller dieser heimlichen Streiter darbietet, nicht allein die Pflichten der Höflichkeit und der guten Gesellschaft, sondern auch anscheinender Freundschaftlichkeit zu behaupten.

Solltest Du es glauben? Die Französische Gesandtschaft steht hierin den Deutschen weit nach. Vielleicht halten die Republikaner es nicht der Mühe werth, irgend einen gefälligen Anstrich sich zu geben. Oder ist es das Gefühl überschwenglicher Kraft, was jede schonende Rücksicht unterdrückt? Auffallend

ist es immer, wie kurz und schneidend sie meistens von denen sprechen, die nicht ihres Glaubens sind: gewöhnlich gegen Klienten und Sollizitanten, zur weiteren Fortpflanzung, nicht selten auch geradezu gegen die, welche das Unglück haben ihnen zu mißfallen. Ueber Roberjot hört man die wenigsten Klagen der Art. Gleichwohl hatte er die häufigste Veranlassung sich zu vergessen, weil er unmittelbar mit den Säkularisationen zu thun hat.

Ueberhaupt sind noch sehr erhebliche Gegenstände in der Unterhandlung mit den Französischen Ministern streitig, ehe man sagen kann, die erste Friedensbasis sei völlig auf das Reine gebracht.

Mehrere Artikel, welche die Deputation in Anrege brachte, sind in den Noten, welche die Französischen Minister als integrirende Theile ihres Ultimatums aufstellen, überall nicht berührt. Dahin gehört die Frage von dem Privateigenthum der Fürsten und Stände am linken Rheinufer, wo nicht in

Ansehung der Inseln, doch sicher in Ansehung des festen Landes; die Aufhebung des Sequesters und der Konfiskationen der Güter der Stände und Reichsangehörigen; die Entschädigungen der Privatpersonen, welche durch die neuen Französischen Einrichtungen verlieren; die Entschädigung der im Elsaß und Lothringen begüterten Stände; die Verzichtleistung auf rückständige Kontributionen und Kriegspräſtationen. Wollte man den diplomatischen Formen getreu bleiben — und ich meine, man ist in dieser Friedensverhandlung genug damit beschäftigt gewesen, so mußten alle diese Anträge erledigt werden, als eine unmittelbare Folge des Ultimatums.

Allein daran war so wenig zu denken, als an die unumgänglich nothwendige Bestimmung des eigentlichen Sinnes des Ultimatums in verschiedenen wichtigen Punkten, wo er nicht klar ist. Vergebens bemerkte die Minorität diesen Mißgriff, als in der Sitzung vom 14ten Dezember die Französische Annehmungsnote vorgelegt ward. Die Ma-

jorität sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Hessen-Darmstadt und Baden erkannten die schwankenden Versicherungen der Französischen Minister mit dem verbindlichsten Dank. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre noch eine dankbare Rückantwort der Deputation beliebt, und man hätte durch Annehmung der Ausdrücke in der letzten Note auch noch die Französische Deutung des Beitritts der Deputation vollkommen sanktionirt. Die Minorität mußte also froh sein, es nur dahin zu bringen, daß die Note weggelegt ward. Alle Theile verschoben nun ihre stärkeren oder schwächeren Hoffnungen, noch einige günstigere Bestimmungen zu erhalten, auf die endliche Redaktion des Friedensinstruments.

Unterdeß bleibt Ehrenbreitstein, troß aller schönen Verheißungen, in der bedrängtesten Lage. Die Französischen Minister hatten bisher sich gar nicht darüber einlassen wollen. Erst als die Deputation, indem sie das Ultimatum annahm, diesen so billigen An-

trag nochmahls dringend empfahl, erklärten die Franzosen sich günstiger. Nun versprachen sie doch das Anliegen ihrer Regierung zur besondern Aufmerksamkeit zu empfehlen. Sie hofften, es werde in den Zustand der Dinge alle mögliche Erleichterung bringen, in Vertrauen auf die friedlichen Erklärungen der Deputation.

Aber diese Hoffnung blieb ohne allen Erfolg.

Die Kurtrierschen Abgeordneten wandten sich mit einer dringenden Vorstellung an den kaiserlichen Plenipotentiarius. Die Lage der Festung ist wirklich so, daß man sie bald räumen muß, wenn sie nicht Lebensmittel erhalten kann. Der brave Kommandant thut das äußerste. Auch schleicht, selbst nicht ohne Lebensgefahr, manchmal ein Schiffer sich mit einem Fahrzeuge in das Thal. Aber auf die Länge wird diese Hülfe unzureichend. Es ist nur zu klar: das Französische Direktorium will diese wichtige Festung mitten im Waffenstillstande durch Hunger zwingen.

Der Plenipotentiar foderte die Deputation auf, unverzüglich sich über die Sache zu berathen.

Damit indeß die Empfindung nicht zu lebhaft würde, kam zur rechten Zeit eine Anzeige anderer Partikularabgeordneten, daß man schon eine merkliche Erleichterung wegen der ausgeschriebenen Kontributionen auf dem rechten Rheinufer bemerke.

Natürlich behandelte man beide Eingaben in derselben Deputations-Sitzung.

Indeß die Minorität auf eine abermahlige Befragung der Französischen Gesandtschaft bestand, und auf die Anrufung des Kaisers zum Schutz der bedrängten Festung, wenn nicht sogleich eine beruhigende Antwort erfolgte — wollte die Majorität der Französischen Gesandtschaft zugleich ihren Dank bezeigen, wegen der Erleichterung des rechten Rheinufers.

Beide Anträge wurden in einer Note vereinigt, welche die Französische Gesandtschaft am Neujahrsabend erhielt.

Diesmahl antwortete sie nicht gerade zu: aber sie hat der Deputation heute eine Note von wichtigerem Inhalt zugesandt, die zugleich über Ehrenbreitstein deutlich genug entscheidet.

Sie erklären, wenn die Reichsversammlung den Eintritt der Russischen Truppen auf das Reichsgebiet bewillige, oder sich demselben nicht wirksam widersetze, so sei der Marsch derselben auf Deutschem Gebiet eine Verletzung der Neutralität von Seiten des Reichs. Unsere Unterhandlung würde dann abgebrochen, und die Republik halte sich gegen das Reich in dasselbe Verhältniß zurückgesetzt, wie vor Unterzeichnung der Friedenspräliminarien von Leoben und vor Abschluß des Waffenstillstandes.

Eine Note gleiches Inhalts stellten sie auch der Gesandtschaft des Königs von Ungarn und Böhmen zu. Sie begehrten dabei von dem Kaiser eine bestimmte und befriedigende Erklärung in dieser Rücksicht, welche alle Freunde des Friedens beruhigen könnte.

Unstreitig ist nun das Signal zum Kriege gegeben. Es hängt sicherlich nur von den Umständen ab, wann man die friedliche Maske völlig abwirft.

Schon seit dem Abbruch der Unterhandlungen zu Selz ward die Annäherung Oesterreichs an Rußland vorbereitet. Das Russische Hülfskorps setzte sich allmählig in Marsch. Das erste Korps kam am 13ten Dezember zu Brünn an. Der Kaiser ist selbst entgegengereiset und hat es manoeuvriren sehen. Man hat in der Stille in den kaiserlichen Staaten alle Vorbereitungen gemacht: aber, wie es scheint, auch diesmahl nicht zu einem zeitigen Angriff.

Auf seiner Seite war das Direktorium der Französischen Republik auch nicht müßig. Dem Schein nach behauptete es, nur an Frieden zu glauben. Ueberrascht durch die Besetzung von Graubündten, bewies es sogar eine ungewöhnliche Sanftmuth gegen Oesterreich. Die Unterhandlungen wurden immer fortgesetzt. Man machte Oesterreich Anträge,

die schwerlich so gemeint waren. Denn an dem Hauptpunkt, der Räumung Italiens und der Schweiz, scheiterte jede Unterhandlung. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß man in Ernst glaubte, Oesterreich täuschen zu können. Aber dem Direktorium lag Alles daran Zeit zu gewinnen. Es bereitete seine Finanzquellen. Die neu ausgehobenen Truppen versammelten sich, und wurden geübt. Der nachtheilige Eindruck der Schlacht bei Abukir ward schwächer. Die Abneigung der Nation gegen den Krieg ward hier und da aufgewogen durch den Stolz. Das Direktorium zeigt doch wirklich — so hieß es schon von manchen Seiten — alle Mäßigung: es wendet Alles an, den Frieden zu erhalten. Die golddürstigen Engländer und die Barbaren von Norden, wollen durchaus den Krieg: Nun wohl, sie sollen ihn haben.

In eben dem Maß, wie das Direktorium so in seinen Mitteln und Hoffnungen vorrückte, änderte sich auch seine Sprache. Besonders ist das auffallend geworden, seit

der Annehmung des Ultimatums. Die Französischen Diplomaten, ihre Journale — bekanntlich ein Mittel, dessen die Regierung sich sehr häufig bedient — fangen an gegen Preußen sich sehr gütig zu bezeigen. Dies ist das unfehlbaee Zeichen, daß man Oesterreich verloren giebt. Ohne Zweifel hat die Wahrscheinlichkeit, die täuschenden Unterhandlungen noch länger hinzuhalten, in diesen Tagen mehr abgenommen. Daher die den Französischen Ministern jetzt selbst unerwartet durch einen Kourier überbrachte Note.

V. Brief.

Rastadt, den 28sten Jan. 1799.

Indeß wir hier täglich die Auflösung des Kongresses erwarten, der jetzt in gänzliche Unthätigkeit versunken ist, habe ich die unwillkührliche Muße Gegenständen der Französischen Litteratur gewidmet, womit mich eine günstige Gelegenheit hier genauer bekannt machte. Heute will ich mich mit Ihnen über einen derselben unterhalten, der gewiß auch für Sie großes Interesse hat. Er hängt ohnedies auch zusammen mit Erinnerungen, die der jetzigen politischen Lage nur zu nahe verwandt sind.

Ich rede von den Theophilanthropen, die fortdauernd in Frankreich, insonderheit in Paris, so viel Aufsehen machen.

Ganz gemäß dem natürlichen Gange der menschlichen Empfindungen hatte, bei den unläugbaren Mißbräuchen des römisch-katholischen Kults schon vor der Revolution, der praktische Atheism viele Proseliten. Diesem einreißenden Uebel zu wehren, fielen gute, moralische Männer auf die — schon einige Jahre früher in England ohne Erfolg angewandte *) — Idee, der natürlichen Religion eine konventionelle Form zu geben. Während der ersteren Jahre der Revolution wagten sie nicht, ihre Wünsche kund zu machen. Damahls war keine Neuerung, auch die unschuldigste nicht, sicher vor politischer Verletzung.

Aber Robespierre selbst, der schreckliche Robespierre, schien ihr Vorhaben zu begünstigen. Als er es rathsam fand, von erklärter Religionsstürmerei zur Gottseligkeit

*) Ein gewisser Williams hat eine Sammlung deistischer Vorträge für eine solche Gemeinde herausgegeben.

überzugehen, hielt er die natürliche Religion für den sichersten Anker. Seine lächerliche Proklamation des Daseins Gottes, sein mit Leidenschaft gegründeter Dienst der Vernunft, sein berüchtigtes Fest vom 20sten Praireal 1794 — waren alle in diesem Sinn. Er verarbeitete bloß den Stoff nach seiner Art — als ein Wüthender, der nichts achtet, und kein Gesetz, als seine Laune kennt.

Unter seiner Egide breitete sich der förmliche Kult der Vernunft, als Gottheit, auch in den Departementern aus. Freilich war diese Gottheit weder eine weise, noch eine wohlthätige. Zu ihren Priesterinnen, im möglichst leichten Kostüm ausgestellt, wollten sich nur die verworfensten Weiber hergeben. Dabei übertrafen die Diener der neuen Religion an Intoleranz allen Altkatholischen. Sie ließen es selten dabei bewenden, den Gebrauch einer Kirche zu ihrem Treiben zu erzwingen: gewöhnlich verfolgten sie auch mit blinder Wuth die, welche es wagten, sich

mit Eifer zur kristlichen Religion zu bekennen.

Vielleicht war es eben diese Entheiligung, welche einige besser gesinnte Freunde dieses Systems bewog, hervorzutreten. Sie entwickelten die wesentlichen Ideen, und reinigten sie sorgfältig von den Auswüchsen.

Der Deputirte d'Aubermenil *) war ihr Vorgänger. Er hielt sich für einen Schüler der Magier, und wollte, jeder Hausvater solle das geistliche Oberhaupt seiner Familie sein. Für diesen Hausgottesdienst ließ er im September 1796 ein kleines Andachtsbuch drucken: Manuel des Théanthrophiles, ou adorateurs de Dieu et amis des hom-

*) Er ward von dem Wohlfahrtsausschuß genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, wenn er nicht geächtet sein wollte; aber am 11ten August 1795 ward er von der gesetzgebenden Versammlung zurückgerufen. Nachher widersetzte er sich der Buonaparte'schen Revolution. Er ward daher aus der gesetzgebenden Versammlung ausgeschlossen, und zur Detention in dem Departement der Charente Inferieure verurtheilt: allein das Dekret ward sogleich wieder aufgehoben.

mes, contenant l'exposition de leurs dogmes, de leur morale et de leurs pratiques religieuses.

Als diese Schrift bekannt ward, vereinigten sich einige Familien in Paris zu einer gemeinschaftlichen Andachtsübung nach dieser Lehre. Fünf Familienväter, Chemin, Mareau, Janes, Havy, Mandar legten den ersten Grund zu der Einrichtung. Sie hielten ihre erste Zusammenkunft im Jenner 1797 in Havy's *) Hause. Mandar hatte ein Handbuch verfaßt, mit einigen Abänderungen dasselbe, was schon gedruckt war.

Das Handbuch ward von der Versammlung angenommen. Auch den Namen änderten sie. Sie nannten sich Theophilanthropen, statt der vorigen, härter klingenden Benennung. Man vereinigte sich, allgemeine Zusammenkünfte an den Tagen zu halten, welche mit den (ehemahligen) Sonntagen zutreffen. Diese Zusammenkünfte soll-

*) Der menschenfreunliche Lehrer der Blinden.

ten religiöse und moralische Feste heißen. Die Komite sollte wöchentlich eine Stunde zusammentreten, um die Reden und Vorträge für die nächste Generalversammlung zu bereiten und zu prüfen. Alle Formen zielten darauf ab, daß sie nicht als Feierlichkeiten eines ausschließenden Kults zu betrachten wären. Der eigentliche Gesichtspunkt wäre, diejenigen zur Religion hinzuziehen, die keinem besonderen Kult anhingen. Dann könnten sie auch, als moralische Uebungen, den Schülern aller Sekten nutzen. Daher müßte man sorgfältig Alles vermeiden, was die Gesellschaft als eine Sekte darstellen könnte. Sie würde keiner einzigen Sekte Grundsätze abschwören oder bestreiten. Sie würde kein Ritual, keine Priester haben. Man sollte nie etwas in den Versammlungen hören, was sich nicht für alle Sekten, für alle Zeiten, alle Länder, alle Regierungen schicke.

Die Feste werden in einem angemessenen, anständigen Lokal gefeiert.

Sie haben keine andere Verzierungen,

als moralische Inschriften; einen einfachen Altar, auf dem man, zum Zeichen des Danks gegen den Schöpfer, Blumen oder Früchte darbringt, wie die Jahrszeit sie giebt; eine Bühne für Reden und Vorträge.

Die erste Inschrift über dem Altar enthält die beiden religiösen Lehrsätze, den Grund der theophilanthropischen Moral:

Nous croyons à l'existence de Dieu
à l'immortalité de l'ame.

Die vier anderen Inschriften, an den vier Seiten der ersten, erinnern an die allgemeinen Vorschriften der Moral, und an die besondern Pflichten jedes Alters.

2.

Adorés Dieu,
Chérissés vos semblables,
Rendés-vous utiles
à la Patrie.

3.

Le bien
est tout ce qui tend
à conserver l'homme
ou à le perfectionner.

le mal
est tout ce qui tend à le détruire
ou à le
detériorer.

4.

Enfans;
honorés vos pères et mères.
Obeïssés leur avec affection.
Soulagés leur vieillesse.

Pères et mères
Instruisés vos enfans.

5.

Femmes,
Voyés dans vos maris
les chefs de vos maisons.

Maris,
aimés vos femmes,
et rendes-vous
réciproquement heureux.

In den Versammlungen liest einer der Familienväter ein Stück aus dem Handbuch. Sein Kostüm ist einfach und anständig: ein langes weißes Kleid. Doch bindet diese Vor-

schrift nur diese Gesellschaft: nicht andere, welche sich nach ihrem Vorbilde vereinigen.

Nach einem Gebet, singt man eine Hymne. Der Familienvater hält darauf einen abwechselnden moralischen Vortrag. Man singt wieder eine Hymne. Dann schließt der Familienvater das Fest durch eine angemessene Anrede. Er endigt sie mit den schönen Worten: „Gehet hin in Frieden. Entzweiet euch nicht wegen Meinungen. Liebt euch unter einander."

Jedem Familienvater, der den Vortrag halten will, bleibt die Wahl des Gegenstandes und der Ausdrücke ganz überlassen. Nur für die, welche nicht eigene Aufsätze machen wollen, enthält das Handbuch eine kleine Sammlung von kurzen Reden, Grundsätzen, Hymnen und Liedern aus den vorzüglichsten Schriftstellern *). In einer der Fortsetzun-

---

*) Es ist gedruckt unter dem Titel: Le culte des Théophilanthropes, ou adorateurs de Dieu et amis des hommes: contenant leur Manuel et

gen des Handbuchs finden Sie auch einen moralischen Unterricht in Fragen und Antworten für Kinder, besonders in dem Alter von neun bis zwölf Jahren.

Als sich nun die Zahl der Anhänger dieser Lehre — vielleicht durch Neuheit begünstigt — sehr vermehrte, fanden die Stifter es rathsam, auch die Feste zu vervielfältigen.

Sie ordneten daher auch besondere theophilanthropische Feste an, ganz entgegen dem ursprünglich angegebenen Zweck der Gesellschaft.

„Alle Uebungen der Theophilanthropie," sagen sie in ihrer öffentlichen Bekanntmachung, „sie seien öffentlich, oder bloß häuslich, haben den gleichen Zweck, den Menschen zurückzurufen zur Anbetung der Gottheit und zur praktischen Tugend. Dieser

---

un Récueil de Discours, Lectures, Hymnes et Cantiques pour toutes leurs fêtes religieuses et morales. N. I — IV. 1797 — 1799. 12.

Dienst gestattet, an sich, keine besondere Feste, weil sie nur dahin gehen würden, eine Sekte aus der Theophilanthropie zu machen, und den Aberglauben darin einzuführen. Eigentlich sind alle Mythologien nur entstanden aus der vorzüglichen Huldigung, welche man entweder Eigenschaften der Gottheit erwies, oder einzelnen Tugenden oder sogar gewissen Geschöpfen. Jenes erweckte falsche Begriffe, indem man die Eigenschaften der Gottheit nur immer unter den gegebenen Verhältnissen betrachtete: Dieses vergötterte die angebeteten Tugenden und Geschöpfe in den Augen der Leichtgläubigen."

„Die Theophilanthropie ist der Dienst der natürlichen Religion. Die Natur aber, stets so einfach als erhaben in ihrem Gange, giebt uns kein System für besondere Feste. Sie bietet uns nur die Gelegenheit, auf verschiedene Weise des Schöpfers Wohlthaten zu feiern, nach den verschiedenen Jahrszeiten und den verschiedenen Abschnitten des menschlichen Lebens. Das erste Ri-

tual*) würde also hinreichen, wenn wir uns nur betrachten als Theophilanthropen, oder, welches dasselbe ist, als Weltbürger. Es enthält ein vollständiges System der allgemeinen Theophilanthropie, welche, seit vielen Jahrhunderten, ein bloß geistiger Gottesdienst war, und, durch dieses System, auch ein äußerer und praktischer Dienst wird."

„Aber wenn der Urheber der Natur alle Menschen vereinigte durch die Bande einer gemeinschaftlichen Religion und einer gemeinschaftlichen Moral, köstliche Bande, die man sich wohl hüten muß zu zerreißen, indem man Lehren und Gebräuche einführt, die nicht dem ganzen Menschengeschlecht ange-

*) In diesem ersten Theile waren enthalten die allgemeinen Lehrsätze und moralischen Vorschriften, sechs Hymnen, eine Rede über das Dasein Gottes, Weisheitsregeln aus dem Buche der Anbeter, Auszüge aus verschiedenen Moralisten über die Natur Gottes und die verschiedenen Beweise seines Daseins aus der Natur, moralische Gedanken aus der Bibel, Betrachtung der Natur in den ersten Frühlingstagen, Auszug aus Confuz's moralischen Gedanken.

messen sind: so hat er auch gewollt, daß diese große Familie, behuf der politischen Verwaltung, in mehrere Gesellschaften getheilt wäre. Diese Gesellschaften müssen Einrichtungen haben, welche den Bürgern eine lebhafte Vaterlandsliebe einflößen, ohne sie von der Zuneigung abzuziehen, die sie ihren auf der ganzen Erde verbreiteten Brüdern schuldig sind. Diese nationalen Einrichtungen sind es, welche die Theophilanthropen, Freunde ihres Vaterlandes und seiner Gesetze, eben sowol aus Empfindung, als aus Pflicht, feiern, in ihren gottesdienstlichen Uebungen, unter ihren Verhältnissen mit der Sittlichkeit. Das sind auch die einzigen besonderen Feste, welche sie haben wollen und haben müssen."

„Nach diesen Grundsätzen, feiern die Theophilanthropen der Französischen Republik, außer jenen Festen, die der Geburt, dem Unterricht der Kinder, den Ehen und dem Absterben gewidmet sind, und außer den Festen der vier Jahrszeiten, auch

auch folgende Nationalfeste, welche eine allgemeine gesetzliche Anordnung bestimmt. Den 1sten Vendemiaire: das Fest der Stiftung der Republik; 30sten Ventose: das Fest der Volkssouverainetät; 10ten Germinal: das Fest der Jugend, welches mit dem des Frühlings zusammentrifft; 10ten Florial: das Fest der Ehegatten; 10ten Prairial: das Fest der Dankbarkeit; 10ten Messidor: das Fest des Ackerbaues, welches mit dem des Sommers zusammentrifft; 10ten Thermidor: das Fest der Freiheit, welche man überdies unter moralischen Gesichtspunkten am 14ten Julius, 10ten August und anderen von dem Gesetz angegebenen Tagen feiert *); 10ten Fruktidor: das Fest der Greise."

„Die Feier aller dieser Feste besteht in angemessenen Gesängen und Reden. Sie

*) Bei den meisten dieser Taage möchten doch die moralischen Gesichtspunkte etwas schwer aufzufinden sein.

sollen, so zu sagen, die Vorläufer der Nationalfeste sein. Die Bürger müssen sich, wenn sie aus der religiösen Versammlung kommen, nach der bürgerlichen Feierlichkeit begeben."

Um Ihnen aber eine vollständige Uebersicht des Geistes der Lehre zu geben, setze ich Ihnen hier, aus der dritten Fortsetzung der Akten, die Schilderung her, welche sie selbst davon entwerfen.

„Der Dienst, den wir in den Gewölben dieses Tempels der Gottheit darbringen, ist kein neuer Dienst: er ist so alt, als die Religion selbst. Er ist der ehrwürdige Dienst der ersten Sterblichen, des Menschen, der aus des höchstens Wesens Hände kam, und, in der Ergießung seiner Dankbarkeit, Den segnete, welchem er die Wohlthat seines Lebens verdankte, und das noch schätzbarere Geschenk der Vernunft und des Gefühls. Dieser ursprüngliche Dienst, diese Religion der Natur ist die, zu welcher sich die Theophilanthropen bekennen. Groß in ihrem Ge-

genstand, rein in ihren Beweggründen, einfach in ihrem äußeren Charakter, beschränkt sie sich darauf uns zur Dankbarkeit gegen den Urheber der Welt zurückzurufen: uns die rührenden Verhältnisse *) erblicken und empfinden zu lassen, welche zwischen Gott und uns Statt finden; in unserer Seele durch Lehren der Weisheit, die wesentlichen Wahrheiten zu befestigen, deren Erkenntniß wir nicht vernachlässigen können, ohne das Band zu zerreißen, welche das vernünftige Geschöpf an Den knüpft, der es mit Verstand begabte. Besonders aber besteht sie darin, uns durch vollständige Belehrung die wichtigen Pflichten einzuschärfen, welche wir erfüllen müssen, um gut und gerecht zu sein, um unser Glück zu sichern und zu dem unserer Mitbürger beizutragen."

„Unter allen verschiedenen Kulten, die in dem Laufe der Jahrhunderte entstanden,

---

*) Das touchans ist ein echt Französischer Ausdruck: ich glaube nicht, ein Deutscher könnte so etwas sagen.

ist nicht einer, dessen Ursprung die Geschichte nicht angebe. Aber daran zweifelt niemand, daß die natürliche Religion so alt sei, als die Welt. Diese ursprüngliche Religion ist die Quelle und der Grund aller derer, die ihr folgten: wäre sie falsch, so würden alle anderen zugleich denselben Mangel haben. Wie verblendet und thöricht wäre also der, welcher, einem anderen Kult zugethan, von der Wuth der Intoleranz hingerissen, die Reinheit unserer Einrichtung, das Alter unserer Lehren und Moral nicht achten wollte! Könnte er unsere Grundsätze angreifen, ohne seine eigenen in ihrer Grundlage selbst zu erschüttern? Alle Kulte beruhen auf demselben Grund: Dankbarkeit gegen Gott, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Wohlthätigkeit, Liebe gegen seines Gleichen und das Vaterland. Das sind auch die Vorschriften unserer Lehre."

„Sie sind in der Natur geschöpft: sie sind keinem Verderbniß, keinem Wandel unterworfen. Sie wurden nicht auf uns fort-

gepflanzt, nur geschrieben auf Baumrinden oder Wachs, noch gegraben auf Stein oder Erz, die auch der Verwüstung und der Veränderung durch den Zahn der Zeit unterworfen sind. Nein! Sie sind unseren Herzen eingeprägt durch Gott selbst, in unauslöschlichen Zügen, die jedem Menschen an das Herz reden, der seines Gewissens Stimme hören will. Die Religion, welche uns diese heilsamen Vorschriften zum Gesetz macht, entspringt aus derselben Quelle: sie existirte von dem Augenblick an, als Menschen auf der Welt lebten. Unstreitig war diese Religion hinreichend, so lange es noch keine andere gab. Die Theophilanthropen glauben, daß Pflichten und Bedürfnisse der Menschen stets dieselben sind: daß Gott, nothwendig unveränderlich, uns keine neue Verpflichtungen, keine neuen Gesetze auflegen wollte. Dieser Kult ist gestempelt durch seine Einfachheit, wie Alles, was von Gott und der Natur kömmt. Er schreibt uns nichts zu glauben vor, was über unsere Fassungskraft

gehe, und nicht mit der gesunden Vernunft übereinstimme."

„Mysterien sind etwas Verborgenes, Unbegreifliches: sie fügen den sicheren und festen Grundsätzen der Moral und Gerechtigkeit nichts hinzu. Daher halten die Theophilanthropen sich nicht verpflichtet, einen Gegenstand ihres Glaubens daraus zu machen. Sie halten sich bei den Glaubenslehren nur an die allgemein angenommenen Wahrheiten, die von dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele; Wahrheiten des Gefühls, von anerkanntem Werth, in welchen jeder Mensch seine ganze Würde anerkennt, und alle Beweggründe des Trostes und der Hoffnung findet. Zu diesen beiden geheiligten Wahrheiten bekennen die Theophilanthropen sich öffentlich und praktisch. Es sind die einzigen, welche sie annehmen, weil ihr Gewissen und ihre Vernunft ihnen keine anderen zeigen. Sie suchen nicht einmahl sie zu ergründen, überzeugt, daß eine Uebung der Tugend besser sei, als die scharfsinnigsten

Systeme. Sie erkennen Gott in der Erhabenheit seiner Werke, in der Weisheit seiner wohlthätigen Vorsehung: aber sie bekennen freimüthig, daß sie sein Wesen nicht durchdringen. Und was liegt uns daran? Nicht diese Wissenschaft ist es, die er von uns begehrt, sondern ein reines Herz, frei von Haß und Neid. Der Kult der Theophilanthropen ist sich selbst ein unverwerfliches Zeugniß. Er bedarf keines fremden Ansehens, um seinen erhabenen Ursprung zu beweisen. Das ewige Gesetz selbst wird durch ihn proklamirt; diese Proklamation können keine Zeit und keine Menschen aufheben, weil die Menschen, so lange die Welt steht, immer Pflichten zu erfüllen haben, und Rechenschaft abzulegen gegen Den, welcher Ordnung und Harmonie des Ganzen leitet."

„Die Theophilanthropen erkennen nur einen Mittler zwischen Gott und Menschen: das Gewissen. Alle Sterblichen werden während ihres Lebens vor den strengen Richterstuhl gezogen: noch nach ihrem Tode wird

Gott sich darauf berufen. Die Urtheile, welche das Gewissen spricht, wird der oberste Richter nicht umstürzen."

„Bei den Theophilanthropen besteht die Religion mehr in Handlungen als in Worten. Sie widmen der Spekulation nur wenige Augenblicke *): ein arbeitsames, thätiges, unschuldiges Leben ist der Geist und der Buchstabe ihres Kults."

„Ihr Kult kann nur Gutes wirken, nie schaden. Er sieht nicht auf die Person, hat nichts Ausschließendes, nichts Lokales: er nähert den gesitteten und wilden Menschen einer dem andern: den Philosophen und den Ununterrichteten: das Kind und den Greis: den Weisen und den Thoren."

„Jene verderblichen Lehren, welche den Vater vom Sohn entfernen, den Menschen gegen seinen Mitbruder bewaffnen, den Gelehrten dem Haß, der Verfolgung der Un-

---

*) Ob dies auch unbedingt eine Empfehlung der Theophilanthropie sein soll?

wissenheit und der wüthenden Schwärmerei aussetzen: jene leidenschaftlichen und wilden Gesinnungen, welche die Gemüther trennen, die Gesellschaften verstören, das Blut vergießen lassen, und des Bürgerkrieges Fackeln anzünden — das alles kömmt nicht von der Religion, und kann nicht von ihr kommen. Im Gegentheil, sie läßt aus allen Gegenden der Welt zum Himmel erschallen den Jubelgesang des Danks; sie schildert uns die ganze Welt als eine einzige, unermeßliche Familie, deren Vater unser Gott ist. Ihr verdanken wir es, daß es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben hat und geben wird Verträge im Namen des Allmächtigen geschlossen, heilige, von allen geachtete Vereinbarungen."

„Und wie könnte auch die Religion der Natur Böses stiften? Es ist das System der allgemeinen Toleranz und Wohlthätigkeit. Gott ist ihr Anfang und Ende: was sie bei dem Anfang der Zeiten gebot, wird sie stets, ohne irgend einen Wechsel gebieten. Ihr

Einfluß ist sanft, wie der Einfluß der Natur: sie übt ihre Herrschaft nur über den Geist, nicht über den Körper. Eins in ihrem Wesen, ist sie der Verschiedenheit der Formen nach ihren Grundsätzen nicht entgegen, wenn nur die Herzen nicht feind sind. Sie hat nur einen Gegenstand: Gott und die Vernunft; nur einen Zweck: das Wohl aller Menschen. Ihr liegt wenig daran, welche Wege sie dazu wählen, wenn sie nur während der Reise sich nicht einander schaden, nicht tirannisiren, sondern sich helfen, verzeihen, und mit gegenseitiger Nachsicht tragen."

„Daher beeifern sich die Theophilanthropen auch in ihren Versammlungen stets das Muster zu geben von Eintracht und Anständigkeit. Zwar ist in ihren Augen das Weltall und des Menschen Herz der einzige, der Gottheit würdige Tempel: mit ihren Grundsätzen stimmt es nicht überein, die ganze Majestät des Urhebers der Natur in den engen Raum eines Gebäudes einzuschließen.

Aber wir können doch nicht immer unter des Himmels unermeßlichem Gewölbe Gott unsere Huldigungen darbringen, und uns gegenseitig belehren. Es ist also genug, daß der Tempel, wo wir versammlet sind, auf irgend eine Weise zum besonderen Dienst des höchsten Wesens gewidmet ist, damit die Theophilanthropen eine ehrfurchtsvolle Stille darin beobachten, und sich zur Andacht erheben. Es ist hinreichend, daß ein Tenpel der gemeinschaftlichen Gottesverehrung aller Kulten gewidmet sei, daß Menschen, unsere Brüder, ihn stets als einen dem Ewigen wohlgefälligen Sitz verehrten, damit dieser Ort den Theophilanthropen *) eben so heilig werde, als ihnen."

---

*) Darin eben lag der große Stein des Anstoßes. Als die Theophilanthropen anfingen sich mehr auszubreiten, wollten sie mit den Römisch-Katholischen die Kirchen gemeinschaftlich benützen. Die vollziehende Gewalt — an ihrer Spitze der Direktor Larevelllere Lepaux, ein eifriger Theophilanthropist — schützte sie aus allen Kräften: allein die herrschende Kirche, obgleich da-

„Außerhalb ihrer Versammlungen dulden die Theophilanthropen, aus Grundsätzen der Friedlichkeit und Gerechtigkeit, alle religiöse Meinungen, die sie nicht anerkennen. In ihren Tempeln gehen sie noch weiter: hier schonen sie diese Meinungen bis in den unbedeutendsten Zweifeln derer, die ihnen anhängen. Sie bedienen sich der Freiheit, selbst das nicht anzunehmen, was sie nur für Irrthum und Vorurtheil halten: aber sie thun es nicht, um eine hochmüthige Verachtung zu zeigen, um Streit zn erheben, noch weniger um diejenigen zu beleidigen und zu kränken, welche nicht dieselbe Einfachheit in ihrem Glauben und Gebräuchen haben. Einem Vaterlande ergeben, eines Vaters Kinder, wie verschieden auch die Art ihm zu dienen und anzubeten sei, achten sie in allen ihren Mitbürgern die Freiheit der Meinun-

---

mahls noch nicht wieder so genannt, widersetzte sich so nachdrücklich, daß die Theophilanthropisten nicht durchdringen konnten.

gen und des Gewissens, und sind ihnen, als Menschen und insonderheit als Franzosen, um der Verschiedenheit willen, nicht minder ergeben."

„Auch ist diese Gesinnung der Theophilanthropen nicht erst von heute. Die neue Ordnung der Dinge, indem sie die Freiheit des Kults anerkannte, gab den Theophilanthropen nur Gelegenheit, sie öffentlich zu bekennen. Und warum sollten diese Gesinnungen nicht von Dauer sein? So lange Menschen, welche durch verschiedene religiöse Meinungen getrennt sind, nicht friedlich mit einander in der bürgerlichen Gesellschaft leben könnten, wenn sie nicht abgesondert wären, hat der menschliche Geist noch keinen entschiedenen Fortschritt in der Zivilisation gemacht. Ungeachtet einiger Verschiedenheit in der Lehre und den Gebräuchen des Kults muß man sich gewöhnen, sich mit Wohlwollen zu sehen, nur einen Tempel zu haben, wie einen Gott. Hat man einmahl diese Gewohnheit angenommen, einmahl diese Einigkeit

gestiftet, so hat man schon einen Riesenschrit gethan zur allgemeinen Verbrüderung."

„An den Theophilanthropen wird es sicherlich nicht liegen, wenn diese so wünschenswerthe Brüderlichkeit nicht eintritt. Und wenn die Grundsätze der Theophilanthropie ihnen untersagen, irgend eine von der ihrigen abweichende religiöse Meinung anzugreifen, zu tadeln oder zu kränken, warum wollte man sie mit besorgtem Auge ansehen? warum ihnen gehäßige Absichten unterlegen? Die Theophilanthropen haben keine andere Absicht, als die Menschen durch Ueberredung und Sanftmuth zur Religion und Gerechtigkeit zurückzuführen, und zur Wiederherstellung der Sitten und des allgemeinen Wohls beizutragen."

„Möge man über die Theophilanthropen urtheilen, wie man wolle; sie werden sich dennoch nie von den Grundsätzen der Weisheit und des Wohlwollens entfernen, wozu sie sich bekennen. Wenn auch ihre Wünsche nicht allgemein durch einen glückli-

chen Erfolg gekrönt werden: so haben sie dennoch der Welt ein großes Beispiel gegeben, nämlich brüderlich zu leben mit allen Menschen, welches Glaubens sie immer sein mögen."

Sie sehen aus der letzten Deklamation, daß es mit dieser brüderlichen Eintracht nicht so auf das Reine ist. Wirklich ist diese Schule — anders kann man sie wol nicht nennen — heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Ihre orthodoxen Gegner suchen immer etwas von den Greueln der Schreckenszeit auf sie zu werfen, weil Robespierre während der letzteren Zeit seiner Wirksamkeit ungefähr ähnliche Grundsätze bekannte. Allein dieser Vorwurf ist unverdient. So viel man erfährt, zählet sie viele aufgeklärte, verständige und billig denkende Männer unter ihren Freunden und Vertheidigern. Und auf keinen Fall scheint man Anlaß zu haben zu besorgen, daß sie zu gewaltsamen Maßregeln führen würde, wenn auch ihre Anhänger die Macht dazu in Händen hätten.

Allein eine andere Frage ist es, ob man sich je einen gewissen Erfolg davon versprechen kann?

Das glaube ich nicht. Vielmehr hat mich jetzt das Studium dieser neuen Form einer nicht geoffenbarten Religionslehre aufs neue überzeugt, daß der Glaube der Offenbarung dem Charakter einer wirksamen Religion durchaus wesentlich sei.

Die Moral, welche diese Sammlung enthält, ist rein: zum Theil erhaben. Manche Sätze, den weisesten Volkslehren nachgebildet, sind trefflich ausgedrückt. Unter den Gesängen sind einige, nach meiner Empfindung wenigstens, wahrhaft herzerhebend. Kurz, als Literaturprodukt betrachtet, würde ich die Arbeit für vorzüglich halten, und mich gerne über die seichteren Betrachtungen und die leeren Worte wegsetzen, die freilich auch mit unterlaufen.

Allein wenn ich mich frage, welche Wirkung diese Reden und Gesänge als Re=

ligionsübung haben würden, so fällt die Antwort nicht so günstig aus.

Dem wahrhaft aufgeklärten, sittlichen Mann sind sie wohl nicht bestimmt. Genügt ihm der Glaube an Gott durch die Vernunft, ohne sich weiter um das Wie zu bekümmern, so bedarf er auch dieser Ermunterungen der Andacht nicht. Er wird die schönen moralischen Sprüche mit Interesse lesen, wird in die Gesänge mit Rührung einstimmen, aber nicht unter dem Vehikel der Religionsübung. So ermüden sie ihn vielmehr: und die treffendsten Vorstellungen verlieren durch eine Wiederholung der Art in der That an Kraft.

Sehen wir aber auf die große Wahrheit der Menschen: denken wir uns diese Lehren als Inbegriff einer Volksreligion — so erscheinen sie offenbar unzulänglich. Was allen Religionen in der Welt ihre magische Kraft giebt — ich nenne es mit voller Ueberzeugung ihre Legitimation als göttliche Veranstaltung — das ist gerade die Ueber-

zeugung, daß sie von der Gottheit herrühren. Dieselben Lehren, als göttliche Offenbarung betrachtet, erhalten dadurch ein Gewicht bei den Menschen, was ihnen sonst nichts geben kann. Sie werden uns wissenswerther: sie geben uns kräftigere Beweggründe ihnen Folge zu leisten. Darin ist auch das Historische in allen Religionen wesentlich. Wir können in unserer Vorstellung die Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Religion, nicht trennen von der Kenntniß der Art, wie ihre Lehren auf uns kommen. Mag ein Spötteln der Voltaire uns zehnmahl von der Unmöglichkeit zu überzeugen wähnen: wir glauben dennoch unwillkührlich. Wir können alle Wunder, alles Uebernatürliche aus einer positiven Religion für den aufgeklärten Mann wegnehmen: und er glaubt dennoch an die Religion, als positiv. Er hält sie für mittelbar geoffenbart, als eine Veranstaltung der Gottheit zur Belehrung der Menschen. Und dafür erkennt er sie so lange, bis ihm eine vernunftmäßigere be-

kannt wird. Daß dies je der Fall sein könne, bei einer Religion, die sich auf keine historische Tradition gründe, halte ich nicht für möglich. Und unter allen Traditionen, kömmt, wenn wir unbefangen urtheilen wollen, doch wol keine der kristlichen Religion gleich.

Meine Phantasie hat mir diese Tempel der Theophilanthropen neben Ihrem Betsal in Dessau gemahlt. Welch ein Unterschied, lieber Sander! Und dennoch war auch in Dessau das Ritual äußerst einfach: vielleicht eben so einfach, als das der Theophilanthropen. Aber dort erfüllte uns alle der Gedanke, wir vereinigen uns durch des Schöpfers Veranstaltung, unser Herz zu ihm zu erheben, auf die Weise, wie wir es jetzt thun. Den Gedanken können wir nicht haben in dem theophilanthropischen Tempel. Er wird auch dem aufgeklärten Mann nie sein, was ihm jener ist.

Von der ungebildeten Menge wollen wir nicht reden. Die Stuffe der Menschheit

scheint noch zu fern über unsern Gesichtskreis hinaus zu liegen, wo man an die Möglichkeit denken könnte, ihr den Glauben an die absolute Göttlichkeit des historischen Ursprungs unserer Religion zu nehmen.

Auch als bloß moralisches Institut scheint mir diese festliche Einrichtung nicht geschaffen, um die allgemeine Theilnehmung lange zu fesseln, wenn sie auch je sie überall erregen sollte. Es ist zu viel Kleinliches, zu viel Spielendes darin, um fortdauernd anzuziehen.

Mit einem Wort, ich glaube nicht, daß es nöthig sein wird, irgend über die Ausbreitung der theophilanthropischen Schule sich zu kümmern. Sie wird von selbst erlöschen, wie ein Licht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VI. Brief.

Rastadt, den 6ten Febr. 1799.

Am 11ten Dezember, lieber Münter, erhielten wir hier die erste Nachricht von dem Krieg gegen Neapel, und gestern traf bei den Französischen Ministern schon die offizielle Nachricht ein, daß man ihn für beendigt halten könne.

Man sagt, die Königinn sei Schuld an dem Kriege. Sie können denken, wie hart man sie nun fast allgemein tadelt. So lange man Hoffnung eines guten Erfolgs hatte, als die ersten Nachrichten von den Fortschritten der Neapolitanischen Armee kamen, da schmäheten nur die Franzosen und ihre Klienten die unglückliche Fürstinn. Jetzt klagen auch alle die sie an, die bei dem un-

Bayerische Staatsbibliothek München

erwarteten Glück der Franzosen etwas zu fürchten haben. Freilich ist dies der gewöhnliche Gang der menschlichen Urtheile. Aber die Ungerechtigkeit schmerzt mich desfalls um nichts minder.

Mag die Königinn immerhin sich ihrem leidenschaftlichen Haß gegen die Französische Regierung überlassen haben! Wer ist der Sterbliche, der in ihrer Lage kalt zu bleiben behaupten darf?

Ich bin gewiß weit davon entfernt, Fürstenfehler dadurch zu entschuldigen, daß sie aus des Menschen Leidenschaft entspringen. Aber wir dürfen doch auch nie vergessen, daß Fürsten Menschen sind, und Menschen bleiben.

Es ist nicht möglich, in Verhältnissen, wo die Leidenschaft des Menschen auf das stärkste erregt wird, diejenige Unbefangenheit des Geistes zu behalten, die zu reifen Beschlüssen erfodert wird. Wenn Fürsten in einer solchen Lage Alles anwenden, was sie können, um sich der sorgfältigen Ueberlegung fähig zu machen, um den Eindrücken, die sich

nur auf ihre Person beziehen, zu widerstehen: so sind sie frei von aller Verantwortung.

Ob dies die Königinn von Neapel gethan habe, ist von ihren unbarmherzigen Verdammern nicht ein einziger zu beurtheilen im Stande. Man kann zugeben, daß sie nur aus Haß gegen Frankreich den Krieg angefangen habe: und man kann dennoch behaupten, daß die Politik eben dasselbe heischte. Ich möchte mehr sagen, — so weit sich aus den Umständen und ähnlichen Vorgängen schließen läßt, hatte die Regierung in Neapel Grund genug für die Erhaltung des Staats den Krieg anzufangen.

Seit der Stiftung der Römischen Republik, seitdem der König von Sardinien die Zitadelle von Turin abgeben mußte: war es nicht mehr zweifelhaft, welches Schicksal Neapel erwarten durfte. Nur einen Aufschub der Zerstörung, nur eine Verlängerung der prekären Existenz verdankte das Reich den Umständen. Es war ausgemacht, daß die

Französische Flotte, wenn sie von Alexandrien zurückkäme, Neapel angreifen sollte. Der König schloß einen Hülfstraktat mit Oesterreich, worin ihm 30000 Mann versprochen wurden. Diese Sicherheitsmaßregel klagten die Französischen Journale an, als einen erklärten Friedensbruch. Alles ertönte von Vorwürfen gegen diese treulose Regierung, als Nelson die Französische Flotte bei Abukir zerstörte. Das Französische Direktorium hielt nicht einmahl an sich, obgleich die Stunde des Angriffs noch nicht geschlagen hatte. Lacombe N. Michel gieng als Gesandter nach Neapel. Selbst seine Antrittsrede (am 2ten Oktober) verkündigte nichts Gutes. Die Regierung wußte, daß er keine friedliche Instruktionen habe, daß er den Gährungsstoff, der in diesem Reiche immer lodert, aufregen sollte, um von innen den Angriff zu unterstützen. Sogar bis auf den Plan der Republikanisirung war Alles vorbereitet, um diesem Reiche ein Ende zu machen, das die Französischen Machthaber

nur ungerne so lange noch getragen hatten.

Das alles wußte die Königinn. Sie war überzeugt, das Direktorium warte nur die Gelegenheit ab, den Angriff mit Erfolg zu thun. Dem Siege Nelsons verdankte sie einen Aufschub. Ist es ein unverzeihliches Verbrechen, daß man den Sieger in Neapel mit Entzücken aufnahm? Darf man es als blinde Leidenschaft verdammen, wenn die Königinn damahls, ermuntert durch die Englischen Gesandten und den glücklichen Seehelden, sich entschloß dem Angriff zuvorzukommen, der ihr gleichwohl schon in dem offiziellen Französischen Journal angedrohet war?

Ob sie den rechten Augenblick wählte, läßt sich wohl nicht beurtheilen, ohne zugleich genau zu wissen, auf welche Hülfe sie rechnen konnte. Dem Anschein nach stand es im Oktober eben nicht gut um die Sache des Direktoriums. In Frankreich war viel Mißvergnügen: eine entschiedene Abneigung gegen den Krieg, schlechte Finanzen. Der

Kern der Französischen Armee war in Egipten. Nelsons Sieg hatte ihr alle Hoffnung zur Rückkehr benommen. Durch diesen Erfolg war der Engländer Muth noch mehr gestiegen; die Zerstörung der Flotte war für Frankreich ein empfindlicher Verlust. Von allen Seiten zog sich das Ungewitter zusammen. In Italien, in der Schweiz, selbst noch in den Niederlanden, beständige Gährungen. Es bedurfte nur eines Anstoßes sie zum Ausbruch zu bringen. Ein beträchtliches Russisches Heer war auf dem Marsch: man hatte Grund seine Ankunft früher, als sie nachher erfolgte, zu erwarten. Auch die Türken nahmen Theil, und thaten den Franzosen manchen Abbruch.

Unter diesen Umständen kam am 6ten Oktober der General Mack zu Neapel an, um das Kommando der Neapolitanischen Armee zu übernehmen. Der Kaiser hatte ihn dem König von Neapel überlassen, als einen Offizier, dem man vorzügliche Stärke in der Taktik zuschrieb. Er war der Urhe-

ber des Planes zu dem Feldzuge vom Jahre 1794, dem man allgemein Gerechtigkeit widerfahren ließ, und dessen Mißlingen aus unvorherzusehenden Ursachen man ihm nicht beimessen konnte.

Am 10ten Oktober vernichtete der Englische Admiral Warren die Französische nach Irland bestimmte Expeditions-Eskadre. Alle Schiffe wurden genommen; auf ihnen Wolf Tone, der Stifter der Gesellschaft der vereinigten Irländer. Dadurch war alle Besorgniß wegen des Irländischen Aufruhrs gehoben. England sah sich von einem der gefährlichsten Feinde befreiet.

Am 19ten Oktober besetzten die kaiserlichen Truppen Graubündten. Das ungewohnt sanftmüthige Verhalten des Französischen Direktoriums bewies deutlich genug, daß es zum Schlagen nicht gerüstet war. Gleichgültigkeit gegen die Folgen, welche dieser wichtige Schritt haben konnte, ließ sich von der Französischen Regierung nicht erwarten.

Daß der kaiserliche Hof ihre Besorgnisse nicht in Erfüllung gehen ließ — daß er die damahligen günstigen Verhältnisse in der Schweiz nicht benutzte — daß er nicht, wie der Neapolitanische einem Angriff zuvorkommen wollte, der auch gegen ihn nur aufgeschoben ist, um ihn zu der den Franzosen gelegenen Zeit zu machen — das alles sah man in Neapel vielleicht nicht voraus. Oder — was weiß ich es — vielleicht glaubte man, indem man das Schwanken des so nahe Verbündeten bemerkte, ihn durch einen raschen Schritt zu bestimmen. Dieser Meinung sollen wenigstens die Engländer gewesen sein. Ihr beständiges Zureden trug sehr viel dazu bei, die Königinn zu bestimmen, die ohnehin, nach ihrem Charakter, für feste und entschlossene Maßregeln ist.

Genug — der Schritt geschah.

Der Operationsplan war von Mack mit vieler Kenntniß entworfen. Die Ausführung begann unter den glücklichsten Auspizien.

Am 22sten November gieng der König selbst in das Lager bei St. Germano. Von dort rückte die Armee in fünf Kolonnen in das Römische Gebiet ein.

Die Französischen Blätter haben uns ein Manifest gegeben, das der König an der Spitze seiner Truppen soll erlassen haben. Der Ton dieses Manifestes ist freilich sehr großsprechend; und diese Art der Kriegserklärung ist sicherlich nicht die glücklichste. Aber das sonderbarste dabei ist — daß man das Manifest absichtlich verfälscht hat. Ich begreife nicht, warum die Regierungen es nicht der Mühe werth halten, dergleichen Unwahrheiten zu widerlegen. Die Meinung der Welt ist doch wahrlich keine so gleichgültige Sache. Man sollte glauben, die Ereignisse des Revolutionskrieges hätten wenigstens diese Lehre laut genug gepredigt, um sie nicht so bald wieder vergessen zu lassen.

Vielleicht interessirt Sie das Aktenstück. Ich gebe es Ihnen in einer getreuen Abschrift des Originals, das aus dem Haupt-

quartier zu St. Germano vom 14ten November datirt ist.

„Seit dem Anfang der politischen Revolutionen, welche in den verschiedenen Theilen der Welt alle Hoffnung der Ruhe zerstört haben, wandten Wir Unsere Sorgfalt stets auf die Sicherheit Unserer Reiche. Wir haben die Verführer und ihre verderblichen Lehren daraus entfernt: Wir haben Unsere Armeen besser organisirt und vermehrt, Unsere Verbindungen mit befreundeten Mächten enger geknüpft, einen Friedenstraktat mit der Französischen Republik geschlossen, alle friedfertigen Maßregeln erschöpft. Dem allen ungeachtet befinden Wir Uns jetzt in der harten Aussicht einer Gefahr, welche den Frieden und die Erhaltung Unseres Gebiets bedrohet. Sie ist die Folge der Umstürzung des Römischen Staats, der an den Unsrigen grenzt, und der Kränkungen der heiligen römisch-katholischen Religion, woraus bürgerliche Zwietracht und Gewebe von Mordthaten und Plünderungen entstanden sind.“

„Diese Begebenheiten, verbunden mit dem Einfall auf der Insel Maltha, welche von Unserer königlichen Macht abhängt, mit den beständigen Drohungen eines Angriffs Unserer eigenen Lande, durch militärische Vorbereitungen bewährt, und die Bewegungen der Truppen, welche dazu bestimmt sind, Unser Königreich Neapel zu revolutioniren — haben Uns gezwungen wirksamere Maßregeln zu ergreifen zur Abwendung der Gefahr, welche Unsern Staaten bedrohet. Wir haben deshalb beschlossen, Unsere Armee in dem Römischen Staat vorrücken zu lassen, wo es erfoderlich sein möchte, mit dem festen Vorsatz, die katholische Religion daselbst wiederherzustellen, die Anarchie zu zügeln, die Verwirrung und Verheerung zu beendigen, den Frieden zurück zu führen, und den Staat wieder unter die ordentliche Regierung seines gesetzmäßigen Souverains zu bringen."

„Wir erklären Unseren geliebten Unterthanen, den Bewohnern des Römischen Staats und allen Italienischen Völkern, daß weit

entfernt von dem Vorhaben, den Krieg gegen irgend eine Macht erneuern zu wollen, nur der Wunsch für ihre Sicherheit zu sorgen, und der Religion die schuldige Ehrerbietung zu verschaffen, Uns zu dieser Unternehmung bewogen haben, von welcher Wir Uns einen glücklichen Erfolg versprechen durch die Hülfe Gottes, und durch die Unterstützung Unserer großen Verbündeten, so wie durch die Anstrengungen der Italienischen Völker. Wir werden Selbst an der Spitze Unserer braven Soldaten die kriegerischen Operationen leiten. Wir versprechen aber nur in dem Fall des Widerstandes oder des Angriffs dazu zu schreiten: und übrigens Unsere Bemühungen lediglich auf die Wiederherstellung der Religion und der Regierung des Römischen Staats zu richten."

„Demnach ermahnen Wir alle Einwohner dieses Staats die Waffen niederzulegen in dem Augenblick, wo Unsere Truppen in dessen Gebiet rücken werden: sich nach den Verfügungen zu richten, welche Wir zu ih=

rem Besten und ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit treffen; Unsere höchst gerechte Unternehmung durch Alles, was in ihrer Macht steht, zu erleichtern und befördern; und fest überzeugt zu sein, daß Wir, gemäß der Uns natürlichen Gerechtigkeit und Gnade, nicht bloß die guten und rechtschaffenen Unterthanen beschützen werden, sondern mit väterlicher Zuneigung auch die verführten Menschen aufnehmen wollen, welche, reuig über ihre Irrthümer, freiwillig auf den rechten Weg zurückkehren und sich Unseren Befehlen unterwerfen. Wir wünschen jedermann das Verlangen einzuflößen, persönliche Beleidigungen und rachgierige Gesinnungen zu vergessen, wegen alles dessen, was sie in der letzten Revolution mögen gelitten haben, und sich aller Ausschweifungen und Wiedervergeltung zu enthalten: und wer dem nicht gebührend Folge leistet, wird Unsere königliche Ungnade auf sich laden und als ein Störer der öffentlichen Sicherheit behandelt werden. Zugleich fodern Wir die Generale und Be-

fehlshaber der fremden Armeen hiedurch auf, mit ihren unterhabenden Truppen das Römische Gebiet auf der Stelle zu räumen, ohne sich um das künftige Schicksal dieses Staats weiter zu kümmern, da derselbe wegen der Nachbarschaft und anderer rechtmäßiger Gründe Unsere königliche Gewalt unmittelbar angeht."

„Endlich versichern Wir, daß, von dem Augenblick an, wo Unsere Armee ungehindert in das Römische Gebiet einrücken wird, das Verkehr zwischen beiden Völkern völlig frei sein soll: Auch werden Wir, zur Unterstützung des Römischen Staats, aus Unseren Landen alle Arten von Lebensmitteln und Vorräthen kommen lassen, deren er bedürfen möchte."

Der König erfüllte — was bekanntlich bei Manifesten selten der Fall ist — seine Versprechungen auf das gewissenhafteste. Die Neapolitanische Armee hielt die trefflichste Kriegszucht. Wo sie hinkam, nahm das Römische Volk sie als seine Erretter mit der größten Freude auf.

Das Französische Direktorium setzte ihr in Championnet einen der geschicktesten Generale entgegen. Er zog sich fechtend auf Ancona und Civita Castellana zurück, um die nahen Verstärkungen zu erwarten.

Indeß besetzten die Neapolitaner am 29sten schon Rom. Der König ward von dem Volke mit stürmischer Freude empfangen. An allen Orten, wo noch Franzosen waren, stand es auf und rächte sich an seine Unterdrücker grausam und hinterlistig.

An demselben Tage bemächtigte sich ein Neapolitanisches Korps, von Nelson gelandet, der Stadt Livorno; doch schonten sie die Neutralität, und selbst das Französische Eigenthum.

Aber hier endigte auch schon der Fortgang ihrer Waffen.

Als Championnet sich verstärkt hatte, rückte er wieder vor. Die Neapolitaner verloren einige kleine Gefechte; am 9ten Dezember ein größeres bei Calvi. Nun war die ungeübte, schlecht organisirte Armee, im Felde

nicht mehr zum Stehen zu bringen. Wir haben hier Briefe darüber, die man nicht ohne Unwillen lesen kann.

Der König verlies Rom am 13ten December. Die Franzosen rückten schon am 14ten wieder ein. Am 23sten kehrten die Konsuln zurück, nach einer Abwesenheit von 28 Tagen. Das vorige Regiment ward wieder hergestellt, verächtlich und verabscheuet mehr, als zuvor.

Indeß bediente sich das Französische Direktorium dieser Gelegenheit, um Piemont völlig zu nehmen. Die Befehle dazu wurden gegeben, als Championnet zur Armee abgieng, noch ehe man in Paris Nachricht hatte von dem wirklichen Einfall der Neapolitaner in das Römische Gebiet. Freilich setzt man sich in unseren Tagen so ziemlich über Alles weg, was man ehemahls zu nothwendigen diplomatischen Formen rechnete. Aber es ist dennoch immer merkwürdig, die Zeitpunkte zu vergleichen. Die Gegner Frankreichs können sich wenigstens dadurch überzeugen, daß das

Direktorium von dem Nothrecht andere Begriffe hat, als die man bisher glaubte mit dem Völkerrecht vereinigen zu können. Unterrichtete Männer haben mich versichert, daß Agenten der Regierung von dem größten Einfluß selbst über das lachen, was sie les pieux scrupules des allemands nennen. — „Aber" sagte ich „fürchten Sie denn nicht, daß man Ihrem Beispiele an Ende folgen werde *)?" — Eh! allés! Nous connoissons vos cabinets mieux que ça!

Gerade so verfuhr man gegen den König von Sardinien.

Erst am 5ten Dezember kam die Nachricht von dem wirklich erfolgten Angriff, und dem Zurückzug des Generals Championnet. Am folgenden Abend sandte das Direktorium

---

*) Wenn Oesterreich in einer, doch noch ungleich mißlicheren, Lage, bei dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1805, sich nicht bei den unglücklichen halben Maßregeln beruhigt hätte, wie ganz anders wäre jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Lage Deutschlands!

dem Rath der Fünfhundert die Bothschaft, um den Königen von Neapel und Sardinien den Krieg zu erklären. Jenem wegen beinahe zahlloser Verbrechen: diesem, weil er mit jenem sich verschworen habe. Es versteht sich, daß diese Kriegserklärung sogleich erfolgte. Sie geschah in den niedrigsten Schmähungen gegen beide Könige, insonderheit den Neapolitanischen, den man nur den jämmerlichen König von Syracus nannte.

Aber schon drei Tage vor dieser Erklärung rückte Joubert, der das Oberkommando in Italien führte, in Piemont ein. Er bemächtigte sich durch List einiger Festungen, welche die Piemonteser noch besetzt hatten. So kam er bis an die Thore von Turin.

Einige entschlossene Freunde des Königs riethen ihm, sich zu vertheidigen. Die Armee, die noch aus achtzehn Tausend Mann bestand, größtentheils aus Schweizern, war in der besten Stimmung. Das Volk haßte die Franzosen und fürchtete über Alles ihre Herrschaft. Wirklich erließ die Regierung

am 7ten Dezember eine standhafte Proklamation. Man traf einige Anstalten.

Sie wurden nicht verfolgt. Der unselige Geist des Wankelmuths und der Furchtsamkeit, der die meisten herrschenden Familien Europens angesteckt hat, riß auch den guten, aber nicht standhaften König von Sardinien hin.

Geängstigt durch die Schreckenbilder, welche ihm einige feige und verrätherische Höflinge vorhielten, glaubte er Alles verloren. So nahm er schnell das Anerbieten des Kommandanten der Zitadelle an, durch eine freiwillige Abdankung sich und seine Familie eine abhängige, immer nur prekäre Existenz zu sichern. Er unterzeichnete am 9ten Dezember die nachstehende Akte, die wir in den Französischen Blättern auch nicht echt erhalten haben *)!

---

*) Das Original ward zu Turin gedruckt. Es ist unterzeichnet von dem General-Adjudant Clantel und dem Ober-Stallmeister Raimond de St. Germain; ratihabirt von dem Könige, und garantirt von

„1. Se. Majestät thun Verzicht auf die Ausübung jeder Macht, und befehlen vor allen Dingen allen Ihren Unterthanen, wer sie auch sein mögen, der provisorischen Regierung zu gehorchen, welche der Französische General anordnen wird."

„2. Se. Majestät befehlen der Piemontesischen Armee sich als integrirenden Theil der Französischen Armee zu betrachten und deren Ober-General zu gehorchen, wie Ihnen Selbst."

„3. Se. Majestät widerrufen die Bekanntmachung der von Ihrem Minister verbreiteten Proklamation, und befehlen dem Herrn Ritter Damian sich in die Zitadelle von Turin zu begeben, als Bürge Ihres Versprechens und Ihres festen Entschlusses daß keine Maßregel irgend einer Art ergriffen werden könne gegen die gegenwärtige,

---

seinem Bruder Victor Emanuel, damals Herzog von Aosta, jetzt König, seitdem sein Bruder am 4ten Jun. 1802 abdankte.

aus Ihrem eigenen freien Willen herrührende Akte.''

,,4. Se. Majestät befehlen dem Kommandanten der Stadt Turin, alle Befehle anzunehmen und genau zu befolgen, welche der Französische General, der in der Zitadelle kommandirt, gut finden wird, ihm zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe zu ertheilen.''

,,5. In Allem, was sich auf den römisch-katholischen Gottesdienst, auf die Sicherheit der Personen und des Eigenthums bezieht, darf nichts geändert werden. Diejenigen Piemonteser, welche ihren Wohnsitz anderswo nehmen wollen, sollen die Freiheit haben, mit ihrem gehörig nachgewiesenen Mobiliar-Vermögen wegzuziehen, ihre Güter und ausstehenden Kapitalien zu verkaufen und einzuziehen und den Werth aus dem Lande zu ziehen. Abwesende Piemonteser können ungehindert nach Piemont zurückkommen, und genießen dort eben die Rechte als ihre Mitbürger. Kein Piemonteser kann, unter

irgend einem Vorwande, angeklagt oder befragt werden, wegen politischer Reden, Schriften oder Handlungen, welche der gegenwärtigen Akte vorhergegangen sind."

„6. Der König und die ganze königliche Familie können sich nach Sardinien begeben, indem sie durch Parma gehen. Bis dahin wird in den Veranstaltungen, welche die Sicherheit der Person Sr. Majestät betreffen, nichts geändert. Bis zu Ihrer Abreise werden Ihr Palast und Ihre Landhäuser nicht von Französischen Truppen besetzt: nichts von dem, was sich dort befindet, wird weggenommen, und die Wache wird fortdauernd denen anvertrauet, welche jetzt dazu gebraucht werden."

„7. Man wird die nöthigen Pässe und Befehle geben, damit Se. Majestät und Ihre ganze Familie sicher an dem Ort ankommen, wohin Sie Sich begeben wollen. Ihre Begleitung wird aus gleich starken Detachements Ihrer eigenen Wache und Französischer Truppen bestehen."

„8. Wenn der Prinz von Carignan in Piemont bleibt, so soll er daselbst seine Güter, Häuser und anderes Eigenthum genießen: es steht ihm aber auch jederzeit frei, es zu verlassen, wie es in dem 5ten Artikel für alle Einwohner von Piemont ausgemacht ist.

„9. Der Bestand der öffentlichen Kassen und das Inventar der Archive soll sogleich übergeben, und die Kassen sollen versiegelt werden."

„10. Die Schiffe derjenigen Mächte, welche mit der Französischen Republik im Kriege sind oder kommen, können in den Häfen der Insel von Sardinien nie aufgenommen werden."

Noch in derselben Nacht nöthigte man den unglücklichen König abzureisen. Die Reise glich einer Flucht: man suchte sie möglichst zu verbergen. Vier beladene Wagen war Alles, was dieser Fürst mitnehmen durfte, einst der Beherrscher eines blühenden und glücklichen Landes.

Auch die abgedrungene Capitulation, die er mit dem grausamsten Spott ganz frei-

willig nennen muß, hat man ihm nicht einmahl gehalten. Er wollte in Parma bleiben: aber man hat ihn nach Modena gebracht, und Gott weiß, wohin er noch weiter wandern muß *). Seine getreuesten Diener, der Bailli von St. Germain, des Königs persönlicher Freund, der Graf von St. Andre, wurden an des Königs Seite in Parma verhaftet und nach Piciggithone gebracht. Andere mußten als Geißel nach Frankreich wandern. Eine Militair-Kommission richtet in Turin jeden, der den Verdacht auf sich ladet, seinen ehemahligen Souverain zu betrauern. Wer eine Flinte oder Schießpulver in seinem Hause bewahrt, ist mit der Todesstrafe bedrohet. Adelige und Reiche, welche das Volk zum Aufstand reizen — man weiß, wie leicht jemand dazu kommen kann — sollen nach Frankreich versetzt werden, und ihr halbes Vermögen verlieren.

---

*) Er mußte von Modena nach Livorno. Dort gieng er am 27sten Febr. mit dem Ragusanischen Schiffe la gloire céleste nach Sardinien unter Segel.

Der Großherzog von Toskana ist noch, auf eine kurze Zeit wenigstens, einem ähnlichen Schicksal entgangen. Als der General Serrürier nach der Niederlage der Neapolitaner Livorno bedrohete, gelang es dem Großherzog, den Neapolitanischen General zu bewegen, sich mit seinen Truppen am 3ten Jan. wieder einzuschiffen. Nun eilte Manfredini, sein gewandter Minister, nach Pistoja zu dem General. Dieser bekam in einem günstigen Augenblick einen Kourier mit der Ordre, nicht weiter vorzurücken. Man verglich sich also über eine Summe von zwei Millionen Livres, wodurch die Toskanische Regierung von allem Verdacht der Verschwörung rein gewaschen ward.

Aber nicht so gut gieng es der kleinen Republik Lucca. Gegen diese ließ sich auch kein Schein auffinden. Der General Serrürier erklärte daher, er müsse sie aus militairischen Gründen besetzen. Die Regierung gab Alles, was man nur foderte, um sich übrigens zu erhalten. Vergebens. Am 15ten

Januar befahl der Französische Kommissair ihr abzudanken, den Adel abzuschaffen, die Souverainetät des Volks zu verkündigen. Die Republik erhielt eine provisorische Regierung, Freiheitsbäume, und ohne Zweifel wird sie auch mit einer Konstitution à la Française beglückt werden.

Indeß rückte die Französische Armee in das Neapolitanische ein. Die Neapolitaner wichen allenthalben. Dennoch rückte Championnet nur langsam vor. Er bedurfte der geheimen Hülfe der Patrioten, die, vorzüglich in Neapel, die Armee desorganisiren halfen, und Alles in Schrecken und Verwirrung setzten.

Der König war schon am 15ten Dezember bestürzt und niedergeschlagen von Rom zurückgekehrt. Mack durfte es nicht wagen, für die Sicherheit der Hauptstadt einzustehen. Geängstigt von allen Seiten entschloß sich der König mit seiner Familie zu flüchten. Er begab sich insgeheim auf Nelsons Admiralschiff in der Nacht auf den ersten Januar.

Auch der beträchtliche Schatz und die vorzüglichsten Kunstwerke wurden eingeschifft. Ueberdies nahm Nelson zwei Linienschiffe mit, und was sich sonst zum Behuf des Seedienstes fortbringen ließ.

Die Empfindungen der Königinn lassen sich nicht beschreiben. Und damit das Unglück ihr nichts ersparte, mußte sie auf der Reise nach Sicilien einen schrecklichen Sturm aushalten. Nelson hat erklärt, nie einen solchen Sturm auf der See erlebt zu haben. Sie geriethen in Lebensgefahr. Ein zehnjähriger königlicher Prinz starb auf dem Schiffe. So erreichten sie Palermo.

Am Tage der Abreise des Königs nahm Championnet sein Hauptquartier zu St. Germano, woher der König vor sechs Wochen aufgebrochen war. Gaeta und Pescara, stark besetzte Festungen, mit Allem versehen, die erste beinahe unüberwindlich *), ergaben sich auf den ersten Schuß.

*) Wer erinnert sich nicht an die treffliche Vertheidigung des Prinzen von H ssen-Philippsthal.

Nur bei Capua sammelte Mack die Reste der Neapolitanischen Armee in einem verschanzten Lager zum Widerstande. Championnet hat drei Tage vergebene Angriffe gemacht. Aber Mack konnte dennoch nicht länger widerstehen.

Der Prinz Pignatelli, den der König bei seiner Abreise als Vizekönig zurückließ, schloß mit dem General Championnet am 10ten Jan. einen Waffenstillstand in dem Lager vor Capua.

Capua ward den Franzosen übergeben: das Reich fast ganz in ihrer Gewalt.

Auf die Nachricht von diesem schimpflichen Vertrag, entstand in Neapel ein schrecklicher Aufruhr. Die Lazzaroni wollen nichts von dem Waffenstillstand wissen. Sie haben das Zeughaus und die Schlösser in ihrer Gewalt. Den Prinzen Melitarni haben sie zum Anführer gewählt.

Mack, seines Lebens nicht mehr sicher, außer allen Stand dem Könige einige Dienste zu leisten, hat sich mit seinen General-

staab dem General Championnet in dem Lager vor Capua übergeben.

Ohne Zweifel wird noch viel Blut fließen, ehe die Franzosen Neapel einnehmen. Aber daß sie es erobern und dem Reiche, vor der Hand wenigstens, ein Ende machen — daran ist wohl kein Zweifel.

Ueber die Ursachen dieses unglücklichen Erfolgs schwebt zum Theil freilich noch ein Dunkel, was nur der aufklären kann, der alle Umstände in der Nähe erwog. Vielleicht werden sie sich erst in der Folgezeit entwickeln.

Wer hier die Neapolitanische Armee kennt, behauptet, die Schuld läge nicht an den Truppen. Insonderheit soll die Kavalerie vortrefflich sein. Auch waren sie für die Sache, die sie führten, eingenommen. Der Haß gegen die Franzosen, die Anhänglichkeit an die, in der Person des Papstes höchlich gekränkte Religion, mußten ihren Eifer vermehren.

An Zahl waren sie den Franzosen bei dem Ausbruch des Krieges weit überlegen. Man hatte Zeit gehabt sie mit Allem zu versehen,

Alles auf das zweckmäßigste anzuordnen. Die Umstände begünstigten die Unternehmung. Sie rückten in ein fremdes Gebiet, wo man sie mit offenen Armen empfing, wo sie alle Unterstützung fanden. Der erste glückliche Erfolg mußte ihren Muth erhöhen.

Also kann der Grund des unvorhergesehenen Unfalls nur liegen in der schlechten Organisation der inneren Staatsverwaltung überhaupt, und in der fehlerhaften Verfassung der Armee.

An jener darf man freilich nicht zweifeln, nach dem, was so viele unterrichtete Reisende, auch Sie selbst uns darüber sagen. Dergleichen Gebrechen, die durch die Dauer schon an sich immer zunehmen, äußern ihren mächtigen Einfluß erst sichtbar in außerordentlichen Lagen. Man staunt die Wirkung an, und geht nicht auf die entfernteren Ursachen, auf den Keim des Uebels zurück. Und die ganze Umgebung des Hofes, die Entfernung von denen, welche eigentlich für die Ausführung der Maßregeln zu sorgen haben, befördert

nur zu sehr die unglückliche Verblendung. Alle schrecklichen Lehren, die der Revolutions-krieg den Fürsten darüber schon gab, scheinen verloren. Sie fallen immer wieder in dieselben, wenigstens ähnliche Fehler, und werden darein fallen.

So mochte es denn auch wol bei der Armee gehen. Leicht möglich, daß für die Kriegsbedürfnisse nicht hinlänglich gesorgt war. Ohne Zweifel haben unter den Befehlshabern Mißverständnisse und Uneinigkeit geherrscht. Mack's Katastrophe scheint dies deutlich zu beweisen. Als Ausländer, als Protestant hatte er ohnehin das Vorurtheil gegen sich. Auch soll er nicht das Talent besitzen die Herzen zu gewinnen. Bei diesen Schwierigkeiten gehörte in der That eine große Kühnheit, ein unbeschränktes Selbstvertrauen dazu, diese Rolle zu übernehmen. Ich fürchte, dieser Mißgriff ist nur zu theuer bezahlt.

Und dann, was sollen wir von dem traurigen Parteigeist sagen, der dies von der Natur so herrlich begabte Land, schon seit

Jahren so in seinem Inneren zerriß. Wo die Regierung so viele Stimmen gegen sich hat, wo sie unablässig mit solchen Maßregeln gegen wahre, halbwahre und erdichtete Verschwörungen kämpft — da darf man in der That nicht hoffen, daß ein durchaus reiner Geist die Armee beseele. Rechnen Sie nun dazu das halblaute und heimliche Streben und Treiben der Anhänger der Franzosen, vielleicht Bestechungen, die Furcht auf den Fall eines unglücklichen Ausgangs — so werden Sie gewiß sagen, die Regierung müsse außerordentliche Gegenmittel angewandt, allen Hindernissen mit der größten Sorgfalt vorgebeugt haben, wenn sie einen guten Erfolg mit Zuversicht erwarten sollte.

Daß das geschehen sei, wagt wohl Niemand zu behaupten, der den Neapolitanischen Hof kennt. Aber deswegen darf man die Königinn dennoch nicht verdammen. Sie kannte diese Verhältnisse zum Theil nicht, und konnte sie in diesem Augenblicke nicht vollkommen kennen lernen. Die unvermeid-

lichen Folgen vorhergehender Fehler, konnten ihr damahls nicht mit angerechnet werden. Es kam nur darauf an, ob sie, so wie die Lage der Sachen ihr erschien, die Schwierigkeiten durch die Umstände, welche die Unternehmung begünstigten, überwogen glaubte. Wer mag sie in dieser Rücksicht verurtheilen? Gesetzt auch, sie hätte das volle Gewicht aller Hindernisse gefühlt — wären sie minder wirksam gewesen, wenn die Franzosen vielleicht einen Monat später selbst angriffen?

VII. Brief.

Rastadt, den 24sten Februar 1799.

Sobald das Französische Direktorium von den, ihm selbst unerwartet günstigen, Erfolgen in Neapel Nachricht erhielt, empfanden wir hier die Folge davon.

Seit einem Monat hatten die Französischen Minister nichts von sich hören lassen. Nun erklärten sie plötzlich der Deputation am 31sten Jan. sie dürften über keinen Punkt der Unterhandlungen ferner eine Note geben oder annehmen, bis nicht auf ihre vorige Note über den Russischen Truppenmarsch eine kathegorische und befriedigende Antwort erfolgt sei.

Zugleich verlangten sie von dem Minister des Kaisers, als Königs von Ungarn

und Böhmen, innerhalb vierzehn Tagen eine bestimmte Versicherung, daß die Russischen Truppen das Gebiet des Kaisers und Königs räumen würden, und daß die Befehle dazu bereits gegeben wären. Den weiteren Marsch der Russen würde ihre Regierung als einen Schritt zum Angriff ansehen, und das Stillschweigen oder den Mangel der verlangten Zusicherung auf diese Note, einen offenbaren Beweis des Beitritts des Kaisers zu den Unternehmungen Rußlands, müsse die Französische Regierung nothwendig als eine feindselige Handlung betrachten. Dagegen würde das Vollziehungsdirektorium die Räumung des Oesterreichischen Gebiets von den Russen mit dem größten Vergnügen aufnehmen, sowol von Seiten des Reichs als des Kaisers. Dieser Beweis allein könne den geraden und festen Entschluß anzeigen, sowol die schon geschlossenen Verträge zu beobachten, als den Abschluß des in Rastadt unterhandelten Vertrags, gemeinschaftlich zu beschleunigen.

Wer noch einige Hoffnung für die Erhaltung des Friedens genährt hatte, der gab sie nun ganz auf. Diese Note ließ keinem Zweifel weiter Raum, daß die Unterhandlungen mit Oesterreich abgebrochen waren. Noch in der letzten Hälfte des Januars hatte das Direktorium dem Wiener Hofe Fallen gestellt. Man bot ihm beträchtliche Besitzungen in Italien an. Sie sollten aber nur geliehen werden, wie Buonaparte von dem Venetianischen sagte *). Das Direktorium wollte Italien und die Schweiz besetzt halten, um den Krieg zu jedem ihm gelegenen Augenblick zu erneuern und in das Herz der Oesterreichischen Erblande zu spielen.

Daß der kaiserliche Hof nicht in die Schlinge fiel, wissen wir nun aus dieser gebietenden Fristbestimmung. Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für möglich hielt, der kaiserliche Hof würde dem Befehl des Direktoriums nachkommen. Selbst das Preu-

---

*) Das hat denn auch der Erfolg genug gerechtfertiget

ßische Kabinet, das bis auf diesen Augenblick eine Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich nicht für unmöglich hielt, zweifelt nun nicht an dem nahen Bruch.

Aber welche traurige Folge hat nicht indeß dies leidige gegenseitige Mißtrauen hervorgebracht! Wie sehr schwächt es die Kräfte des Deutschen Reichs zum gemeinschaftlichen Widerstand! Wie lähmt es den entschlossenen, würdigen Gang der Unterhandlungen.

Niemand, der noch einiges Gefühl für Deutschland, als unser gemeinschaftliches Vaterland, hat, kann es ohne innigen Schmerz ansehen, wie die Franzosen diese unsterbliche Zwietracht nützen. Heute halten sie es mit der einen, morgen mit der andern Partei, je nachdem sie die eine oder die andere hintergehen, und vorzüglich die eine gegen die andere brauchen wollen. Dieser zweizüngigen Politik ist nichts heilig. Bald machen sie selbst ihre geheimen Verbindungen mit der einen Partei kund, bald die mit

der andern. Und am liebsten brauchen sie gerade die entgegengesetzte Partei, um dergleichen Geheimnisse an das Licht zu bringen. So haben uns die Französischen Minister schon vorlängst, als sie gegen Preußen aufgebracht waren, die geheimen Artikel des Baseler Friedens verrathen. Jetzt, da das Haus Oesterreich sich schwer versündigt, hat man uns die merkwürdige Konvention mitgetheilt, die Buonaparte mit dem Grafen Cobenzl hier am 1sten Dezember vorigen Jahres schloß, und deren Wirkungen wir bei der Eröffnung des Kongresses, gleich den Schlägen einer magischen Ruthe fühlten, ohne zu wissen, woher sie kamen. Ja, ich habe schon, im strengsten Geheim, die Abschrift einer anderen Vereinbarung gesehen, die ich noch nicht nennen darf, die aber unstreitig in kurzen auch bekannt wird *).

---

*) Es waren die, von der Französischen Gesandtschaft gleichwol nicht echt und vollständig, nachher der Preu-

Eben im Zutrauen auf diese Theilung der Kräfte, die, vereint, ihren herrschsüchtigen Absichten hinreichend widerstehen könnten, sieht man, daß die Franzosen mitten in dem vorgegebenen Frieden Eroberungen machen, sich Bedrückungen erlauben, die bisher nur der öffentlich erklärte Krieg rechtfertigte.

So fiel Ehrenbreitstein in ihre Hände. Indeß die Deutschen sich begnügten, Noten und Vorstellungen zu machen, worauf keine Rücksicht genommen ward, stieg der Mangel aufs höchste. Vergebens versuchte der kaiserliche Plenipotentiar nochmahls am 13ten Januar die Französische Gesandtschaft in einer mündlichen Unterredung zu bewegen, ernstliche Schritte bei ihrer Regierung zu veranlassen. Ihre unbefriedigende Antwort setzte es außer Zweifel, daß es die feste Absicht sei, Ehrenbreitstein durch Hunger

---

sischen Gesandtschaft mitgetheilten geheimen Artikel des Friedens zu Campo Formio.

zur Uebergabe zu zwingen. Die Deutschen wagten nicht, thätige Hülfe zu leisten. Der brave Kommandant sah sich also zuletzt genöthigt, die Festung zu räumen. Am 27sten und 28sten zog er mit seiner Besatzung ab, vermöge einer Uebeeinkunft mit dem Französischen General Dallemagne. Dagegen mußte sich die Deputation mit der leidigen Zusicherung der Französischen Minister begnügen, daß ihre Regierung die Festung bloß bis zum Frieden in Besitz nähme, und daß bei dem Frieden die verabredete Schleifung, dieser Besitznahme ungeachtet, unfehlbar erfolgen sollte.

So wenig die Franzosen ihr Versprechen in Ansehung Ehrenbreitsteins erfüllten, so vorübergehend war auch die Erleichterung des rechten Rheinufers. Man hätte beinahe glauben sollen, sie sei nur Maske gewesen, um die so oft hintergangenen Klienten doch bei guter Laune zu halten, indem sie so treulich sich für die Annehmung des Ultimatums verwandten. Wenige Wochen nachher

ergiengen Requisitionen aller Art so drückend, wie je. Von allen Seiten ertönten die lautesten Klagen. Der Kur-Köllnische Gesandte stellte am 21sten Januar insonderheit auf das nachdrücklichste vor, daß Westfalen gänzlich ausgesogen würde. Es sei endlich Zeit, daß dieser Mittelzustand zwischen Krieg und Frieden — zehnfach drückender als offener Krieg — aufhöre. Die Deputation zog diesen Gegenstand in ihrer Sitzung am 26sten in Erwägung. Allein ihre Unterwürfigkeit gegen Frankreich war so groß, daß sie vor der Hand nicht einmahl neue Vorstellungen wagte. Sie glaubte sich bei der Erklärung der Französischen Minister gegen den Plenipotentiar beruhigen zu können, daß sie diesen Gegenstand ihrer Regierung bestens empfohlen hätten. Wenige Tage darauf schnitt denn die letzte Französische Note sogar die Gelegenheit ab, der Regierung ihre feierliche Verpflichtung in Erinnerung zu bringen.

Unterdeß war die Französische Note gegen den Marsch Russischer Truppen an den

Reichstag gebracht. Hier erfolgte, ganz dem gewöhnlichen Gange gemäß, die vorläufige Antwort, daß noch keine Requisition wegen dieses Marsches an das Reich gekommen sei. Die sämmtlichen Kollegien beschlossen Instruktionen einzuholen. Der Kaiser gab noch insonderheit seinem Plenipontiarius seine Befremdung zu erkennen, daß die Französische Regierung, statt einer beruhigenden völkerrechtlichen Antwort auf die dringenden Anträge der Duputation wegen des Zustandes des rechten Rheinufers, einen andern und ganz neuen Gegenstand zur Sprache gebracht habe. Uebrigens sei es den Rechten und Grundsätzen der Reichsverfassung ganz angemessen, daß die Deputation diesen Gegenstand als außer ihrer Kompetenz gelegen, lediglich dem unter seinem Oberhaupt versammelten Reich zur Entscheidung übergebe.

Diese unbedeutende Antwort, aber vollkommen schulgerecht, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ward durch einen Kourrier überbracht. Mich dünkt, man konnte

vorher sehen, daß seine Depeschen nicht von großer Wichtigkeit sein würden: gleichwol gab es Viele, die mit der angespanntesten Neugier auf seine Ankunft warteten. Nicht so die Französischen Minister.

Als ihnen die Deputation die tröstliche Antwort, wie sie solche empfangen hatten, am 27sten mittheilte, konnten sie sich nicht des Spotts enthalten. Sie äußerten dabei bestimmt genug, daß sie hofften, in kurzen diesen diplomatischen Spielfechtereien ein Ende zu machen.

Nun kam ihre Note vom 31sten Januar. Sie ward von der Deputation gleich am folgenden Tage dem Reichstag und den Partikulargesandten mitgetheilt.

Jedermann harrte dem entscheidenden 15ten entgegen, an dem die Gnadenfrist abgelaufen war. So wahrscheinlich man auch den Ausgang voraussehen konnte, so befand sich doch Alles in einer gewissen Spannung. Vierzehn Tage, wie diese, habe ich noch nicht erlebt. Selbst während des Kampfs um das

Ultimatum regten die Leidenschaften sich nicht in dem Maß. Ich habe in den nächsten Tagen vor dem funfzehnten Deutsche Gesandte gegen ihr Vaterland in einem Ton sprechen hören, den nur die diplomatische Geduld zu tragen vermag.

Andere geben sich Mühe auf den Fall des Bruchs Deutschland eine gewisse Neutralität zu erhalten. Aber das beständige Mißtrauen zwischen Preußen und Oesterreich vereitelt diese Hoffnungen. Preußen hat nicht mitwirken wollen, das südliche Deutschland zu schützen: Oesterreich wird keine Verbindung erkennen, die sich einseitig an Preußen anschließt. Ohnehin hat es die Demarkationslinie immer nur ungern geduldet: und im staatsrechtlichen Sinne wol nicht ohne Grund. Eine Ausdehnung derselben wird es sich nie gefallen lassen. Und wenn jetzt beide Höfe sich einig wären, so gestattet Frankreich dem südlichen Deutschland gewiß keine Neutralität. Die Generale haben die Kunst, aus den besetzten Län-

dern Mittel zum Angriff zu bereiten zu gut in ein System gebracht, als daß sie auf eine solche Quelle Verzicht leisten sollten.

So erschien den zwischen großer Furcht und geringer Hoffnung Schwebenden der 14te Februar. Am Abend zuvor hatte der Plenipotentiar einen Kourrier aus dem kaiserlichen Hauptquartier erhalten. Den Inhalt der Depeschen konnte man natürlich nur ahnen. Es giebt Momente, wo man wenigstens den Schein der unbegrenzten Diskretion behaupten muß.

Der General Jourdan, der schon lange in Strasburg eingetroffen war, schon alle die Vorposten bereiset, schon die Gegenden auf dem rechten Rheinufer rekognoscirt hatte — sandte seinen Adjudanten, den Obrist Floße, nach Rastadt, um die entscheidende Antwort zu überbringen.

Der 14te brach an. Ich kann Ihnen nicht die Ungeduld, das Treiben, das beständige Fragen schildern. Wer irgend unterrichtet war, wußte, daß keine Antwort

kommen würde. Und dennoch konnte man es nicht lassen, zu gehen, und zu hören, und zu fragen. Bis spät in die Nacht waren die Sitzungen im Cassino durchaus permanent; aber in einem andern Stil, als gewöhnlich. Das war der einzige Ort, wo sich die Neugier mit Anstand befriedigen ließ, ohne sich zu verrathen.

Gleich nach Mitternacht sandte Bonnier seinen Sekretär zu dem Grafen Lehrbach, als Minister des Königs von Ungarn und Böhmen.

Der Graf erklärte, ihm sei keine Antwort zugekommen.

Nun reisete um ein Uhr der Obrist Floße zurück. Er sagte bei der Abreise, er werde nun den Rheinübergang unverzüglich bewirken.

Am andern Morgen waren auch davon schon alle unterrichtet.

Heute erhielt ich sogar eine Abschrift der Proklamation des Französischen Direktoriums an die Armeen. Ich theile sie Ihnen

mit, zum Beweise, wie die Franzosen diesen Krieg zu beschönigen wissen.

„Die Truppen des Kaisers, Königs von Ungarn und Böhmen, sind, troz einer am 1sten Dezember 1797 zu Rastadt getroffenen Uebereinkunft, wieder über den Innfluß gesetzt und aus den Erbländern herausgetreten.“

„Diese Bewegung steht in Verbindung mit dem Marsch der Russischen Truppen, die es laut genug sagen, daß sie kommen, um die Französische Republik anzugreifen und zu bekämpfen, und die bereits wirklich in den Staaten des Kaisers stehen.“

„Stets den Verpflichtungen getreu, die sie auf sich genommen — stets von dem aufrichtigen Verlangen beseelt, den Frieden zu erhalten — stets geneigt, dieselben Gesinnungen bei dem Kaiser zu erreichen — hat die Französische Regierung eine befriedigende Erklärung über diesen Marsch der Russischen Truppen und über den Durchgang, der ihnen bewilliget ward, begehrt.“

„Der Kaiser hat nicht geantwortet. Das Vollziehungsdirektorium sieht sich also durch die Nothwendigkeit einer rechtmäßigen Vertheidigung, und durch die Verpflichtung jeder Regierung, für ihre Sicherheit zu sorgen, gezwungen, die Französischen Armeen die Stellungen einnehmen zu lassen, welche die Umstände erheischen. Sie erklärt aber, daß ihr Wunsch nach Frieden unwandelbar sei; und daß in dem nämlichen Augenblick, als Se. Majestät, der Kaiser, durch eine freundschaftliche Erklärung bekannt machen werden, daß die Russen seine Staaten geräumt, und seine Truppen wieder die Stellungen angenommen haben, die in der Uebereinkunft zu Rastadt bestimmt wurden, die Französischen Armeen auch ihrerseits ihre bisherigen Stellungen wieder einnehmen werden."

Zwar ist der Rheinübergang noch nicht erfolgt: vielleicht wird er auch so bald noch nicht erfolgen. Nicht, daß es dem Direktorium nicht Ernst wäre — sondern weil die

Armee noch nicht im Stande ist, mit Erfolg anzugreifen. Der äußerst schlechte Zustand der Finanzen hat alle Veranstaltungen des Direktoriums gelähmt. Wir wissen hier bestimmt, daß es noch an allen Dingen fehlt. Nicht einmahl die Menschen sind vollzählig — und das ist doch sonst dem Direktorium gerade die geringste Sache. Von den zweimahl hunderttausend Konskribirten ist noch ein sehr großer Theil zurück: selbst die, welche wirklich, mehr oder weniger gezwungen, zu den Fahnen gebracht wurden, sind noch bei weiten nicht alle equipirt und schlagfertig.

Auch kostet Neapel noch immer Blut — wenn gleich kein Geld mehr. Nachdem das Volk den Waffenstillstand gebrochen hatte, griff der Schwarm die Französische Armee an. Zwar blieb dieser der Sieg, aber sie rückte erst nach einem dreitägigen Gefecht (den 22sten Jan.) in Neapel ein. Selbst dann ward noch in den Straßen der volkreichen Stadt wüthend gefochten. Die Franzo-

sen haben schrecklich viel Menschen verloren. Mehrere glaubwürdige Briefe geben Schilderungen von der Erbitterung zwischen Franzosen und Neapolitanern, die alle Vorstellung übersteigen. Wahrlich man lernt der unersättlichen Herrschsucht unwillkührlich fluchen, wenn man sich mit solchen Bildern bekannt machen muß.

Nachdem Championnet seinen Sieg so theuer erkauft hatte, befestigte er ihn auf die gewöhnliche Weise. Er schrieb starke Kontributionen aus, versah seine Armee mit Allem — und proklamirte sogar — ohne Befehl vom Direktorium — die parthenopäische Republik. Die neue Republik erhielt in der Geschwindigkeit eine provisorische Regierung, an welcher Molitorni vorzüglichen Antheil erhielt, zum wohlverdienten Lohn seiner treuen Dienste. Allein diese Republik wird schwerlich Festigkeit erlangen. Zunächst um die Hauptstadt, vorzüglich in Neapel selbst waren allerdings viele Mißvergnügte. Dazu trug gewiß auch

die Verderbtheit der Sitten der höheren Stände viel bei. Aber in den Provinzen, besonders den entfernteren, war das Volk der Regierung sehr ergeben. Es ist dabei kühn und entschlossen, und haßt die Franzosen über alles. Sie dürfen sich fast nicht aus Neapel wagen. Schon sind in Abruzzo Empörungen ausgebrochen. Noch täglich fallen kleine Gefechte vor; viele fallen einzeln unter der Hand der Unterdrückten. Kalabrien hängt dem König noch mit der eifrigsten Treue an. Der Kardinal Ruffo, ein eben so gewandter als muthiger Mann, mehr geschaffen für den Kriegsdienst als für die Kutte, sucht es zu bewaffnen. Gelingt es ihm, ehe die Französische Armee beträchtliche Fortschritte machen kann, so dürften die streitbaren Kalabresen der parthenopäischen Republik wieder ein Ende machen.

Auf keinen Fall kann das Direktorium erwarten, aus Neapel jetzt Hülfsmittel zum Kriege zu ziehen, wie ehedem aus den Italienschen Eroberungen. Destomehr muß

denn Deutschland geben. Es ist mir unbegreiflich, wie so viele Gesandten größerer und kleiner Höfe sich noch immer mit dem Wahne schmeicheln, die Länder ihrer Fürsten würden ein erträgliches Loos haben, wenn sie sich mit den Franzosen vereinigten. Die Minister werden es haben, allerdings: aber das Volk wird immer in gleichem Grade mitgenommen. Wenn es möglich wäre noch daran zu zweifeln, nachdem wir wissen, wie es Holland seit dem Bündniß ergangen ist, wie die Schweiz fortdauernd ausgesogen wird — so sollte doch das Schicksal Italiens endlich einmahl Allen die Augen öffnen: jener einst so blühenden Gefilde, die unter dem verzehrenden Hauch der Unterdrücker fast verödet werden! Aber so groß ist die Schwäche unsers Zeitalters, daß keine Lehre, kein abschreckendes Beispiel etwas gegen Sinnlichkeit vermag. Um vielleicht einige Tage länger unsre gewohnte Lebensweise noch so einigermaßen genießen zu können, verschließen wir die Augen vor dem Abgrund, der

sich in der Ferne öffnet. Hingerissen von dem unglücklichsten Leichtsinn, lassen wir uns nur zu gern von den trüglichen Hoffnungen täuschen; wir weigern uns, mäßige Anstrengungen zu machen, weil sie vielleicht nicht nöthig wären — und müssen nachher zehnfach größere Opfer bringen.

Wäre das nicht die Summe des Verhaltens der Deutschen, seitdem die Preußische Armee sich aus Champagne zurückziehen mußte — so würde jetzt sicherlich an keinen Rheinübergang gedacht. Denn der Krieg bricht nur wieder aus, weil das Französische Direktorium ohne Krieg nicht existiren kann: und der Krieg wird wieder glücklich sein, wenn die Deutschen sich nicht ernstlicher, als in den letzteren Feldzügen, an die Oesterreicher anschließen.

Gerade in diesen Tagen ist ein Umstand eingetreten, der die Hoffnungen der Franzosen sehr beleben muß. Der alte Kurfürst von Pfalz-Baiern, Karl Theodor, starb am 16ten Februar. Sein Nachfolger,

der bisherige Herzog von Zweibrücken, als Kurfürst Maximilian 4, ist Oesterreich schon von der Zeit an abgeneigt, als von der Austauschung von Baiern die Rede war. Diesem Plan widersetzte er sich mit dem größten Eifer; es ich nicht zweifelhaft, daß er vorzüglich viel dazu beitrug, daß die ganze Sache scheiterte. Der Wiener Hof hat das sicherlich nicht vergessen: und der neue Kurfürst wol auch nicht. So weit ich die Politik des Wiener Hofes kenne, wird man sich schwerlich beeifern, den Kurfürst zu gewinnen. Aber die Franzosen thun es gewiß. Es wird ihnen desto leichter werden, weil Baiern wirklich während des langen Aufenthalts der kaiserlichen Armee Manches litt. Gelingt es ihnen, so haben sie einen mächtigen Freund, dessen Mitwirkung für das Oesterreichische Interesse die nachtheiligsten Folgen haben kann.

Uebrigens besitzet das Französische Direktorium noch einen Talismann, dessen Kraft auf fast alle Deutsche Fürsten unwi-

derstehlich wirkt. Das ist die Säkularisation.

Sie erinnern sich aus meinen frühern Briefen, mit welcher Geschicklichkeit und mit welchem Eifer die Französischen Minister diesen Zunder der Zwietracht und Leidenschaft bereitet und genährt haben. Das Prinzip ist anerkannt. Auch die Iniative, worauf so sehr viel ankömmt, haben die Deutschen den Franzosen überlassen. Man behauptet, sie haben es überlassen müssen. Ich weiß es nicht. Aber mich dünkt, wenn man das Prinzip zugestand, hätte der Kaiser die Anwendung schlechterdings dem Reich ausschließend vorbehalten sollen. Dazu war der Augenblick gar nicht ungünstig vor der Abtretung des ganzen linken Rheinufers. Diese Abtretung, die wirklich erst in Rastadt entstand *), war eine lange Zeit hindurch

*) Gedruckt ist hierüber, meines Wissens, nichts so Scharfsinniges und Treffendes als der Aufsatz in Wielands neuem Merkur, April. S. 457.

so schwierig, so unsicher, daß der kaiserliche Hof damahls seine Nachgiebigkeit theuer genug verkaufen konnte. Der Augenblick ward versäumt. Man erreichte die Vortheile nicht, die leicht zu erhalten stunden. Und nachgeben mußte man gleichwol; nur nicht mit guter Art, und ohne weder bei der einen Partei noch bei der andern Dank zu verdienen. So viel beruhet in der Politik darauf, die rechte Zeit zu wählen, das zu besitzen, was die Franzosen so angemessen den rechten Takt nennen.

Die Französischen Minister verstanden ihr Interesse besser — mag sein, geleitet durch Deutsche Sollizitanten, die da hofften bei ihnen glücklicher zu sein, als bei dem Deutschen Reich.

Sie setzten sich sehr bald in den Besitz der Iniative. Schon lange vor Aufstellung des Französischen Ultimatums hatte Roberjot sich mit Ausarbeitung eines vollständigen Plans beschäftigt. Ich habe Gelegenheit gehabt, ziemlich genaue Kenntniß

davon zu erhalten: ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß er mit vieler Billigkeit und Sorgfalt verfuhr. Er verschaffte sich mit großem Fleiß was nur immer von Karten und Beschreibungen zu haben war, sowol über die an Frankreich abzutretenden Länder, als über die Entschädigungen. Dann verglich er die zahlreichen Eingaben über den angeblichen Verlust, mit den ihm selbst bekannten Schätzungen; auch suchte er wol durch die dritte Hand Nachrichten einzuziehen, wenn ihm die ersten Berechnungen übertrieben schienen. Auf eine ähnliche Weise suchte er den wahren Werth der Entschädigungsgegenstände zu erforschen. Gewöhnlich war hier das sicherste Mittel die Angaben der jetzigen Besitzer mit denen der Erwerblustigen zu vergleichen. Oft war dies schwer genug, denn die Vergleichung gab zuweilen die auffallendsten Resultate.

Einst, als ich Roberjot mitten in seinen Papieren fand — fragte er mich scherzend, was ich ihm für eine Abtei geben wollte, die

ich, wie er wußte, sehr gut kannte? Ich hütete mich natürlich, eine ganz bestimmte Antwort zu geben.

„Aber sehen Sie doch,“ sagte er, „welche Schlingen man mir legt.“

Nun zeigte er mir die offizielle Angabe des jetzigen Besitzers: die Schätzung, welche sieben verschiedene Liebhaber ihm gegeben hatten: den Anschlag ihres Verlustes.

Es ist nicht möglich sich einen auffallenderen Kontrast zu denken, als den diese Angaben mit einander machten.

„Was wollen Sie,“ setzte er jetzt hinzu, „daß man von solchen Handelsleuten denke? Können Sie es unserer Regierung verargen, wenn sie von allen Reklamationen einen guten Theil abschneidet?“

Wirklich benahm er sich bei dem ganzen mißlichen Geschäft sehr gut. Ich kann das mit desto besserem Gewissen bezeugen, da ich selbst mit ihm zwei Privatsachen abzuhandeln hatte.

Die Grundlage des Plans war, so

wenig, als möglich, zu säkularisiren. Er suchte die Kollisionen mit Oesterreich und den geistlichen Kurfürsten, wahrlich zu vermeiden. Nach seinem Ueberschlag reichten auch die mittelbaren Stifter und die unmittelbaren Prälaturen hin.

Allein das Direktorium billigte den Grundsatz nicht. Man wollte weit mehr säkularisiren, mehr umstürzen, sich mit dem ungerechten Mammon mehr Freunde machen.

Roberjot war schon im Januar davon unterrichtet. Allein seitdem blieb die ganze Sache liegen. Die Französischen Minister kündigten in ihrer Note vom 12ten Dezember an, sie würden unverzüglich diese zweite Basis vornehmen. Gleichwol ist nichts weiter erfolgt.

VIII. Brief.

Rastadt, den 2ten März 1799.

Gestern, mein geliebter Freund, ist die Französische Armee über den Rhein gegangen. Sie führt noch den ominösen Namen Donau=Armee. Der Oberbefehlshaber, General Jourdan, hat den Uebergang bei Strasburg selbst geleitet. Seine ganze Stärke mag etwa 40,000 Mann betragen. Der Uebergang geschah mit Anbruch des Tages: sehr schnell und ordentlich. Gedruckte Proklamationen, Aufruf an die Soldaten, Requisitionsscheine sind, wie gewöhnlich vorausgegangen. Man will bemerken, daß einige der letzteren ein früheres Datum haben; ohne Zweifel, weil man sich früher zu dem Uebergang anschickte

Die Französischen Minister haben der Deputation davon sogleich Nachricht gegeben. Zugleich übersandten sie ihr die Proklamation des Direktoriums vom 20sten Febr. *) und den Aufruf des Obergenerals bei dem Uebergang. Sie versichern aber, Alles geschehe nur in friedlicher Gesinnung, sobald das Reich sich gegen den Marsch der Russen erklärte.

Eben diese Eröffnungen haben sie dem Grafen Lehrbach gemacht, als Gesandten des Königs von Ungarn und Böhmen.

Jourdans Aufruf an die Armee soll sie über den Zweck des Zugs irre führen.

„Troß einer feierlichen Uebereinkunft," sagt er, „haben die Oesterreichischen Truppen zuerst die gezogene Demarkationslinie überschritten. Der Kaiser hat die friedlichen Gesinnungen der Französischen Regierung getäuscht, und hat ins Innere Deutschlands

*) Es ist die in dem VII. Briefe mitgetheilte.

bewaffnete Freunde gerufen, die in ihren letzten Kriegen nicht sowol durch einige Vortheile, die sie erfochten, als durch Räubereien sich bekannt gemacht haben. Während ihr in gewissenhafter Beobachtung der Verträge, in stolzer aber friedlicher Stellung hinter euren Linien bleibt, wagte dieser Regent es feindliche Bewegungen mit seinen Bundesgenossen zu verabreden, und unter der Begünstigung eines gefahrvollen Schweigens sich alle Vortheile anzumaßen, die ihm eure Sorglosigkeit gestattete. Dieser offenbare Bruch der Verträge, diese förmliche Verletzung der öffentlichen, von allen gesitteten Nationen geehrten Treue, hat endlich das Direktorium gezwungen, Repressalien zu gebrauchen. Es hat Alles für den Frieden gethan; will man aber den Krieg, so versteht es sich auch dazu. Soldaten! laßt uns unsere Linien verlassen, und wieder die Laufbahn betreten, die ihr bisher mit so vielem Ruhm durchlaufen habt!"

„Streiten wollen wir, wenn man uns

verhindern will, die militärischen Stellungen anzunehmen, denen die Armee entgegenrückt; streiten wollen wir, wenn der Kaiser, nicht schleunig und pünktlich die getroffene Uebereinkunft erfüllt. Aber treu den Grundsätzen der Mäßigung, die bisher der Französischen Nation eigen waren, werden wir wieder umkehren, um uns hinter unsere ersten Linien zurückzuziehen, sobald die Republik die Genugthuung erhalten hat, die sie zu erwarten berechtigt ist."

Darauf folgen Ermahnungen zur strengen Kriegszucht, Drohungen strenger Strafen, Weisungen für die Einwohner der Gegenden, die überschwemmt werden sollen — Alles, wie man es gewohnt ist, und ohne Zweifel auch nicht ernstlicher gemeint.

Wir konnten lange schon diesen Schritt erwarten, und wußten, daß er geschehen würde. Dennoch machte die Gewißheit einen tiefen Eindruck. Alle Leiden der vergangenen Zeit, die Gräuel des Kriegs standen vor unseren Augen. Ueber die Zukunft lag ein

dichter Schleier. Doch ist die Rückwirkung des Schreckens aus den letzteren Kriegsjahren so groß, daß bei weiten die meisten sich eher traurigen Besorgnissen, als Hoffnungen überlassen.

Die Stimmung war schon sehr sichtbar in der heutigen Deputationssitzung.

Als man über die gestrige Französische Note berathschlagte, beschloß man, wie gewöhnlich, einstimmig die Mittheilung an den Reichstag und an die Partikularabgeordneten.

Die Mehrheit, nämlich Hessen-Darmstadt, Baden, Augsburg, Frankfurt und Mainz, will überdies eine dringende Empfehlung an den Reichstag, und eine Vorantwort an die Französische Gesandtschaft mit Bezeigung des lebhaften Verlangens nach Frieden.

Oesterreich, Sachsen, Bremen und Würzburg wollten diesem Zusatz nicht beitreten, die Baiersche Stimme ward diesmahl nicht geführt.

Es ist nicht zweifelhaft, daß der Plenipotentiar seinen Beitritt versage. Wir werden also nun eine vollkommne Scission haben.

So rückt denn die Auflösung des Kongresses immer näher, und nur die traurige Erfahrung von der immer zunehmenden Schwäche des Deutschen Staatskörpers werden wir mit uns zurückbringen.

Um so mehr eile ich von den Augenblicken der Ruhe Gebrauch zu machen, deren wir jetzt noch genießen, und mein Versprechen zu erfüllen, Ihnen eine Charakteristik der zahlreichen Schriften zu geben, die den Kongreß betreffen.

Zuvörderst muß ich Ihnen mein Glaubensbekenntniß ablegen, daß ich nur wenige, sehr wenige politische Schriftsteller für berufen halte. Dieser Beruf wird bestimmt durch ein Maß von Kenntnissen, von Bekanntschaft mit dem Geschäftsgange der letzteren zehn Jahre wenigstens, und durch einen Grad des Scharfblicks, welchen wol selten ein

Schriftsteller sich beimessen darf. Die gründlichste Kenntniß der Gefühle, selbst der Verfassung der Staaten und ihrer Kräfte reicht in der That nicht hin über das Gegenwärtige richtig zu urtheilen; zu bestimmen, was jetzt der wahrscheinliche Erfolg sein werde, wozu dem Staat sein wahres Interesse rathen könne. Hier ist es unumgänglich nothwendig die Menschen zu kennen, welche handeln, die Kräfte des Staats in Bewegung setzen und anwenden sollen. Wie Wenige können das in dem Staat, dem sie selbst angehören: wie unendlich viel schwerer ist also die Errathungsgabe, wenn ich so sagen darf, für die bewegenden Triebfedern in anderen Staaten. Sorgfältiges Studium vieler, verschiedenartiger Menschen in dem Zeitpunkt, wo sie für den Staat handelten, Vergleichung der näheren und entfernteren Ursachen, wodurch sie bestimmt wurden, Berechnung der Folgen vergangener Handlungen, welche leichter und schwerer vorauszusehen waren — das sind die einzigen Hülfs-

mittel. Vervielfältigte Erfahrungen der Art geben doch eine Fertigkeit, einen gewissen Takt, der auch bei künftigen Fällen uns mit einiger Sicherheit leiten kann. In dieser Rücksicht ist mir der Aufenthalt in Rastadt unendlich schätzbar gewesen. Selten findet man wohl eine Gelegenheit, wie die Kongreßversammlung, so mannichfaltige Beobachtungen, unter so verschiedenen Umständen, in solchen Kollisionen anzustellen. Ich habe mich bemühet, sie mit möglichster Sorgfalt zu benützen. Aber eben durch diese unablässige, angestrengte Aufmerksamkeit auf das Vorhergehende, Gegenwärtige und Zukünftige politischer Erscheinungen und ihrer Urheber und Mitwirker — habe ich mich vollkommner als je überzeugt, wie wenige wahrhaft zweckmäßige Schriften wir erwarten dürfen.

Und nun vollends in dem Augenblick selbst, wo die Begebenheiten sich ereignen, sie so vor das Publikum bringen, daß es eine irgend vollständige Belehrung erhalte —

welcher Unterrichtete könnte und wollte das.

Die Schriften also, welche den Gang der Verhandlungen überhaupt schildern, den Kongreß in persönlichen und öffentlichen Beziehungen darstellen, die geheimen Triebfedern der Ereignisse entfalten, die Maßregeln, welche die Politik jetzt vorschreiben sollte angeben — verdienen wenigstens Aufmerksamkeit. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo man über diese Gegenstände angemessen schreiben kann: aber nun, da der Krieg wieder ausgebrochen ist, da viele Rücksichten wegfallen, die bisher dem verständigen Geschäftsmann Stillschweigen geboten — werden eher zweckmäßige und lehrreiche Aufschlüsse sich geben lassen *).

Fast wüßte ich Ihnen unter der Menge der allgemeinen Schriften nur zwei zu nen-

*) Vieles findet man schon in der zu Ende des Jahres 1799 herausgekommenen geheimen Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen, von einem Schweizer, welche zugleich eine vollständige, sehr wichtige Urkunden-Sammlung enthält.

nen, die, wenn gleich einseitig, zum Theil leidenschaftlich, dennoch durch das unverkennbare Talent der Verfasser wichtig werden. Sie finden in beiden viele treffende Urtheile und helle Ansichten über die jetzigen Verhältnisse. Manches, was darin als künftig wahrscheinlich angedeutet wird, ist nur zu genau eingetroffen, zum Theil weil man es nicht für wahrscheinlich hielt. In dieser Rücksicht haben dergleichen Schriften selbst als politische Träume, ein eigenes Interesse. Man denkt sich mit Theilnehmung in die nächstvorhergehende Zeit zurück, und berechnet, oft nicht ohne Seufzer, wie es anders sein könnte.

Diese beiden Schriften sind das Tableau spéculatif de l'Europe, von Dumourieux, und die Antidote au congrès de Rastadt ou plan d'un nouvel équilibre politique en Europe. Jene kam zuerst im vorigen Frühjahr hieher, im September aber erschien eine neue, vermehrte Ausgabe; diese ist angeblich im Januar v. J. zu London

gedruckt; aber eigentlich erst im Sommer und darauf hier im Oktober verbreitet. Beide sind sehr stark gegen das Französische System. Sie wissen aber, daß ich nicht deßwegen sie empfehle, sondern weil sie mir, selbst abgesehen von ihrer leidenschaftlichen Tendenz, viel Beherzigenswerthes zu enthalten scheinen.

Zu den vielen kleineren Schriften, welche allgemeine politische Winke und Rathschläge enthalten, gehört insonderheit auch die Lettre d'un noble Venétien mit zwei Fortsetzungen, die im verflossenen Sommer gedruckt wurden. Der Verfasser redet sehr eifrig für ein System, das man zur Erhaltung und Sicherstellung Deutschlands nicht genug empfehlen — für eine aufrichtige Vereinigung zwischen Oesterreich und Preußen. Zugleich wünscht er Veränderungen in der Deutschen Verfassung, welche dem Ganzen mehr Einheit und Festigkeit gäben.

Unter einzelnen Gegenständen sind insonderheit die Rheingrenze und die Sä-

kularisation häufig und mit Fleiß, zum Theil auch mit vieler Geschicklichkeit erörtert.

Durch die Untersuchungen über die Rheingrenze ist es historisch außer Zweifel gesetzt, daß der Rheinstrom in der Gegend des Elsasses nie als eine ununterbrochene Grenze von Frankreich und Deutschland anerkannt sei. Auch in militärischer Rücksicht sind über diese Grenze viele schätzbare Bemerkungen gemacht. Insonderheit ist es überzeugend dargethan, daß es für Deutschland sehr gefährlich sei, den Franzosen irgend einen Fleck auf dem rechten Rheinufer einzuräumen, irgend einen Berührungspunkt zuzulassen. Die Hauptschrift hierüber ist: Esprit des trois propositions rélatives aux forts de la rive droite, aux ponts commerciaux et aux isles du Rhin, faites par les Ministres de la République Française au congrès de Rastadt, welche in dem kaiserlichen Hauptquartier verfertigt ward, und hieher kam, um den Französischen Foderungen im vorigen Herbst entgegen zu

wirken. Nachher erschienen noch verschiedene Nachträge, in demselben Sinn und wahrscheinlich von demselben Verfasser.

Die Säkularisation hat die meisten Federn in Bewegung gesetzt, und mit der größten Leidenschaft. Ich glaube, daß kein Grund für und wider ungesagt ist; und von beiden Seiten ist die Sache mit vieler Geschicklichkeit geführt. Indeß scheinen mir doch die Vertheidiger der Säkularisation den Preis zu behalten, abgesehen auch davon, daß die oft tadelnswerthe Heftigkeit ihrer Gegner dadurch entschuldigt wird, daß sie zum Theil für die Existenz ihrer bisherigen Lage streiten.

Ueber die unstreitigen Rechte der sogenannten Emigrirten aus dem Elsaß und den Gegenden jenseits des Rheins, deren sich die Franzosen bemächtigt haben, sind ein paar vorzügliche Schriften erschienen. In der That nur blinde Leidenschaft, oder vielmehr bestimmter — nur eine unwürdige Habsucht konnte die Französische Regierung

verleiten, diese beklagenswürdigen Menschen mit solcher Grausamkeit zu verfolgen. Das fühlten die Französischen Minister selbst. Sie erboten sich desfalls jedem Einzelnen, der ihnen empfohlen würde, die Rückkehr zu gestatten, ob sie gleich offiziel für sie en masse keinen Schritt thun durften. Viel Elend wäre abgeschnitten und gehoben, hätte man sich mehr an dies Anerbieten gehalten, als an den eifrigen Streit über die Grundsätze.

Die besonderen Verhältnisse in Ansehung der Besetzung von Mainz, der Festung Ehrenbreitstein, und des Waalstroms so wie der Büdericher Insel sind in eigenen, sehr vorzüglichen Schriften erörtert. Die beiden ersteren haben zugleich einen eigenthümlichen historischen Werth, und die Sammlung von Urkunden, welche der Schrift über Ehrenbreitstein hinzugefügt ist, giebt leider die traurigsten Belege zu der Nichtachtung des Völkerrechts in unsern Tagen.

Darf ich Ihnen meinen eigenen Aufsatz über den Umfang der lehnsherr-

lichen Rechte nennen? Es ist ein Versuch bei dem vielen Ungemach, was der Friede, wenn er zu Stande gekommen wäre, mit sich geführt hätte, auch mit einem guten Nebenzweck zu erreichen. Indem man sich nach Mitteln der Entschädigung umsieht, wollte ich auch die Aufhebung der lehnsherrlichen Rechte dazu rechnen, die an sich ein unstreitiger Uebelstand sein dürften. Ungefähr in eben dem Sinn hat der Nassauische Abgeordnete, Freiherr von Kruse, eine Denkschrift verbreitet, worin er unter andern Mitteln, um die Säkularisationen zum Behuf der Entschädigung zu vermindern, die Aufhebung des Lehnsnexus zwischen weltlichen Fürsten und Ständen gegen Geistliche, die Aufhebung der Immunität bei mittelbaren Stiftern, die Abkaufung der Hoheitsrevenüen mit Geld bis zu einer Summe von 20,000 Thalern u. a. m. in Vorschlag bringt.

Der sogenannte Publizist bei der kaiserlichen Gesandtschaft, Herr von Blum,

hat einige Schriften herausgegeben, die gleichfalls eine vorzügliche Erwähnung verdienen, ob sie gleich nicht gut vorgetragen, und die Französischen außerordentlich fehlerhaft geschrieben sind. Sie betreffen die Rheingrenze, das Privateigenthum der Fürsten und Reichsangehörigen auf dem linken Rheinufer, die Schulden auf den abgetretenen Reichslanden, eine Uebersicht des Standpunkts der Unterhandlungen nach Annehmung des Französischen Ultimatums. Die drei letzten sind Französisch geschrieben; und eben die häufigen Sprachfehler haben den Verfasser einer bitteren, unartigen Kritik ausgesetzt. Allein diese Mängel werden reichlich aufgewogen durch die sorgfältige und gründliche Ausführung. Insonderheit giebt die letzte Schrift, die zu Ende des Januars erschien, einen sehr richtigen und vollständigen Ueberblick. So viel ich weiß, findet man ihn in keiner andern Schrift. Er verdient daher allerdings benützt zu werden, wenn ja die Um-

stände eine Erneuerung der Unterhandlungen gestatten.

Ferner haben wir bei Gelegenheit der Untersuchungen über Verlust und Entschädigung einige statistische Arbeiten erhalten, die höchst schätzbare Beiträge zur Erweiterung der immer noch sehr mangelhaften Kunde von Deutschland liefern. Vorzüglich gehören hieher die Tabellen von Lang und Traiteur, wovon die ersten ganz Deutschland umfassen, die letzteren aber insonderheit diejenigen Staten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers, ganz oder zum Theil, verloren gehen, so wie die Mittel, welche die geistlichen Renten noch zur Entschädigung darbieten.

Jetzt besitzen wir denn auch die vollständige und authentische Sammlung der Deputationsprotokolle und aller Beilagen. Der Direktorialsekretär, Freiherr von Münch, besorgt sie. Unstreitig wird dies Urkundenbuch stets seinen Werth für den Geschichtsforscher behalten, obgleich man in den Ab=

stimmungen natürlich viele Wiederholungen findet.

Früher schon gab der sehr thätige Buchhändler Decker aus Basel eine Sammlung der Noten heraus, die mit der Französischen Gesandtschaft gewechselt wurden. Sie ist sehr korrekt und unentbehrlich zum täglichen Gebrauch.

Endlich muß ich noch des Handbuchs des Kongresses erwähnen, das im Junius herauskam, und nachher bis zum November v. J. fortgesetzt ist *). Es hat den Kurbraunschweigischen Minister-Residenten in Frankfurt, Legationssekretär der Bremischen Gesandtschaft, Herrn von Schwarzkopf zum Verfasser, schon durch mehrere ähnliche Sammlungen empfohlen. Man findet auch

---

*) Nachher ist noch eine dritte Fortsetzung und Beschluß erschienen. Sie geht bis zum Julius 1799, und enthält auch einige Nachrichten von dem unglücklichen Gesandten-Mord, und insonderheit im Anhange die Deutschen Entwürfe des Friedensinstruments, namentlich den Bremischen zum erstenmahl vollständig.

in der gegenwärtigen viele nützliche Nachrichten, die mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragen sind; vorzüglich eine zweckmäßige Uebersicht des ganzen Geschäftsganges und der Literatur.

Auf gewisse Weise gehört ebenfalls das Kongreßblatt hieher, welches wöchentlich herauskam, anfangs von dem Professor Schreiber besorgt, seit Anfang dieses Jahres unter dem veränderten Titel: Rastadter wöchentliche Nachrichten, von dem Freiherr von Denis. Wenn gleich eine Schrift der Art, ihrer Natur nach, sehr vermischten Inhalts sein muß und zugleich viele bloß lokale und nur für den Augenblick wissenswerthe Nachrichten mittheilt, so wird dennoch der Geschichtschreiber unserer merkwürdigen Zeit einst auch solche Materialien nicht aus der Acht lassen.

IX. Brief.

Rastadt, den 16ten März 1799.

Eben komme ich von Baden zurück, liebe Friederike. Ich habe einen recht vergnügten Tag gehabt. Herr von Rosenkranz, der Baden mit Recht so sehr liebt, wollte seine Freunde noch einmahl dort sehen. Und das Wetter begünstigte uns außerordentlich. Es war der schönste Frühlingstag, den Sie sich denken können — und das in diesem trefflichen, milden Klima!

Es war, als hätten wir alle Abrede genommen, für einige Stunden der traurigen und finsteren Aussichten zu vergessen, die uns sonst genug drücken. Auch ich, der in dieser letzten Zeit wieder ganz in meinen alten Trübsinn verfallen war, habe mich mit den Fröh-

lichen gefreuet. Sogar habe ich — sollten Sie es glauben — den Befehlen einer liebenswürdigen Dame zu gehorchen, versprochen, einen Roman in drei Bänden zu schreiben. Mein Wort werde ich halten — das wissen Sie schon von mir. Aber wann? — Zum Glück, daß die Zeit nicht bestimmt ist. Denn wer mag jetzt sagen, wann der politische Horizont einem Geschäftsmann heiter genug sein wird, um eine Phantasie con amore auszuführen?

Dennoch habe ich eben in diesen letzten Zeiten eine Erfahrung gemacht, die für den Menschenfreund sehr erfreulich ist. So wie die äußere Gefahr sich näherte, schienen alle das Bedürfniß der Geselligkeit in höherem Maße zu fühlen. Die Dissonanzen, die Disharmonien, die sonst die Gesellschaft so oft stören, so viele Kälte, so viele Langeweile hineinbringen, verschwanden unmerklich. Es war, als fühle ein jeder den mächtigen Trost der darin liegt, von seinen Nebenmenschen geliebt zu sein, wenigstens ihre Theilneh-

mung, ihre Wünsche für sich zu haben, wenn sie auch nicht thätig helfen können.

Ueberhaupt ist dieser Winter weit mehr, als der vorige, gesellschaftlich gewesen. Die Gesellschaft war zahlreicher und unterhaltender. Man hat sich genauer kennen gelernt. Manche Verbindungsfäden haben sich angeknüpft, die unter völlig Fremden noch nicht Statt finden. Das gegenseitige Bedürfniß, der allgemeine Wunsch, sich die Lage hier so viel möglich zu erleichtern, haben die politischen Spekulationen allmählig aus den geselligen Zirkeln verdrängt. Eine gleichgültigere, lebhaftere Unterhaltung ist dann von selbst in ihre Stelle getreten.

Wir haben den Winter hindurch recht viele gemeinschaftliche Vergnügungen gehabt: Konzerte, Bälle, Schlittenfahrten. Die Bälle insonderheit sind sehr häufig gewesen: öffentliche Bälle auf der Post und im Französischen Theater, mit und ohne Maske. Der kaiserliche Plenipotentiarius gab gewöhnlich alle vierzehn Tage einen Ball auf dem Schloß,

wo man sehr angenehm war. Wir haben sogar einige mahle Sprichwörter gespielt, woran Ihr Freund, wie Sie wohl denken können, thätig Theil nahm. Die Gesellschaft war zahlreich genug, um beständig zwei Parteien zu machen, eine spielende und eine rathende. Noch am ersten März hatten wir das ominöse Sprichwort arrangirt: Hochmuth kömmt vor dem Fall, — als die Nachricht vom Rheinübergang unser Spiel störte. Seitdem hat Niemand wieder Lust dazu gehabt. Sonst hätten wir sicher auch kleine Theaterstücke gespielt, wenn die politischen Aussichten irgend erfreulicher gewesen wären. Sie wissen, wie sehr ich diese Unterhaltung liebe. Was mich gewöhnlich davon abhält, die Furcht vor der kleinen Eifersucht, zumahl der Damen, auf ihr Spiel, war hier glücklicher Weise nicht zu besorgen: sonst freilich wäre dies Spiel für den Kongreß am mindesten geeignet.

Auffallend bleibt es immer, daß die Französische Gesandtschaft nie an den gesellschaft-

lichen Unterhaltungen Theil nahm. Natürlich rede ich hier nicht von den letzten Zeiten, seitdem man von beiden Seiten einen nahen Bruch als ausgemacht annehmen konnte. Aber so war es ja nicht immer. Und dann, dünkt mich, lag es eben in dem Charakter eines Friedenskongresses, daß die Gesandten, die daran Theil nahmen, auf alle Weise die freundschaftlichsten geselligen Verhältnisse mit einander unterhielten.

Allein das haben die Französischen Gesandten nie gethan. Sie haben nur Männer-Gesellschaften des Mittags gesehen; auch die so selten, als möglich, oft in langen Zwischenräumen gar keine. Uebrigens beschränken sie sich in der Regel auf ihre Affiliirten, und die wenigen Deutschen, die glauben, ihnen regelmäßig den Hof machen zu müssen. Doch geben ihnen zuweilen auch andere Deutsche längere Besuche, als bloß zeremonielle. So habe ich, insonderheit bei Roberjot's, manchen Abend vergnügt zugebracht. Das gab mir Gelegenheit, fast alle Französische

Reisende von Bedeutung kennen zu lernen, welche die Französischen Minister besuchten. Wie oft habe ich dann es ganz anders gefunden, als das Gerücht, oder frühere Vorfälle die Männer schilderten. So erschien mir z. B. Lamarque, der als Gesandter nach Stockholm bestimmt war und den man nicht annehmen wollte, keinesweges als ein Mann von revolutionirendem Sinn und Grundsätzen.

Sonst hat in den letzteren Zeiten die politische Lage wieder manche andere unangenehme Einflüsse. Man muß oft eine Behutsamkeit anwenden, die bis in kleinliche Aengstlichkeit geht, um nicht der einen oder der andern Partie Anlaß zu Mißdeutungen zu geben. Ich muß Ihnen doch ein Beispiel davon erzählen, das mir zu Anfang des Dezembers begegnete.

Der Minister Debry fragte mich, ob ich wirklich glaubte, daß man über die Aufhebung des Elsflether Zolls sich nicht befriedigend erklären könnte?

Ich antwortete ihm natürlicher Weise, dieser Gegenstand liefe außerhalb der Befugnisse der Deputation.

Eh bien, je Vous dis donc, que Vous n'avés qu'à faire Vos paquets.

Ohne Bestürzung oder Leidenschaft merken zu lassen, antwortete ich leicht: Mais cela ne presse pas, Citoyen Ministre: on ne les fait pas si vîte.

Wir redeten von anderen Gegenständen, und schieden ganz freundlich.

Wenige Tage nachher suchte jemand, der jene Antwort ohne meine Schuld erfahren hatte, dem Minister vorzubringen, daß auch ich mich eben so leidenschaftlich, als irgend ein anderer Deutscher über die letzten Foderungen der Franzosen geäußert hätte.

„Und wenn das wäre", antwortete Debry, der wirklich, bei seiner Heftigkeit, ein gewisses Gefühl für Recht behauptet — „so „redet er nicht so aus blindem Haß, wie die „meisten anderen: sondern weil er glaubt „seine Pflicht zu thun. Ich kenne ihn zu

gut, um ihm daraus ein Verbrechen zu machen."

Selbst die weise und gemäßigte Regierung von Karlsruhe findet sich oft in dieser Rücksicht in großer Verlegenheit. Sie muß Manches thun, um dem Französischen Direktorium nicht zu mißfallen, was sie sonst, wenigstens so, nicht thun würde. Schon im November ward eine schärfere Vorschrift wegen der Aufnahme von Fremden gegeben: diese ist Ausgangs Dezembers, der armen, unglücklichen Emigranten wegen, erneuert. Auf der andern Seite ist am 13ten Februar eine Verfügung gegen aufrührische Schriften erlassen, ob man gleich von keinen Schriften der Art etwas weiß; und kurz nachher ist eine Zensur auch für alle Schriften angeordnet, die hier in Kommission gegeben werden.

Dagegen ist die Polizei in Ansehung des Schauspiels bei weiten nicht so strenge, als die Gleichheit es fodern möchte. In den Schauspielen kommen manche Stellen, manche Anspielungen vor, welche für Deutschland

beleidigend sein würden, wenn man darauf achten wollte. Freilich geschieht das nicht: und dies ist allerdings das beste.

Das Singspiel hat uns mit dem Ende des vorigen Jahres verlassen. Sie gaben seit meiner Zurückkunft aus der Schweiz fünf neue Stücke: la Frescatana ou l'infante de Zamora, von Paisiello; la dot de Suzette, von Boyeldeu *); le major Palmer, von Bruni; la femme curieuse ou Lucas et Annette**), Ambroise von Daleyrac. Die letzte Vorstellung war am 23sten Paul und Virginie, wie gewöhnlich mit großem Beifall und sehr gut ausgeführt.

Im Schauspiel, das an dessen Statt wieder hieher kam, haben wir ein interessantes neues Stück gehabt: le Chevalier à la mode. Die übrigen sind unbedeutend. Nun

*) Auf dem Deutschen Anschlagezettel steht Ladot von Suzette.

**) Zu Deutsch: die sonderbare Frau.

wird es bald ganz eingehen. Mehrere Minister haben ihre Logen aufgekündigt. Alles bereitet sich auf die Abreise.

Auch in Baden ist nicht ein Zimmer bestellt, ungeachtet der Frühling jetzt so sehr einladet.

Er ist schnell auf den Winter gefolgt. Und was für ein Winter! ich kann nicht glauben, daß Sie ihn in Kopenhagen strenger gehabt haben.

Schon am 24sten November lag so viel Schnee, daß wir in Schlitten fuhren, troß den Nordländern. Nachher hat es abwechselnd ein wenig gethauet, aber doch mehr gefroren. Vom 16ten Dezember bis zum 13ten Januar haben wir unaufhörlich Frost gehabt, doch von sehr verschiedener Stärke. Gewöhnlich ist auch hier bei dem Frost ein sehr scharfer Wind. Daher liegt um Rastadt nicht viel Schnee. Der Wind fegt ihn auf der Landstraße von ziemlich großen Strecken ganz weg. Auch dauerte selbst während des starken Frostes die Schlittenbahn immer

nur einige Tage. Schon das gilt hier für eine Seltenheit.

Einige Tage waren so kalt, daß man kaum sich auswagte. Auf der Straße sahen Sie fast keinen Menschen. Der kälteste Tag war der 25ste Dezember. Ich hatte auf einem sehr guten Reaumür, von Dölter in Karlsruhe verfertigt, 20 Grad Kälte.

Ueberhaupt soll die Kälte in den letzten Tagen des Dezembers in ganz Europa eine der strengsten gewesen sein. In vielen Gegenden hat sie die der verschrienen harten Jahre 1709 und 1740 übertroffen. Auch in Kopenhagen ist sie strenger gewesen, als in den Jahren 1776 und 1788, die härtesten Winter, die ich erlebt habe.

Aus Norwegen sind Briefe hier, die fast allen Glauben übersteigen. In Onsterdalen im Stift Aggershuus soll die Kälte am 2ten Februar 33 Grad Reaumür gewesen sein. In Touse hat man sie gar nicht beobachten können. Das Quecksilber war so stark gefroren, daß ein Klumpen von

der Größe eines Dänischen Schillings zu der Fläche von einem Speziesthaler ausgehämmert ward, und zusammenhielt. Man konnte ihn aufheben, ohne daß er entzwei gieng.

Im Februar hatten wir hier in der Nähe in der Mura, deren Gewässer am 2ten Dezember außerordentlich gestiegen waren, einen starken Eisbruch. Dergleichen Fälle pflegen sehr gefährlich zu sein. Indeß haben die guten und schnellen Anstalten dieser, sehr aufmerksamen, Regierung allen weiteren Besorgnissen vorgebeugt.

X. Brief.

Rastadt, den 28sten März 1799.

Bei dem Wiederausbruch des Krieges, mein lieber Bonstetten, waren bei weiten die Meisten hier mit den ängstlichsten Besorgnissen erfüllt. Jetzt, da man die so gefürchtete Jourdansche Armee geschlagen weiß, will Niemand mehr seine Besorgnisse eingestehen. Man erzählte schon damahls, der Kourrier, der den Befehl zur Uebergabe brachte, habe bei Nancy ie Schulter gebrochen. Damahls galt dieser Unfall für das erste unglückliche Vorzeichen gegen Deutschland. Jetzt spottet man darüber, und wendet die Vorhersagungen auf das Direktorium an. So sind die Menschen!

Aber wahr ist es. Die auffallende Un-

gerechtigkeit des Angriffs mußte einen Grund mehr abgeben, zu glauben, Frankreich habe eine desto größere Macht aufgeboten, um des Erfolgs gewiß zu sein. Gleichwol verhielt es sich nicht so. Die Franzosen machten nur Fortschritte, wo sie keinen Feind fanden, oder ihn unvorbereitet überfielen. Wo er sich ihnen entgegenstellte, wurden sie geworfen.

Gleich nach dem Uebergang über den Rhein gieng der General Ney auf Manheim los. Er ließ sich früh am 2ten Mai die nicht befestigte Stadt durch Kapitulation übergeben, und der Obergeneral Bernadotte legte eine starke Besatzung hinein.

Dieser foderte zu gleicher Zeit den Kommandanten von Philipsburg, den Rheingrafen von Salm auf, die Festung zu übergeben. Er begehrte sie als ein Unterpfand, das er nicht gegen die Versuche der Oesterreichischen Armee würde vertheidigen können. Durch das Beispiel des General Mack warnte er ihn, seine mißvergnügte

Besatzung nicht in den Stand zu setzen, ihren Willen zu äußern. Würde er den General zwingen, die Wälle zu ersteigen, so würde die Züchtigung an dem, der dazu Veranlassung gegeben, schrecklich sein, weil er sich mit der Französischen Republik in den Krieg setzen wollen. Der General werde dann die Wuth der Soldaten nicht mehr zurückhalten: sie werde sich ganz gegen ihn richten.

Der Kommandant wies die Auffoderung mit Anstand und Würde ab. Auch versicherte er den General, daß er von dem Zustand der Festung falsche Begriffe habe, und daß man von keinem Mißvergnügen der Besatzung wisse.

Für diesmahl blieb es dabei. Bernadotte hatte keine Mittel die Festung zu zwingen. Es ward nichts weiter gegen sie unternommen.

Aber der Hauptschlag sollte von der Schweiz aus geführt werden. Hier hatte Massena den Oberbefehl, vielleicht der ge-

schickteste unter allen Französischen Generalen.

Das Direktorium hatte am 1sten Dezember schon mit Ihrer Regierung wirklich den, vorher abgeläugneten, Vertrag abgeschlossen, nach welchem es ein Hülfskorps von 18,000 Mann in der Schweiz anwerben durfte. Nach diesem Vertrag sollen die Truppen mit den Franzosen gegen den Feind agiren, den man der Helvetischen Regierung anzeigen würde. Sie sollten freiwillig angeworben werden, wie ehemahls auf 2 oder 4 Jahre. Die Offiziere ernennen die Helvetischen Behörden. Sie erhalten von der Französischen Regierung Handgeld, Equipirung, Waffen, Verpflegung und den nämlichen Sold, wie die Französischen Truppen. Für alle Verbrechen und militärische Vergehungen stehen sie nur unter ihren eigenen Gerichten. Nach dem Frieden wird ihnen ein vortheilhafter und beständiger Dienst bei den mit Frankreich verbündeten Republiken zugesichert.

Das Helvetische Direktorium that alles Mögliche, um diese Werbung zu befördern. Es empfahl sie zu wiederholten mahlen durch Proklamationen; stellte den Dienst ehrenvoller dar, als den unter einem Könige. In dem Volksblatt, das alle Schulmeister und Pfarrer dem Landvolk vorlesen und erklären, wurden die Vortheile dieses Dienstes besonders gehaben. Alle Zeitungsschreiber wurden aufgefodert, sie nach Würdigkeit zu loben. Man suchte sich die genaueste Kenntniß von der Anzahl der waffenfähigen Mannschaft zu verschaffen; der Verlust des Bürgerrechts ward dem als Strafe angedroht, der sich der Konskription entziehen würde. Allenthalben wurden Werber angestellet, die zum Theil sehr reichliche Handgelder gaben.

Allein der Geist Ihrer Landsleute ist so entschieden gegen die Franzosen, daß diese Veranstaltungen fast gar keinen Fortgang gehabt haben. Nur die Stabsoffiziere sind da: Soldaten kann man nicht bekommen. Daher ist am 2ten Februar die Helvetische

Legion von 1500 Mann, die bloß unter Schweizerischen Befehlen stehen und nur im Lande dienen sollte, aufgehoben, und unter das Hülfskorps gesteckt. Auch alle Piemontesischen Schweizer-Regimenter sollen darauf angerechnet werden. Dennoch soll es noch nicht halb vollzählig sein.

Dazu kömmt ein Geist der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs, der sich dreister äußerte, je mehr sich kriegerische Gerüchte verbreiteten. Schon mußte das Direktorium am 1sten Februar wieder vor den Ausstreuungen falscher Aufwiegler warnen: schon hat man Militär gegen die Stürmer der Freiheitsbäume brauchen müssen. Nun ist denn am 18ten Februar die Macht des Direktoriums, gegen innere Aufwiegler und äußere Spione mit der größten Strenge zu verfahren, noch auf drei Monate verlängert. Auch hat es uneingeschränkte Vollmacht erhalten, diejenige Anzahl von Truppen zu errichten, auszurüsten, zu ernähren, und in Bewegung zu setzen, die es für nöthig finden sollte.

Zum Glück für die Franzosen waren ihre ersten Fortschritte von dieser Seite aus so viel versprechend, daß die Unruhigen dadurch zurückgehalten wurden.

General Farino setzte zugleich mit Jourdan, mit seiner Division über den Rhein bei Hüningen. Er gieng durch das Rheinthal nach den vier Waldstädten, und kam am 6ten Mai schon zu Engen an. Dann bewegte er sich parallel mit der Armee von Jourdan gegen die Schußen, einen kleinen Fluß, der in den Bodensee fließt.

Massena selbst gieng gegen Graubündten am 6ten März bei Azmoos und Fläsch über den Rhein: zugleich drang Demont über den Güngelser Berg, Lecourbe durch das Misoxer Thal, und Loison von Urseren aus über die Oberalp ein. Die letzte Kolonne mußte sich zurückziehen: auch gelang der Uebergang zwischen Mayenfeld und der Zollbrücke nicht.

Der Angriff fing um halb fünf Uhr Morgens an. Zwei Stunden nachher er=

hielt der General Auffenberg, der sich zu nichts versehen hatte, eine Auffoderung von dem General Massena aus seinem Hauptquartier zu Azmoos, das Land in zwei Stunden zu räumen, weil er es besetzen wollte.

Wiewohl unvorbereitet vertheidigte Auffenberg sich mit der größten Tapferkeit sowol bei Balzers als bei dem Luziensteig bis acht Uhr Abends. Dann mußte er den wichtigen Paß räumen.

Massena erneuerte den Angriff am 7ten von der Zollbrücke und dem Steig aus. Auffenberg zog sich fechtend bis Chur zurück. Allein hier ward er zugleich von einer anderen Kolonne angegriffen. Nun mußte er sich mit seinen noch übrigen Truppen ergeben.

Der Sieg kostete den Franzosen viele Leute. Aber sie waren dafür Meister von Graubündten.

Auch Lecourbe überstieg an demselben Tage den Bernhardin. Oudinot bedrohete, nach einem glücklichen Gefecht bei Bendern, gegen den General Hoze, Ihren

tapfern Landsmann, die wichtige Oesterreichische Stellung bei Feldkirch.

Erst nachdem das Französische Direktorium von diesen Erfolgen, von der Eroberung Graubündtens, unterrichtet war, sandte es am 12ten März folgende Bothschaft an den Rath der Fünfhundert, wegen des Kriegs gegen das Haus Oesterreich und den Großherzog von Toskana.

„So groß die seit dem Frieden von Campo Formio vorgefallenen Begebenheiten auch sind, so hat man doch die vorhergegangenen noch nicht vergessen. Nach fünfjährigen Siegen, da die Französische Armee nur noch 30 Stunden von Wien entfernt war, gab die Republik ihre Einwilligung zur unmittelbaren Wiederherstellung des Friedens, und man mußte der Mäßigung der Ueberwinder gleichsam eine Schutzrede halten. Hätte man wol vorhersehen können, daß der gemachte Friede so schleunig von einer Macht wieder verletzt werden würde, welche durch selbigen so große Entschädigungen ihres Ver-

lustes erhielt? Einige Verletzungen dieses Friedenstraktats sind so offenbar, daß sie die Verwunderung von ganz Europa — und den Unwillen der Republikaner erregt haben; andere sind nicht so öffentlich, aber doch nicht weniger feindselig gewesen, und das Direktorium muß dem gesetzgebenden Körper das beleidigende Betragen des Oesterreichischen Kabinets vor Augen legen."

„Als der Traktat von Campo Formio geschlossen ward, war man übereingekommen, daß der ganze Theil des Deutschen Gebiets, von Tyrol bis an die Grenzen des linken Maynufers, von den Französischen, den kaiserlichen, und den im Solde des Kaisers befindliche Reichstruppen, bis auf Kehl, zugleich geräumt werden sollte. Zu Rastadt war dieses durch eine noch genauere Konvention vom 11ten Frimäre des 6ten Jahres, welche die Zeit der Ausführung festsetzte, erneuert. Von Seiten der Republik geschah die Ausführung schnell und völlig, von Seiten Oesterreichs ward sie aufgeschoben, und

ist noch nicht zu Stande gekommen. Der Kaiser hat in Philippsburg eine Garnison und Magazin beibehalten; auch in Ulm und Ingolstadt beständig Truppen gehabt. Alle Plätze in Bayern sind zu seiner Disposition geblieben; und jetzt befinden sich 100,0000 Oesterreicher in selbigem, die zur Erneuerung der Feindseligkeiten, und zum Angriff eines seit langer Zeit von dem Wiener Hof gewünschten Landes bestimmt sind."

„Hätte dieser Hof den Traktat beobachtet, so würde man geeilet haben, sich einander Gesandte zuzuschicken; allein zu seiner größten Verwunderung erfuhr das Direktorium, daß man zu Wien die von beiden Seiten nach Rastadt geschickten Bevollmächtigten für hinlänglich hielt, die Eröffnungen von beiden Staaten zu unterhalten, und daß man glaubte, der Friede von Campo Formio müsse durch den Reichsfrieden noch nähere Entwickelungen erhalten. Um diese Zeit unterstand sich ein Gouvernement, dessen Existenz von der Mäßigung der Repu-

blik zeigte, die Rache derselben durch ein Attentat zu reizen. Das Priesterthum büßte sein Verbrechen, und Rom ward frei."

„Aber das Direktorium sah vorher, daß man die billigen Repressalien beim kaiserlichen Hofe als einen ehrsüchtigen Angriff vorstellen würde: es setzte deßhalb alle Etikette bei Seite, und schickte den Bürger Bernadotte als Ambassadeur der Französischen Republik nach Wien, um daselbst vorzustellen, daß die Zerstörung des päpstlichen Gouvernements in Rom in der Abgrenzung von Italien keine Aenderung hervorbringen würde, und daß die bereits existirenden und anerkannten Republiken durch keinen Theil des Römischen Gebiets vergrößert werden sollten, wodurch denn der Friede von Campo Formio unangetastet blieb, in dem man bei der Bestimmung der Größe der Cisalpinischen Republik die Begebenheiten nicht voraussehen, oder verhindern konnte, welche die Form der übrigen Italienischen Staa-

ten, ihrer eigenen Angriffe wegen, verändern möchten."

„Indessen ward der Französische Ambassadeur zu Wien kalt aufgenommen. Es ward diese Mission durch keine gegenseitige erwiedert, und bald zeigte eine durch die Umstände weniger, als durch die erfolgte Nichtbestrafung derselben, schimpfliche Begebenheit, die geheimen Gesinnungen des Wiener Hofes."

„Hätte das Direktorium nicht gleich anfangs dabei die Mitwirkung zweier Höfe erkannt, und geglaubt, der Kaiser habe von der eigentlichen Sache keine Kenntnisse gehabt: so würde es sogleich die Nationalrache gegen eine solche Verletzung des Friedenstraktats und des Völkerrechts aufgeboten haben. Aber es war möglich, daß der Kaiser diesen eingeleiteten Tumult nicht billigen würde, und das gegen den Französischen Ambassadeur geäußerte Bedauern des Herrn von Colloredo und die angekündigte Absendung des Herrn von Degelmann ließen

glauben, der kaiserliche Hof würde ein solches Attentat bestrafen. — Als man nachher erfuhr, daß der Minister, von welchem man vermuthete, er unterstützte die Absichten Englands und Rußlands, seinen Posten dem Grafen von Cobenzel abgetreten habe, und daß sich dieser nach Selz zur Ausmittelung wegen dieser Sache begäbe, so reute es das Direktorium nicht, daß durch Konferenzen Alles wieder weggeräumt werden möchte, was sich der Wiederherstellung der besten Harmonie widersetzen könnte, und der außerordentliche Envoye der Republik erhielt die Definitivinstruktion, sich über das am 24sten Germ. in Wien Vorgefallene, mit der bloßen Mißbilligung, und dem Versprechen, die Schuldigen ausfindig zu machen, zu begnügen. Kaum aber hatten die Konferenzen zu Selz den Anfang genommen, so änderte der kaiserliche Hof Betragen und Sprache. Der Baron Degelmann begab sich nicht nach Paris; Herr von Thugut trat wieder ins Ministerium, und der Graf

von Cobenzel wich jeder Satisfaktion aus. Die Negotiatoren trennten sich, und derjenige, der vom Kaiser nach Selz mit Friedensprotestationen geschickt worden war, mußte nun nach Berlin und Petersburg gehen, um sich mit Großbrittaniens Absichten zu vereinigen."

„Das Direktorium mußte gewiß große Neigung zum Frieden haben, um bei allen feindlichen Depositionen Oesterreichs ruhig zu bleiben. Es sah, daß die kaiserlichen Minister zu Rastadt sich allen Anträgen der Republik, die zu einem Definitivfrieden führen konnten, widersetzten. Es wußte, daß man zu Wien Schwierigkeiten machte, den Cisalpinischen Minister anzuerkennen, welches wider den Frieden von Campo Formio war."

„Es wußte, daß das Oesterreichische Kabinet, was auch der Kaiser persönlich gedacht haben mag, auf Zureden Englands dem Neapolitanischen Kabinette Vertrauen zu sehr ausschweifenden Maßregeln einflößte,

Piemont insgeheim leitete, welches es unlängst zu einer Theilung bestimmt hatte; es wußte, daß es sich Mühe gab, das Preußische Gouvernement von der Neutralität abzubringen, und es wider Frankreich zu bewaffnen, nachdem es versucht hatte, Frankreich wider Preußen zu bewaffnen."

„Wie viel Grund, einen von Oesterreich verletzten Traktat fahren zu lassen! — Aber die Geduld des Direktoriums sollte sich noch mehr zeigen."

„In dem Augenblick, wo Faktionisten in Graubündten Unruhe über die Nachbarschaft einer Französischen Armee zeigten, und vollkommene Sicherheit wegen der Oesterreicher vorgaben, ließ das Direktorium den Einwohnern bekannt machen, daß ihr Gebiet so lange respektirt bleiben sollte, als es von den Oesterreichern geschehen würde. Schon einige Monate nach dieser Erklärung setzte sich ein Korps Oesterreicher in Graubündten fest. Das Direktorium sah das Feindliche bei dieser Besitznahme wohl ein."

„Oesterreich bereitete sich dadurch die Mittel, Helvetien zu beunruhigen, in Cisalpinien einzubrechen, und in dem entscheidenden Augenblick dem König von Piemont die Hand zu bieten, mit ihm den Franzosen allen Rückzug abzuschneiden, die man durch 100,000 Neapolitaner angreifen ließ, und die man sich als überwunden dachte. Das Direktorium mißkannte alle diese Verbindungen nicht, wollte aber doch noch keinen förmlichen Angriff in selbigen finden, und erst in dem Augenblick, da der voreilige Angriff des Königs beider Sizilien einen neuen Krieg eröffnete, und das Direktorium den Beweis der Komplicität des Königs von Sardinien hatte, bemächtigte es sich der festen Plätze desselben, und kam also der Einnahme derselben durch Oesterreichische Truppen einige Tage zuvor."

„Aber zu eben der Zeit, da die republikanischen Armeen den Angriff in Italien zurückschlugen, blieb das Direktorium bei seinen friedlichen Gesinnungen, ob es gleich

von dem Traktat zwischen Wien und Neapel Kenntniß, und einen Oesterreichischen General an der Spitze der Neapolitanischen Armee gesehen hatte, auch die Bewegungen der Truppen in Tyrol, und im nördlichen Italien kannte."

„Diese friedlichen Gesinnungen zeigte es durch sein Betragen gegen Toskana; denn schon seit langer Zeit konnte man den Hof von Florenz vom Wiener Hofe nicht trennen. Das Direktorium hatte gewußt, daß die Reise des Herrn von Manfredini nach Wien sich auf eben den Gegenstand bezöge, welcher den Prinzen von Montechiaro dahin geführt hatte, nämlich den Kaiser zu bewegen, seinen Einfluß in Italien zu vermehren, daselbst eine neue Vergrößerung zu suchen, der Befestigung der Cisalpinischen Republik zu widerstehen, und sich vorzüglich der Existenz der Römischen Republik zu widersetzen."

„Man berichtete dem Direktorium ferner, daß zu der Zeit, da der König von

Neapel nach Rom marschiren wollte, der Großherzog von Toskana Kriegsrüstungen mache, Leute bewaffnen lasse, freiwillige Enrollements in allen Städten und Dörfern veranstalte, eine gezwungene Anleihe errichte, von den Kirchen, Mönchen und Adeligen ihr Silberzeug verlange, und überhaupt alle Maßregeln zur Theilnahme an den größten Unternehmungen ergreife."

„So sehr man auch diese feindlichen Schritte unkenntlich zu machen suchte, so hat das Direktorium dennoch den Beweis erhalten, daß der Großherzog so sehr auf die Niederlage der Franzosen rechnete, daß er alle Straßen, durch die sie ihren Rückzug in seinen Staaten hätten versuchen können, hatte verschließen, und selbige mit Artillerie bepflanzen lassen, welche die Ueberbleibsel der Französischen Armee völlig aufreiben sollte, während von einer andern Seite ein Korps Neapolitaner und einige Englische Schiffe Livorno in Besitz nahmen, welches ohne Erlaubniß des Großherzogs nicht hätte gesche-

hen können. Die erste Bewegung der Französischen Armee hätte also auf Florenz oder Livorno gerichtet sein müssen, und wenn das Direktorium, welches erst seit dieser Zeit mit Sicherheit erfahren, wie sehr der Großherzog, der sich noch insgeheim rüstet, sich strafbar gemacht hätte, dieses aufschob, so geschah es deshalb, weil es den Hof von Toskana nicht für so unmittelbar mit dem Interesse des Neapolitanischen, als mit dem des Wiener Hofes verknüpft hielt, und noch anstand, zu glauben, daß der letztere den Krieg schlechterdings wieder erneuern wolle."

„Aber bald ließ eine noch entscheidendere Thatsache keinen Zweifel über die Oesterreichische Gesinnung mehr übrig, und gab sogleich den Maßstab zu dem Betragen des Großherzogs. Fünf und zwanzig Tausend Russen rückten gegen Deutschland vor."

„Es sollten ihnen eben so zahlreiche Korps folgen. Der Russische Monarch hatte in ganz Europa seine feindlichen Projekte gegen die Republik bekannt gemacht, und

während seine Flotten ins Mittelländische Meer segelten, um daselbst die Französischen Besitzungen anzugreifen, suchten seine Truppen einen Ausgang aufs feste Land, um die Französischen zu erreichen, und dies geschieht in dem Augenblick, da der Kaiser sich noch im Friedensstand befand, da das durch einen besonderen Waffenstillstand neutralisirte Reich sich dem Ziele seiner Pazifikation näherte, da ein angreifender Prinz, da der Alliirte von Konstantinopel und London seine Macht mit der ihrigen verbinden will, und sich nun auf den Grenzen des Oesterreichischen Gebietes zeigt, wo seine Armee ohne Widerstand aufgenommen wird. Es ist klar, daß sie daselbst erwartet wurde."

„Der Kaiser verläßt Wien, geht selbst den Russen entgegen, und überhäuft sie mit Achtung und Geschenken."

„Das Direktorium, betroffen über ein solches Betragen, benachrichtiget, daß die Russen vom Oesterreichischen Gebiet aufs Reichsgebiet gehen wollen, hält noch die erste

Aufregung seines Nationalstolzes zurück, und verlangt vom Kaiser und Reiche Erläuterungen. Der Kaiser schweigt. Sein Bevollmächtigter will die Note der Französischen Minister nicht erhalten haben. Die Reichsdeputation bezieht sich auf den Reichstag, und der Reichstag bezieht sich auf den Kaiser."

„Indeß dauert der Marsch der Russen fort; sie sind durch Mähren und Oesterreich gegangen; sie nähern sich Baiern; und die freundschaftlichen Vorstellungen der Republik sind eben so wenig gehört worden, als das Interesse Deutschlandes, welches sich mit diesem fremden Einmarsch nicht räumen läßt."

„Der Augenblick war also gekommen, wo das Direktorium nicht mehr temporisiren, und eine Sprache führen kann, welche die Nationalwürde und die Sicherheit des Staates in Gefahr setzen könnte. Die Republik hätte den Frieden gegeben, sobald man denselben von ihr verlangt hätte. Sie hatte

sich aufs äußerste bemüht, das aufrecht zu erhalten, was sie bewilliget hatte; aber sie mußte endlich alle ihre Feinde kennen, und diejenigen, die den Krieg wollten, mußten gezwungen werden, sich zu erklären."

„So waren der Inhalt und der Gegenstand der beiden Noten, die den 12ten Pluviose dem Oesterreichischen Minister zu Rastadt und der Deputation übergeben wurden. Es ward Sr. kaiserlichen Majestät eine Frist gesetzt, um eine kathegorische und genugthuende Antwort zu geben; sonst würde sein Stillschweigen, oder seine Weigerung, als ein feindlicher Akt angesehen werden."

„Diese Frist ist den 27sten Pluviose abgelaufen, und noch ist keine Antwort gekommen."

„So ist, Bürger-Repräsentanten! das Betragen des Wiener Hofes beschaffen gewesen. Durch eine solche Folge von Thatsachen ist der Traktat von Campo Formio gleich anfangs verkannt worden, ohne Erfolg von Seiten Oesterreichs in vielen seiner vor-

nehmsten Theile geblieben, jeden Tag durch feindliche Zurüstungen geschwächt, und endlich jetzt den Verbindungen Rußlands und Englands aufgeopfert worden. So setzt der Kaiser, der vielleicht aus seinen eigenen Entschließungen gebracht worden, auch das Schicksal des Reichs in Gefahr, nimmt ihm die Wohlthat eines angefangenen Friedens, und überliefert Deutschland aufs neue allen Zufällen eines Krieges, in welchem der Kaiser und das Reich Rußland nur beistehen. So ziehen die Entschließungen des Wiener Hofes die Entschließungen des Toskanischen mit sich fort, und es ist dem Direktorium nicht erlaubt, einen von dem andern zu trennen. Das Direktorium ist also gezwungen das Stillschweigen des Kaisers, bei der Frist der zu Rastadt geschehenen Erklärung, als eine feindliche Maßregel zu erklären; und da es benachrichtiget ist, daß die Oesterreichischen Truppen in Baiern und gegen Schwaben schon angreifende Bewegungen gemacht haben, so entsagt es zwar mit Be-

dauern der Hoffnung, den Frieden in Deutschland aufrecht zu erhalten, ist aber immer bereit, anständige Vorschläge zu einer neuen und vollkommenen Aussöhnung anzuhören; und benachrichtiget Sie, Bürger-Repräsentanten, daß es bereits die zur Vertheidigung des Staats nöthigen Maßregeln genommen habe, und schlägt ihnen zugleich vor, dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, und dem Großherzog von Toskana den Krieg zu erklären."

Auf dieses Gewebe von listigen Verdrehungen und offenbaren Unwahrheiten unterließ denn der Rath der Fünfhundert nicht, den Krieg mit lautem Beifallsgeschrei sogleich zu beschließen.

Unterdeß war der Erzherzog Karl, mit den zusammengezogenen Abtheilungen der kaiserlichen und Reichsarmee, die bisher in Baiern gelegen hatte, am 4ten und 5ten März über den Lech gegangen, um dem Feind in Schwaben zu begegnen.

An dem Tage des Uebergangs erließ

er einen Generalsbefehl, der freilich mit jenen Französischen Manifesten und Proklamationen einen auffallenden Kontrast bildet.

„Kaum," sagt er, „waren die feierlichsten Verträge zwischen Kaiser und Reich auf einer und Frankreich auf der anderen Seite geschlossen, so gieng letzteres schon mit der Absicht um, von dem Rückzuge in die militärischen Stellungen, die man diesseits auf Treue und Glauben bezogen hatte, den ungerechtesten und schreiendsten Mißbrauch zu machen. Das friedfertige Schweizervolk wird unterjocht, man sucht dasselbe durch die gewaltsamsten Mittel aller Art zu einem folgsamen und unterwürfigen Alliirten zu zwingen, und dadurch zugleich eine Flanke Deutschlands zu gewinnen. Man versagte mitten im Waffenstillstande der Festung Ehrenbreitstein die durch die bestimmtesten Verträge festgesetzte Navitaillirung; man blokirte sie auf das strengste; man opferte mit kaltem Blute, ohne die mindeste Rücksicht auf die völkerrechtliche

Stimme von ganz Europa zu nehmen, sowol die ruhigen Bewohner des Thales, als die brave Garnison der Festung dem Hunger, und der Rest derselben wird in seiner letzten Entkräftung genöthigt, diesen wichtigen Platz zu verlassen. In dem Augenblick, als man sich Handlungen der Art auf eine in der Geschichte gewiß beispiellose Weise erlaubte; in dem Augenblick, wo Kontributionen und Requisitionen auf dem rechten Rheinufer noch immer fortgesetzt werden; wo der Französische Herrscherton auf dem Rastadter Kongreß noch immer höher steigt; wo neue Foderungen, selbst bis zur Entehrung und Spott des Deutschen Namens, noch immer gehäuft werden — nimmt man Französischer Seits keinen Anstand, an uns die Frage zu stellen: ob man dißseits geneigt sei, sich gegen die noch bevorstehenden weiteren Operationen dieser Art zum Widerstande, das ist zum Krieg zu rüsten? Auch die Antwort, ob Französischer Seits die Feindseligkeiten werden eingestellt, Ehrenbreitstein

geräumt, die Armee von dem rechten Rheinufer zurückgezogen, die Deutschland umringenden und bedrohenden Truppen in der Schweiz entfernt, und in Rastadt ein vernünftiger, auf Gerechtigkeit gestützter Friede, nicht ein Unterjochungstraktat geschlossen werden solle, erfolgt von Französischer Seits keine andere Gegenantwort, als: man hoffe, der Reichstag werde einen Entschluß nehmen, wie ihn die Franzosen wünschen; das heißt mit andern Worten: man hoffe, daß man die Franzosen in der freien und viel bequemeren Ausübung einseitiger Feindseligkeiten ganz ungehindert fortfahren lasse, welches man doch den Deutschen und anderen Völkern als eine Fortsetzung von freundschaftlichen und Friedensgesinnungen aufdringen will."

„Dieser Französischen ministeriellen Gegenantwort tritt in diesem Augenblick noch die Erklärung des Kommandirenden der Französischen Armee hinzu: daß man es auch itzt für räthlich finde, durch Besitznahme

vortheilhafter militärischer Stellungen sich in den Stand zu setzen; wahrscheinlich um alsdann, wenn man sich genug vorbereitet glauben wird, plötzlich mit gesammten Truppen über die Deutschen herzufallen — im ersten Augenblick die Schweizerrepublik an die Donau vorzurücken, ihr diesen Strom und den Lech zur Grenze zu geben, und so, diesem zu Folge weiter und weiter zu greifen."

„Die erste militärische Vorsichtsmaßregel erheischt es schon an und für sich selbst, gegen die aus ihren bisherigen Stellungen vorrückende Französische Armee das eintreten zu lassen, was zur Sicherheit und Ruhe Deutschlands unumgänglich nothwendig ist. Ich habe die gänzliche Ueberzeugung, daß die meinen Befehlen unterstehende Armee die Bestimmungen, welche ich bei dem heutigen Uebergange über den Lech zu diesem größten und heiligsten Nationalzweck treffe, mit gleicher Zuversicht, mit gleicher ungetheilter Anhänglichkeit erfüllen werde, welche sie mir bei so

vielen das Schicksal Deutschlands entscheidenden Zeitpunkten auf eine Art bewiesen hat, die ihren unerschütterlichen Biedersinn und ausdaurende Tapferkeit in der Kriegsgeschichte verewigt. Ich habe alle Anstalten in der Art getroffen, daß der braven Mannschaft an den erfoderlichen Lebensmitteln, an nichts gebrechen werde. Dagegen erwarte ich und habe das volle Zutrauen, daß von allen und jeden gegen die Städtebewohner und Landleute, welche unsere Freunde sind, alle jene Schonung und Rücksicht, mit aller jenen gewissenhaften Genauigkeit beobachtet werden wird, welche schon Billigkeit und Gerechtigkeit, ingleichen die ersten Grundsätze von Moralität gebieten. Auf den Fall aber, daß einzelne Individuen pflichtvergessen genug sein sollten, die Ehre und den Ruhm der Armee, welcher sie angehören, durch Exzesse zu verletzen, füge ich die feierlichste Erklärung hinzu, daß diese durch die strengsten militärischen Gesetze werden verfolgt werden. Da ich nicht minder versichert bin, daß es

in der Gewalt eines jeden Kommandanten steht, durch Handhabung guter Ordnung und Disziplin Exzesse aller Gattung hintanzuhalten; so mache ich die Kommandanten der Regimenter und Korps für die allenfallsigen Ereignisse dieser Art persönlich verantwortlich."

Die kaiserliche Armee rückte nun schnell vor. Schon den 8ten Abends streiften die vorpoussirten Patrouillen bis Stokkach und in die Gegend.

Es scheint, man wolle jetzt ein Mittel nicht vernachläßigen, was die Franzosen mit so großem Erfolg brauchen, und wogegen die Deutschen Machthaber bisher nur zu gleichgültig waren. Ich rede von Kriegsberichten, faßlich für die Menge. Sie wirken unglaublich auf die Meinung: und auch im Kriege thut Meinung und Zutrauen sehr viel. Freilich können dergleichen Nachrichten nie ganz genau, nicht einmahl ganz wahrhaft sein. Allein dies hindert auch nicht, wenn nur nicht die Uebertreibung zu

sichtbar ist. Der Geschichtforscher weiß ja ohnehin solche Beiträge zu würdigen.

Schon seit Anfang des Jahres sind in dem kaiserlichen Hauptquartier politisch-militärische Nachrichten herausgekommen; freilich nicht unparteiisch, aber sehr richtig auf den Moment berechnet. Man sagt Haller schreibe sie jetzt. Er verließ Rastadt zur Zeit des Rheinübergangs und gieng nach dem Hauptquartier. Seit dem März erschienen überdies einzelne Beilagen, unter der Rubrik: Korpsbegebenheiten. Sie enthalten eine kurze, einfache Erzählung der Vorfälle seit dem Rheinübergang. Auch haben wir aus der k. k. Kriegskanzelei am 7ten März eine dokumentirte Erzählung des feindlichen Ueberfalls erhalten.

Die Französische Armee richtete schon seit dem 12ten ihre Bewegungen hauptsächlich gegen die Donau, eingedenk der Bestimmung, die ihre Benennung andeutete. Sie besetzte alle Oerter von Tuttlingen bis gegen den Bodensee.

Ueberall drängten sie die Vedetten und vorderen Detaschements der Avantgarde der kaiserlichen Armee mit Gewalt zurück. Noch war aber der Waffenstillstand nicht aufgekündigt; die Französische Kriegserklärung vom 12ten März war noch nicht bekannt. Die Französischen Kommandanten erklärten daher, das Zurückdrängen sei nicht als feindselige Handlungen anzusehen: sie wären nur dazu genöthigt, weil sie die bestimmten Befehle hätten, diese und jene militärischen Stellungen zu nehmen. So wie nun die Hauptarmee des General Jourdan bis Ostrach, und Farino's Division bis Ravensberg vorrückte, mußten sich die kaiserlichen Vorposten auf einer Seite bis über die Ostrach, und auf der anderen über die Schußen zurückziehen.

Indeß verdoppelte der Erzherzog Karl in eben dem Verhältniß seine Eilmärsche. Sein Hauptquartier war am 17ten in Memmingen, am 18ten in Ummendorf, am 19ten in Ingeldingen. Am

20sten erreichte er schon mit dem größten Theil seiner Armee die Höhen von Renartsweiler, zwei Stunden vorwärts Schußenried auf der Chaussee nach Saulgau, und von Alschhausen.

Nun rückte die Französische Armee Morgens um 8 Uhr auf die kaiserliche Avantgarde vor. General Lefebüre griff die Vorposten längs der Ostrach an. Er warf sie auf der einen Seite bis Kloster Sießen, auf der andern bis Heßkirchen. Dreihundert Mann wurden Kriegsgefangene.

In demselben Augenblick erst erhielt der Erzherzog in seinem Hauptquartier zu Kleinwencka bei Schussenried ein Schreiben des Französischen Obergenerals, angeblich schon am 17ten in dem Hauptquartier zu Pfullendorf ausgefertigt.

Ich kann mir es nicht versagen, Ihnen dies merkwürdige diplomatische Stück mitzutheilen.

„Herr General! Ich habe von der Französischen Regierung den Befehl erhal-

ten, mit der meinem Kommando unterstehenden Armee in Schwaben einzurücken."

„Seitdem ich nun diejenigen Bewegungen, welche die Folgen jenes Befehls sein sollten, in Vollziehung haben setzen lassen, habe ich fortwährend Posten von Oesterreichischen Truppen angetroffen."

„Da es nicht meine Absicht war, gegen dieselben irgend eine feindselige Handlung auszuüben, so habe ich diese Posten einladen lassen, sich zurückzuziehen, worin dieselben auch anfänglich ohne Schwierigkeit gewilligt haben."

„Heute aber, da dieselben Widerstand leisten zu wollen scheinen, habe ich die Ehre, Herr General, Sie im voraus zu benachrichtigen, daß ich entschlossen bin, gegen jene unter Ihrem Kommando stehenden Truppen, die sich weigern würden, die Positionen zu räumen, welche ich in Gemäßheit des von meiner Regierung erhaltenen Befehls besetzen soll, mich der Gewalt der Waffen zu bedienen."

„Nehmen Sie, Herr General, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.“

Natürlicher Weise erfolgte auf das Schreiben keine schriftliche Antwort. Der Erzherzog erließ aber auf der Stelle nachstehenden Generalsbefehl.

„Die feindlichen Absichten, über welche schon das erste Vorrücken der Französischen Truppen keinen Zweifel mehr übrig ließ, entwickelten sich seitdem täglich mehr und mehr. Endlich geht in das helle Licht über, was man Französischer Seits mit der angekündigten Besitznahme militärischer Stellungen bis zum Zeitpunkt der vollendeten Zusammenziehung sämmtlicher Truppen zu verschleiern suchte.“

„Gegen Graubündten und das Vorarlbergische eröffnete Massena schon unter dem 6ten von der Schweiz aus die feindlichen Angriffe. Er machte selbst mit einem Ueberfall den Anfang: keine Kriegs- oder sonstige Erklärung gieng voraus. Den 15ten rückte

ein feindliches Korps gegen Stockach vor, griff unsern dort aufgestellt gewesenen Aviso-posten an, und drängte denselben zurück. Ein gleiches ward gegen den Posten Klosterwald und Josnegg unternommen — Zu gleicher Zeit, nämlich den 16ten ließ General Torreau gegen den dißseitigen Posten in Salmannsweiler Kanonen aufführen, und bemeisterte sich desselben mit Kavallerie und Infanterie-Detaschements, und auf gleiche Art ward der dißseitige Posten in Ueberlingen angegriffen. — Die Posten des Generalmajor Piaczek wurden bis nach Ravensburg zurückgedrückt; sogar ward eine der von demselben ausgestellten Vedetten hinterlistiger Weise verwundet. Der Major Lowaz machte dem Französischen Kommandanten von diesem Vorgang unter dem 20sten die Anzeige; da der Major aber deßwegen an den General Torreau verwiesen ward, so begehrte jener vermittelst eines Trompeters, mit ihm hierüber eine Unterredung zu pflegen. Als der Major sich

ihm näherte, so nahm der Französische General denselben mit seinem Detaschement gefangen; eine Handlung, die bis jetzt noch in keinem Kriege erhört war, und welche das Kriegsrecht sogar mitten im Lauf der heftigsten Schlachten als höchst unerlaubt erklärt.

„Nach einer eben itzt mir zukommenden Meldung rückt die Französische Armee auf meine Avantgarde vor, überwältigt einige vordern Detaschements derselben, und dringt bis Heßkirchen und Kloster Sießen vor."

„Einer Reihe von solchen Offensivhandlungen folgt auf dem Fuße das in der Anlage beigedruckte Schreiben des Französischen en Chef Kommandirenden. Dasselbe ist von einem solchen Gehalt, daß es nur mit Kanonen beantwortet werden kann und darf; und die itzt nur beispielweise aufgezählten feindseligen Handlungen, welche man sich seit dem 6ten laufenden Monats bis heute in täglich verstärktem Maßstabe von allen Seiten her gegen die meinen Oberbefehlen unterstehen=

den Truppen erlaubte: sind von der Natur, daß dermahlen schlechterdings nichts anders übrig bleibt, als das Hinterlistige in der Art zu rächen, und den Insulten, deren die Kriegsgeschichte keine ähnlichen aufweiset, so zu begegnen, wie es die beleidigte Ehre der meinem Kommando unterstehenden Truppen dringend fodert. Alle unselige Folgen, welche für die leidende Menschheit aus diesem neuen Kampf entstehen dürften, sollen jene vor der Welt verantworten, welche beinahe in dem nämlichen Augenblick, wo sie friedfertige Zusicherungen wiederholten, die diſſeitigen Truppen in ihren ruhigen Stellungen feindlich angriffen, und selbst durch Ueberfälle den höchsten Grad von Feindseligkeiten ausübten: und alles dieses zum Theil aus Ursachen, welche auf keine Art zu rechtfertigen sind, auch selbst mit dem gesunden Menschenverstande konträstiren — zum Theil unter Vorwänden, welchen die Geschichte unserer Tage, durch die Darlegung des Gegen-

theils von dem, was vorgegeben wird, laut widerspricht."

Indeß nahm die Französische Armee eine sehr gute Stellung. Sie setzte sich mit dem linken Flügel oder der Division des Generals St. Cyr auf den Höhen von Mengen, mit dem Hauptkorps auf denen hinter Ostrach.

Das Ostracher Thal ist sumpfig und so beschaffen, daß nur vier Hauptpassagen darüber führen. Aus dieser Lage erwuchsen dem Französischen General viele Vortheile.

Der Erzherzog hielt es für das angemessenste, das Zentrum der Französischen Armee mit vereinigten Kräften anzugreifen und zu sprengen.

Er ließ in der Nacht auf den 21sten hinter der Avantgarde des Feldmarschall Lieutenants von Nauendorf drei Kolonnen vorrücken. Die eine rechts, unter den Befehlen des Feldmarschall Lieutenants, Fürsten von Fürstenberg, längs der Donau gegen Mengen; die andere links unter dem Feldzeugmeister, Grafen von Wallis,

auf der Chaussee von Alschhausen gegen Ostrach; die mittlere gleichfalls gegen Ostrach auf der Chaussee von Saulgau unter dem Erzherzoge selbst. Jede Kolonne hatte ihre Avantgarde. Die erste kommandirte General Graf von Meerfeld, die zweite General Fürst von Schwarzenberg, die dritte Feldmarschall-Lieutenant Graf von Nauendorf, und unter ihm General Graf von Gyulay und Kienmayer.

Am 21sten früh Morgens griffen die sämmtlichen Avantgarden die Französischen an. Unterstützt von einigen Bataillons aus dem ersten Treffen forcirten zwar zuerst das starke Defile bei Ostrach, trotz des tapfersten Widerstandes. Das Dorf ward genommen; die Anhöhen selbst mitten unter dem starken Kartetschen- und Gewehrfeuer der Franzosen, erstürmt. Die Franzosen wurden aus ihrer Position geworfen. Sie wurden bis an die Anhöhen von Pfullendorf verfolgt. Die Kaiserlichen eroberten drei Kanonen und machten eine Anzahl Gefangene.

Die Franzosen nahmen auf den Anhöhen von Pfullendorf eine neue, vortheilhafte Stellung. Die ganze Fronte war durch ein sumpfiges Thal gedeckt. Von der linken Seite konnte man sie nicht angreifen.

Der Erzherzog zog daher sogleich den größten Theil seiner Armee gegen die rechte Seite, um sie von hier und von Rücken anzugreifen.

Die linke und mittlere Kolonne marschirte über ein offenes Terrain längs den Waldungen von Pfullendorf auf Kalkreuth. Der Vortrab des Generals Schwarzenberg rückte gegen Denkingen. Hier ließ der Erzherzog Halt machen. Er hatte schon zum Theil die Wege gewonnen, die in der Franzosen rechte Flanke führten. Die Armee bezog bei Einbruch der Nacht ein Lager bei Kalkreuth. Ungeachtet der forcirten Märsche seit dem 6ten war sie von neun Uhr des vorigen Abends beständig in Bewegung gewesen.

Aber die Französische Armee wartete

den Angriff nicht ab. Sie zog sich in derselben Nacht bis Stockach zurück. Die kaiserliche-Avantgarde verfolgte sie.

Auch Farino brach Nachts um 11 Uhr auf. Bis am Morgen um 10 Uhr legte er sechs Deutsche Meilen zurück. Dann kam er in Bondorf an, nicht weit von Stockach. Eine halbe Stunde nach ihm traf der Obrist-Lieutenant, Fürst Lichtenstein, mit der kaiserlichen leichten Kavallerie ein.

Der Erzherzog nahm am 22sten früh sein Hauptquartier schon in demselben Pfullendorf, wo Jourdan zwei Tage vorher sich zum drohenden Angriff erhob.

Von hieraus erhielten wir die Nachrichten, die ich Ihnen jetzt nach dem Bericht eines sehr unterrichteten und sehr wahrhaften Offiziers vom Generalstab mittheile. Die Franzosen sollen an beiden Tagen über 5000 Mann, die Kaiserlichen gegen 3000 verloren haben.

Den Eindruck, den die Nachricht hier machte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Er

war um desto stärker, wirkte desto plötzlicher, je mehr man vorher gefürchtet hatte.

Zwar behaupten die Französischen Minister ganz andere Nachrichten zu haben. Die ganze Affaire wäre ein bloßes Vorpostengefecht. Jourdan habe nur eine bessere Position gewählt, von der er in jedem Augenblick wieder vorrücken könne. Aber das mögen sie mir nicht einbilden. Hätte ich auch nicht den originalen, gewiß nicht übertriebenen Bericht aus dem Hauptquartier gelesen, so wüßte ich doch, woran wir sind. Denn das Zurückziehen ist ein untrügliches Kennzeichen, wenn man zum Angriff vorrückte.

Aber heute Abend habe ich noch eine noch wichtigere Nachricht erhalten. Ich glaube nicht, daß jemand noch hier davon unterrichtet ist. Ihnen kann ich sie mittheilen. Denn wenn die Briefe, wie gewöhnlich aufgemacht werden, so mögen die künstlichen oder ungeschickten Aufmacher sich meinetwegen daraus erbauen. Und ehe sie so wieder hieher zurück-

kömmt, ist sie ohne dies schon Neuigkeit des Tages.

Sie wissen, daß die Franzosen den Posten bei Feldkirch schon einmahl angriffen. Sie wurden zurückgeschlagen: aber man wußte, sie würden den Angriff eifriger erneuern.

Nun gieng Hoze mit beinahe 10,000 Mann von dort über Bregenz nach Lindau, um auf allen Fall den rechten Flügel der Französischen Donau-Armee am Vorrücken zu hindern.

Sogleich griff Oudinot am 22sten den General Jellachich an, dem Hoze die Vertheidigung von Feldkirch übertragen hatte. Er ward zurückgeschlagen. Eine Anhöhe an der linken Seite, wo er schon eine Batterie errichten wollte, ward mit Sturm wieder genommen.

Diese Nachricht hatten wir gestern.

Heute erhielten die Französischen Minister durch einen Kourrier die Nachricht, der Angriff sei am 23sten erneuert. Massena,

in Person habe angegriffen, mit dem Kern seiner Truppen. Die ganze Linie bei Tissis, Margaretha, Kapf und Illsberg wären mit Anbruch des Tages gestürmt. Massena selbst an der stärksten, linken Seite: Oudinot rechts, Menard in der Mitte. Nach einem schrecklichen Kampf, nach vielem Blutvergießen wäre die Linie forcirt, die Oesterreicher vertrieben.

Sie kennen die Wichtigkeit dieses Postens. Durch diese Eroberung wäre der Armee der Einmarsch in das Herz der Erblande geöffnet.

Die Nachricht durchlief die Stadt wie ein Lauffeuer.

Trotz der günstigen Nachrichten aus des Erzherzogs Hauptquartier, sah man schon die meisten, die etwas zu fürchten und zu hoffen hatten, dem Schloß zueilen, um den Französischen Ministern, durch ihr Erscheinen, wenigstens stumme Theilnehmung auszudrücken. Wüßten sie nur, wie wenig die Franzosen selbst auf eine solche Demüthigung

rechnen! wie vollkommen richtig sie diese Art der Theilnehmung würdigen. Bonnier, der denselben Tag nicht guter Laune war, soll einem der treuergebensten Gesandten, gleich in dem Eintrittskompliment eingefallen sein. „Eh! mon Dieu, je sçais déja ce qui Vous amène. C'est le Courrier qui vient d'apporter la nouvelle de Feldkirch.“

So ist es! die Menschen gelten, wofür sie sich geltend machen. Anstatt sich Vortheile zu verschaffen, indem sie sich wegwerfen, setzen sie nur sich empfindlicheren Beleidigungen, kühneren Zumuthungen, größerem Druck aus.

Ich wollte eben, zwar nicht zu den Französischen Ministern — aber doch zu einem Dritten gehen, wo ich sicher erfahren konnte, wie sie sich geäußert hätten — als mein Bedienter mich aufsuchte, um mir zu sagen, ein Reisender habe einen Brief abzugeben.

Er hatte ihn von einem Kourrier em=

pfangen, der nicht selbst nach Rastadt kam, und den Brief durch diesen Weg etwas schneller zu befördern glaubte.

Der Brief war von sehr bekannter Hand, aber durchaus gleichgültigen Inhalts. Nicht die geringste Neuigkeit. Mein Freund bat mich bloß eine beigelegte Subskriptions-Anzeige zu befördern.

Halb unwillig über die wichtige Besorgung eines so unbedeutenden Auftrags, steckte ich den Brief zu mir. Ich läugne es nicht, ich war zu voll von Feldkirch, um mich jetzt um meines Freundes Subskription zu kümmern.

Indeß, da er nichts weniger als ein Kleinigkeitskrämer ist, so konnte ich mich doch nicht von dem Gedanken losmachen, es müßte etwas Besonderes mit dem Briefe sein.

Ich nahm den Brief wieder heraus, und las ihn noch einmahl. Kein anderer Sinn. Ich las die Subskriptions-Anzeige. Kein bedeutendes Wort.

Noch verdrießlicher als zuvor, hielt ich

die Anzeige gegen das Licht. Nun bemerkte ich viele Nadelstiche in den Linien.

Das Geheimniß war gefunden. Ich schrieb die durchstochenen Buchstaben zusammen.

„Massena," hieß es nun, „hat zum „vierten Mahl angegriffen, und ist zurückge„schlagen. Er hat seine besten Leute verlo„ren. Wir sind nun sicher. Er muß zurück."

Sie können denken, mit welcher Empfindung ich nun in das Kassino gieng, und die ganze Welt über den Verlust von Feldkirch politisiren hörte. Aber ich mußte sie sorgfältig verschließen: die Klugheit erlaubte nicht, ahnen zu lassen, daß ich besser unterrichtet wäre.

XI. Brief.

Rastadt, den 2ten April 1799.

Mit eben der vorgespiegelten Freundschaftlichkeit, womit die Französische Regierung uns hier den Rheinübergang ankündigen ließ, hat sie uns auch von dem Einfall in Graubündten benachrichtigt. Der Ton dieser Noten ist in der That eine neue Erscheinung in der diplomatischen Verhandlung.

Die Französischen Minister theilten der Deputation am 9ten März die Auffoderung Massena's an den General Auffenberg mit. Dabei versicherten sie wiederholt, ihre Regiernng habe die friedlichsten Gesinnungen gegen das Reich, sofern es sich nur dem Marsch der Russen widersetzen würde.

An den Gesandten von Ungarn und

Böhmen konnte dasmahl keine Mittheilung erfolgen. Der Graf Lehrbach hat Rastadt schon seit Anfang des März verlassen und sich zur kaiserlichen Armee begeben.

Bei der Berathschlagung der Deputation über diese Note zeigte der Direktorialgesandte an, daß der kaiserliche Plenipotentiar sich weigere, der Französischen Gesandtschaft den in Antwort auf der Benachrichtigung von dem Rheinübergang, das lebhafte Verlangen nach Frieden zu bezeigen.

Die Mehrheit beschloß, den kaiserlichen Plenipotentiar zu ersuchen, jenen Schluß seinem ganzen Inhalt nach der Französischen Gesandtschaft mitzutheilen. Kur-Mainz und Baden trugen sogar darauf an, den Schluß von Seiten der Deputation zuzufertigen, auch ohne Zutritt des Plenipotentiars. Dagegen blieb die Minorität, die, nach dem Abgang von Oesterreich, nur aus Sachsen, Würzburg und Bremen besteht, bei ihrer vorigen Abstimmung.

Eben diesen Gang nahm die Berath-

schlagung über eine neue Französische Note wegen der Ausweisung des Französischen Geschäftsträgers aus Regensburg.

Der Erzherzog Karl hatte, als die Französischen Armeen die Feindseligkeiten wieder anfiengen, dem kaiserlichen Konkomissarius in Regensburg gemeldet, er könne keinen Französischen Gesandten im Rücken der Armee lassen. Er müßte ihn also ersuchen, innerhalb 24 Stunden abzureisen. Der Bürger Bacher, der, wie Sie wissen, ehemahls lange in der Schweiz war, reis'te darauf am 12ten März von Regensburg ab. Er kam mit seinem Sekretär Schwebel am 18ten hier an.

Indeß erhielten wir hier die Nachricht schon am 14ten, und am folgenden Tage denuncirten die Französischen Minister der Deputation diese Verletzung des Völkerrechts. Sie sehen, mein Freund, daß die Gleichheit bei Unterhandlungen weder zu der Französischen Gleichheit noch zu der Diplomatik der Französischen Regierung gehört. Ihre Ge-

sandten dürfen von der Deputation keine Noten über irgend einen Punkt der Unterhandlung annehmen, bis das Reich sich nach ihrem Willen gegen den Marsch der Russischen Truppen erklärt hat. Allein sie können der Deputation andere Noten übergeben. Was wäre wol natürlicher, dem Völkerrecht gemäßer, selbst der diplomatischen Observanz, als eine Gegenerklärung der Deputation, da sie sich jene Erklärung gefallen lassen, so können sie jetzt auch keine andere Note mehr annehmen. Eigentlich war der Kongreß selbst der Form nach, durch jene Französische Note vom 31sten Jan. schon aufgelöset; so wie die erste Note wegen des Russischen Truppenmarsches vom 2ten Jan. seinen Untergang vorhersagte. Denn was ist der Sinn eines Kongresses, auf welchem keine Noten über irgend einen Punkt der Unterhandlung übergeben werden.

Aber die Deputation, und die Majorität vorzüglich, hegt freilich duldsamere Gesinnungen.

Sie beschloß auch diesmahl die Mittheilung an den Reichstag, mit dem Zusatz, denselben ausdrücklich zu ersuchen, um Aufschlüsse zu einer beruhigenden Erklärung an die Französische Gesandtschaft. Uebrigens sollten die letztern so wie die Partikular-Abgeordneten vorläufige Nachricht davon erhalten.

Wahrlich, die Französische Regierung kann der Deputation nie den Vorwurf machen, daß sie nicht bis zu ihrem letzten Athemzug Alles erschöpfe, um die Unterhandlungen zu erleichtern. Denn was lag in diesem Fall wieder näher, als die Antwort: dieser Gegenstand sei der Deputation völlig fremd, und gehe ihre Unterhandlung nicht an.

Inzwischen konnte die Mehrheit ihren Zweck nicht ganz mehr erreichen. Die Französischen Minister erfuhren zwar ihren guten Willen gleich nach der Sitzung, wenn sie je darüber ungewiß sein konnten. Allein in der Form fand keine schriftliche Mittheilung

mehr Statt, wegen der völligen Trennung mit der kaiserlichen Plenipotenz.

Der kaiserliche Plenipotentiar hatte, wie es sich voraussehen ließ, die Vorantwort an die Französische Gesandtschaft nach dem Deputationsschluß vom 2ten März nur in so weit genehmigt, als sie auf die Anzeige des Empfangs und der Mittheilung nach Regensburg eingeschränkt wurde. Auf das abermahlige Ersuchen der Mehrheit, jenen Beschluß, seinem ganzen Inhalt nach, mitzutheilen, hatte er geantwortet, daß er auf dem vorigen Beschluß beharre.

Nun versuchte der Direktorialgesandte durch mündliche Unterhandlung seinen Beitritt zu erhalten. Allein vergebens. Der Plenipotentiar erklärte mündlich am 21sten März, die Deputation scheine ihm aus den Schranken des Verhältnisses eines Bevollmächtigten gegen den Machtgeber und die oberste Macht zu treten. In der Hauptsache könne keine Antwort gegeben werden, weil Kaiser und Reich über die Französischen

Erklärungen wegen des Russischen Truppenmarsches, wegen des Rheinüberganges und des Einfalls in Graubündten noch keinen Entschluß gefaßt hätten. Zudem machten die Französischen Gewaltthätigkeiten auch disseits die Ergreifung höherer Maßregeln für Kaiser und Reich, und für die Deputation eine bescheidene Zurückhaltung nothwendig.

Diese Erklärung gab der Direktorialgesandte der Deputation in der Sitzung vom 23sten März zu Protokoll. Er rechtfertigte vorläufig seine Abstimmungen und bemühete sich zu zeigen, daß die Bedenklichkeiten der kaiserlichen Plenipotenz auf dem unrichtig gefaßten Sinn des Deputationsschlusses beruheten.

Indeß hatte die Reichsversammlung am 27sten März eine vorläufige Antwort wegen der Ausweisung des Geschäftsträgers Bacher ertheilt. Sie war der staatsrechtlichen Ansicht vollkommen gemäß. Alle drei Reichskollegien hätten an diesem Vorfall keinen Antheil. Das erhelle aus dem Schrei-

ben des Erzherzogs Karl an den kaiserlichen Konkommissar.

Auch sind nun die anderen Französischen Gesandten aus dem südlichen Deutschland zurückgekommen. Trouve von Stuttgardt, Alquier, mit seinem Sekretär Beer von München am 28sten März.

Dagegen haben wir hier zuerst Französische Soldaten gesehen. Am 18ten kamen vier Gens d'Armen hieher. Sogleich entstand ein erstaunendes Aufsehen. Man zog schon, Gott weiß, welche Schlüsse. Indeß erklärten die Französischen Gesandten, ihre Erscheinung beziehe sich nur auf die Beschleunigung ihrer Korrespondenz. Am 23sten erschien ein Französischer Offizier mit zwölf berittenen Volontairs, lauter Bürgern aus Strasburg und der Gegend. Die Französische Gesandtschaft gab diese Sendung für einen Mißverstand aus. Der General habe sie von Strasburg als Ordonnanzen für die Depeschen abgeschickt, weil er nicht gewußt hatte, daß schon welche bestimmt waren.

Auch ritten sie am 25sten wieder gegen Strasburg zu, nachdem sie Alles baar bezahlt hatten.

Ueberhaupt scheinen die Besorgnisse seit den letzten Nachrichten von der kaiserlichen Armee ziemlich verschwunden zu sein. Die Oesterreicher haben einen entschiedenen Sieg erfochten. Jourdans ganze Armee ist in vollem Rückzuge.

Nachdem er die Stellung bei Pfullendorf verlassen hatte, setzte er sich mit dem größten Theil seines Heeres bei Engen. In der größten Eile zog er auf seinem rechten Flügel Verstärkungen aus der Schweiz an sich, auf der linken von der Donau her. Ferino zog sich von Engen bis Singen; St. Cyr bis Liebtingen.

Die kaiserliche Armee marschirte indeß am 24sten von Pfullendorf, und bezog ein Lager vor Stockach. Der rechte Flügel ward auf den Höhen von Wabspeuren gegen Nellenburg gesetzt, der linke von der Zollbrücke gegen Wallwies; drei Bataillons Laszy vom

linken Flügel wurden zur Deckung desselben auf der Höhe von Espsingen gestellt. Die Vorposten giengen bis Steißlingen, Aigeltingen und bis auf die Höhen von Liebtingen. Hier trieb General Meerveld den Vortrab des General St. Cyr zurück, machte 200 Gefangene und nahm drei Kanonen.

Am 25sten mit Anbruch des Tages griff Jourdan mit der größten Heftigkeit die Kaiserlichen an. Er wollte die Stellung derselben tournieren. Zu dem Ende rückte er in drei Kolonnen vor, auf der Chaussee von Singen gegen Steißlingen, auf der Chaussee von Engen über Ach, und auf der von Tuttligen über Liebtingen gegen Stockach.

Seine Hauptmacht war gegen den kaiserlichen rechten Flügel gerichtet. Meerveld mußte sich in den Wald zwischen Liebtingen und Stockach zurückziehen. Dieser Wald, der sich auf eine ganze Meile ausdehnt, ward der Schauplatz des blutigsten Kampfes. In einigen Stunden erreichten die Franzosen die äußerste Spitze desselben.

Der Erzherzog ließ die Avantgarde des linken Flügels und des Mitteltreffens nach und nach in die Position des linken Flügels zurückziehen. Dies geschah mit solcher Kaltblütigkeit, daß die Franzosen von der Seite von Steißlingen erst Nachmittags um ein Uhr, von der von Ach erst gegen Abend an den linken Flügel der Oesterreicher kommen konnten.

Nun gieng der Erzherzog auf den rechten Flügel. Einige Bataillons Infanterie zogen von dem linken Flügel zur Verstärkung. Die Französischen Bataillons drangen schon durch den Wald vor. Der Fürst von Fürstenberg rückte links von der Straße von Tuttlingen gegen den Wald, um den Franzosen die Höhe wieder wegzunehmen. Ein Kartetschenschuß in die Brust streckte ihn todt zur Erde. Auch der Obrist vom Regiment Kaiser, Prinz von Anhalt Bernburg, gerieth gefährlich verwundet in der Franzosen Gefangenschaft und starb noch auf dem Wahlplatz.

Der Erzherzog übertrug auf der Stelle an Fürstenberg's Stelle das Kommando dem Generalmajor Stipsitz, einem trefflichen Kriegsmann, der noch vor 12 Jahren Feldwebel war. Dieser setzte den Angriff mit dem besten Erfolg fort. Zu gleicher Zeit setzte sich der Feldmarschall-Lieutenant Fürst von Anhalt-Köthen, weil seine Reiterei nicht schlagen konnte, an die Spitze der zweiten Infanterie-Division von Fürstenberg.

Aber die Franzosen waren noch immer nicht zum Weichen zu bringen. Bis zwei Uhr Nachmittags hatten sie den Vortheil ganz auf ihrer Seite.

Nun ließ der Erzherzog zwei Bataillons vom Regiment Wenkheim links an der Tuttlinger Straße hin mit klingendem Spiel vorrücken. Zugleich langte eine Verstärkung von vier Grenadierbataillons an, von dem linken Flügel und dem Nellenberg. Nun ward der Angriff erneuert. Die Französische Infanterie auf der rechten Flanke ward in den Rücken genommen; eine Halbbrigade

mußte fast ganz das Gewehr strecken. Vier Französische Kavallerie-Regimenter versuchten ihnen in die Flanke zu fallen. Allein die Grenadiere empfingen sie mit kaltem Blut. In demselben Augenblick sprengten die kaiserlichen Kürassier-Regimenter Nassau und Mack, die sich in der Zwischenzeit rechts von den Grenadiers in der größten Geschwindigkeit gebildet hatten, heran, warfen die Franzosen mit großem Verlust und verfolgten sie bis Liebtingen. Jetzt erfolgte ein abermahliger Angriff des Grenadierkorps. Die Franzosen wichen. Sie deckten ihren Rückzug durch die heftigste Kanonade. Indeß wurden sie aus dem ganzen Walde vertrieben; zuletzt auch mit schwerem Geschütz aus Neuhausen auf dem Ecke. Nur die einbrechende Nacht beendigte das Gefecht.

Auf dem linken Flügel der Oesterreicher, den der Feldmarschall-Lieutenant von Staader kommandirte, mißlangen ihnen ebenfalls alle Angriffe. Sie wurden von den Höhen von Nellenberg zurückgeschlagen;

die Batterieen, die sie anlegen wollten, wurden sogleich demontirt; alle Anstrengungen, das Dorf Walwies einzunehmen, die sie noch bis spät Abends fortsetzten waren vergebens. Sie mußten sich auch hier wieder zurückziehen.

Darauf machten sie noch am 26sten früh einen Versuch gegen Walwies. Auch dieser ward abgeschlagen.

Nun wagten sie keinen Angriff mehr. Sie blieben noch den ganzen Tag hinter Liebtingen aufgestellt. Aber in der Nacht vom 26sten auf den 27sten zog ihr rechter Flügel über Orsingen und Singen, dann Engen und Hilzingen, der linke bei Tuttlingen über die Donau zurück. Die kaiserlichen Avantgarden verfolgten sie von allen Seiten.

So viel wir wissen, eilen sie Strasburg wieder zu. Wahrscheinlich werden sie über den Rhein gehen, um die Schweiz zu decken. Gleichwol hat man Briefe von Jourdan vom Tage nach der Schlacht, aus seinem Hauptquartier zu Weiler bei Tuttlingen, worin er

behauptet, er sei Meister vom Schlachtfelde geblieben und habe 4000 Gefangene gemacht.

In der That ein eigener Sieg. Hier heißt es billig, mit Gustav III. il faut bien que je fasse quelque chose pour consoler mon peuple.

Wahrhafter schätzen die Oesterreicher ihren ganzen Verlust auf 3000 Mann und den der Franzosen auf 5000, worunter sich 2000 Gefangene befinden. Doch nicht sowol die Ungleichheit des Verlustes bestimmt die Größe des Sieges, als die Wichtigkeit der Folgen. Der ganze Plan der Franzosen ist dadurch vereitelt. Massena wird nun alle Vortheile aufgeben müssen, die er in Tyrol erkämpft hatte *).

---

*) Man hat in Wien auf diese merkwürdige Schlacht folgende Denkmünze geprägt. Die Vorderseite zeigt den Kopf des Erzherzogs Karl mit einem Helm bedeckt, an welchem die angedeuteten Flügel die Schnelligkeit des Entschlusses bezeichnen. Seine Gesichtszüge sind ernst, als in dem Augenblick des tiefen Nachden-

Nach einem vergebenen Angriff auf die Kaiserlichen bei Martinsbruk in Tyrol, am 14ten März, gelang es dem General Lecourbe, der sich auf den Bergkrieg ganz vorzüglich versteht, am 25sten die Posten von Martinsbruk, Finstermünz und Nauders wegzunehmen. Nach einer tapferen Gegenwehr bekam er 3000 Mann und 7 Kanonen in seine Gewalt.

Zur selben Zeit bezwang der General Desolles die stark verschanzte Stellung des General Loudon bei Taufers. Dieser Sieg ward besonders dadurch bewirkt, daß

---

kens über einen großer Plan. Auf die Ausführung dieses Plans deutet die Rückseite. Auf einem erhabenen Fußgestell steht eine Viktoria, mit einem Lorbeerkranz in der rechten Hand, der Palme in der linken. Zu ihren Füßen sind Waffen befestigt, ein Schild, ein Schlachtschwert, zwei Wurfspieße und eine Keule. Auf dem Schilde sitzt der Vogel der Minerva. Unter dem Schilde stehen die Worte: IX. Cal. Aprilis MDCCXCIX. An den beiden Seiten des Umfangs bezeichnen die Worte: Virtule Consilio die erhabenen Eigenschaften, wodurch der Erzherzog die großen feindlichen Plane vereitelte.

eine Halbbrigade den Oesterreichern von Glurenz aus in den Rücken kam. Sie konnten nun keinen Widerstand thun. Truppen, Kanonen, Gepäck — Alles fiel den Siegern in die Hände. Die Oesterreicher verloren 1200 Mann an Todten und Verwundeten, 4500 Gefangene und 18 Kanonen. General Loudon entfloh noch mit der Kavallerie und einem kleinen Theil Fußvolks. Desolles rückte noch am nämlichen Tage in Glurenz ein, und verlegte am 25sten sein Hauptquartier nach Mals.

Indeß hofft man um so eher die Wiederherstellung der Sachen von dem General, Grafen Bellegarde, der in Tyrol ein starkes Korps kommandirt, als er durch ein muthiges und kriegerisches Volk unterstützt wird, das dem Hause Oesterreich stets so eifrig ergeben war.

Von der anderen Seite rückt nun der Erzherzog mit seiner siegenden Armee gegen die Schweiz vor. Seine Avantgarde war schon am 30sten bis Donaueschingen

und Huffingen vorgerückt. Er hatte alle Anstalten getroffen, den Franzosen noch eine Schlacht zu liefern. Zu dem Ende war Alles zum Uebergang über die Donau bereitet. Allein sie ließen es dazu nicht kommen.

Der Erzherzog verlegte nun sein Hauptquartier nach Stockach. Die Armee steht größtentheils längs dem Bodensee. Zu seiner rechten breitet sich ein Deckungskorps von 24,000 Mann unter dem Feldmarschall-Lieutenant Sztarrai nach Kehl und Mannheim aus; zur linken steht der Feldmarschall-Lieutenant Hoze, oberhalb des Bodensees, dem Rheinthal gegenüber im Vorarlbergischen.

Von Stockach aus erließ der Erzherzog am 30sten März folgende Proklamation an die Schweizer.

„In Gefolge zweier Siege über die Französische Armee, welche ohne alle Kriegserklärung Feindseligkeiten ausübte, und Angriffe machte, betreten die meinen Oberbefehlen unterstehenden Truppen den Schwei-

zerboden — nicht, um mit den freundschaftlich gesinnten Schweizern Krieg zu führen, sondern den gemeinschaftlichen Feind zu verfolgen, gegen den Ihr selbst für Eure Freiheit und Unabhängigkeit größtentheils so tapfer fochtet, und dessen Uebermacht nur allein vermögend war, Euch in das unglückliche Verhältniß zu setzen, welches Ihr so stark empfindet, und worüber Ihr Euren Unwillen so laut zu erkennen gebt. Unter den Versuchen und Mitteln Euch in diesen Zustande der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten, wurden auch jene angewendet, daß man die Meinung zu gründen suchte, als gehe der kaiserlich-königliche Hof mit Vertheilungs- und anderen ähnlichen Absichten gegen die Schweiz um. Man sucht auch itzt Euch durch Ausstreuungen zu allarmiren, als hättet Ihr von der kaiserlichen Armee Bedrückungen und Plünderungen zu besorgen. Hiedurch finde ich mich bewogen, sämmtlichen Schweizern feierlich bekannt zu machen, daß die Gesinnungen Sr. kaiserli-

chen Majestät bestimmt dahin gehen, nach Maßgabe der Versicherungen, welche Allerhöchstdieselben der Schweizerischen Eidgenossenschaft bei jeder Gelegenheit von Ihren fortwährend freundschaftlichen und redlichen nachbarlichen Gesinnungen haben ertheilen lassen — mit derselben auch fernerhin diese alten freundschaftlichen Verhältnisse auf das werkthätigste fortzusetzen; wie auch, daß Ihro kaiserliche Majestät keine andere Absichten haben, als freundnachbarlich beizutragen, damit die Schweiz bei ihrer Unabhängigkeit, Integrität, Freiheiten, Gerechtsamen und Besitzungen ohne allen Abbruch erhalten werde."

„Dagegen erwarte ich mit Zuversicht, daß die meinem Oberkommando unterstehenden Truppen, welche nur in dieser friedlich angekündigten weisen Absicht, das Schweizerische Gebiet zu betreten, zur gemeinsamen Sicherheit durch die offenkündigen Umstände veranlaßt worden sind, auch in dieser Rücksicht bei allen wohldenkenden und auf das

Wohl ihres Vaterlandes bedachten redlichen Eidgenossen freundschaftliche Behandlung und Unterstützung finden, und daß das Schweizervolk auf das sorgfältigste Alles verhindern werde, wodurch das Ungemach des Kriegs vermehrt werden dürfte. Unter den vielen glücklichen Folgen, welche ein solches Benehmen für die Schweiz hervorbringen würde, wird auch jene sein, daß die Maßregeln, welche durch feindliche Absichten und Gewaltthätigkeiten aufgedrungen sind, werden aufgehoben, und die ehemahligen Verhältnisse in Beziehung auf Handel und Wandel zwischen Deutschland und der Schweiz wieder hergestellt werden."

Wer kann sich des Wunsches erwehren, daß der Erfolg der Wahrhaftigkeit dieser Erklärung entsprechen möge, daß die Schweiz den Oesterreichischen Waffen bald die Wiederherstellung ihrer, für ganz Europa, für die Humanität selbst so wichtigen, Unabhängigkeit verdanken möge?

XII. Brief.

Stollhofen, den 6ten April 1799.

Ich verwende die Stunden einer unwillkührlichen Muße, indeß ich hier auf Pferde warte, um Dir einige Nachrichten von meiner letzten Strasburger Reise mitzutheilen.

Ehe ich diese Gegend verlasse, wer weiß, auf wie lange Zeit, wünschte ich sehr meine Freunde in Strasburg noch einmahl wieder zu sehen. Diese kleine Reise durfte ich nicht aufschieben. Unser Aufenthalt in Rastadt ist so prekär, daß wir täglich erwarten können, ihn beendigen zu müssen. Auch streifen schon Truppen beider Heere in der Nähe. Dann möchte das Reisen eben nicht rathsam sein.

Indeß habe ich noch keine Unannehm-

lichkeiten gehabt: ich eilte aber auch zurückzukommen.

Ehegestern machte ich mich auf den Weg. Näher gegen Strasburg begegnete ich schon vielen Französischen Truppen, die wieder nach dem Rhein zogen. Sie waren theils bewaffnet, theils nicht. So viel ich bemerken konnte, war der Zug nicht sehr ordentlich. Ich durfte mir es nicht erlauben, mich nach irgend etwas zu erkundigen.

Mit meinen Freunden brachte ich den gestrigen Tag in herzlicher Mittheilung zu. So trübe wieder die Aussichten für die Ruhe Europens sind, so hatten wir doch auf keiner Seite unmittelbar zu fürchten. Um so mehr ward die Trennung versüßt durch die Hoffnung, uns einst ruhig und heiter wieder zu sehen.

Aber eine sehr werthe Freundinn war nicht mehr in unserer Mitte. Es war die Frau des wackern Arztes Lauth, eine der trefflichsten Menschen, geliebt und geachtet in allen Verhältnissen des Lebens. Die

ganze Stadt theilte den bitteren Schmerz ihres Gatten, seine Klagen über den Verlust der Mutter so vieler, zum Theil ganz kleine Kinder. Er hat ihr ein schriftliches Denkmahl gesetzt; der Ausdruck der zartesten Empfindung. Zwei treffliche Predigten des würdigen Haffner am Gedächtnisfest des Todes Jesu, und der Auferstehung Jesu, ließ er drucken, als ihr Ehrengedächtniß, obgleich ihrer darin nicht gedacht war*). „Mögen sie dienen," sagt er am Schluß der vorangeschickten Schilderung, worin er sie ihr

*) Ueber Tod und Unsterblichkeit, von Isaac Haffner. Dem Andenken von Elisabeth Lauth, gebornen Wachter, gewidmet von ihrem Gatten, gr. 8. Voran ihr Brustbild mit Wielands herrlichen Zeilen aus dem Oberon:

Es war als sähen wir auf ihrem Angesicht
Die Dämmerung von einem neuen Leben,
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Wiederschein um ihre Stirne schweben,
Der schon zum geist'gen Leib den Erdenstoff verfeint,
Und um den stillen Mund, der eben
Vom letzten Seufzer noch sich sanft zu schließen scheint,
Ein unvergängliches, kaum sichtbar's Lächeln schweben.

zueignet, „Gefühle zu erwecken, Ueberzeugungen zu gründen und zu befestigen, die Dich durch Dein ganzes Leben begleiteten. Auch hier werde die Wahrheit bewähret, daß der Tod frommer und edler Menschen, die Veranlassung zu manchem Guten werde, und daß sie auch nach diesem Leben, obgleich dessen sich unbewußt, auf eine mannichfaltige Weise fortwirken können."

Außer den Stunden, die ich bei meinen Freunden sein konnte, interessirte mich diesmahl vorzüglich die gemischte Gesellschaft in den öffentlichen Häusern. Natürlich hörte ich über die Ereignisse des Tages viel hin und her reden. Sie waren wohl dazu geeignet allgemeines Interesse zu erregen. Die Franzosen sind ohnehin offen und mittheilend; auch die Strasburger haben darin viel von ihrem Charakter. Jetzt überließen sie sich ohne Rückhalt ihren Einfällen. Es schien, daß die Furcht vor das Direktorium dem dringenden Bedürfniß wich, über eine so auffallende, widrige Begebenheit, als der

Rückzug der Donau-Armee, der verschlossenen Empfindung Luft zu machen.

Mißbilligung der Regierung war der allgemeine Charakter aller Urtheile. Welchen Gang sie auch nahmen, so trafen sie doch darin alle zusammen.

Die Armee war mit den übertriebensten Erwartungen in das Feld gerückt. Die Generale überboten einander. Man sagt, Massena habe sich vorgesetzt in drei Wochen in des Kaisers Bett auf der Burg in Wien zu schlafen: er würde sich vor Aerger erschießen, wenn ihm ein Anderer zuvorkäme. Jourdan hoffte schon in vierzehn Tagen hinzukommen. Bernadotte begnügte sich mit einem Monat.

Man erhielt die Franzosen in der gänzlichen Ungewißheit der Vorfälle. Deutsche Zeitungen wurden überall nicht nach Strasburg gelassen. Die Schlachten bei Ostrach und bei Stockach wurden gefeiert als Siegesfeste.

Hiemit kontrastirte auf das sonderbarste

ein falsches voreiliges Gerücht von einer Niederlage. Der Kommandant Chateauneuf-Randon, sonst ein muthvoller General, ließ sich zu Anstalten verleiten, die das Direktorium heftig tadelte. Nachher schrieb man ihm einen prophetischen Geist zu.

Als nun die Nachrichten von dem Rückzug sich nicht mehr verbergen ließen, klagten alle das Direktorium um desto stärker an.

Es soll der Armee fast an Allem gefehlt haben. Auch war sie bei weiten nicht vollzählig. Das Bestechungs-Regime, das so tief in das System der Regierung verwebt ist, äußerte seine verderblichen Folgen. Die Lieferanten erlaubten sich die schändlichsten Betrügereien. Sie waren sicher, geschützt zu werden, weil sie einen guten Theil der Beute abgaben.

Insonderheit waren die Pferde äußerst schlecht. Der General d'Haupoult erklärte laut, es sei unmöglich etwas damit auszurichten. Gleichwol war es nichts Seltenes, einen Befehl zur Annahme von Pfer-

den zu bewirken, die das Regiment kassiret hatte.

Massena soll an Jourdan geschrieben haben, es wäre ihm unmöglich den Krieg in Tyrol ohne Lebens- und Transportmittel zu führen. Er habe das Direktorium gebeten, ihm einen Nachfolger zu ernennen, und ersuche Jourdan provisorisch einen an seine Stelle zu setzen.

Auch die Generale waren unter sich höchst uneins. Der Obergeneral klagte über Mangel an Gehorsam. Die Generale behaupteten, er gebe ihnen unmögliche Befehle. Der Geist des Mißmuths und der Unzufriedenheit herrschte bei allen Offizieren.

Schon am 3ten April kam der General Jourdan wieder in Strasburg an. Ein beträchtlicher Theil seiner Armee geht wieder über den Rhein zurück. Auf einem solchen Rückzuge fallen natürlich viele Plünderungen vor. Viele Soldaten verlaufen sich auch, deren man nicht wieder habhaft wird.

Wie es scheint, hat das Direktorium nun vorerst den Plan aufgegeben, von dieser Seite nach Wien vorzudringen. Die ganze Aufmerksamkeit der Generale ist auf die Schweiz gerichtet. Alle Soldaten die in Strasburg ankommen, wurden sogar auf Wagen nach Basel gebracht. Man muß den Franzosen Gerechtigkeit erzeigen. Sie verlieren auch bei Unfällen, die sie nicht ahneten, weder Kopf noch Muth. Es ist klar, daß sie jetzt Alles anwenden, um sich in der Schweiz zu behaupten, ehe die kaiserliche Armee sich dahin ziehen kann. Nur von der Seite fürchten sie einen Angriff: für den Elsaß fürchten sie nichts mehr.

Auch kommen täglich Scharen von Konskribirten in Strasburg an. Man behauptet, sie wären dem Kriege so abgeneigt, daß man sie an Handschellen treiben müsse. Dies habe ich nicht gesehen: aber daß sie im höchsten Grade unlustig sind, kann ich selbst bezeugen. Ich habe viele, neulich Angekommene gesprochen und sprechen hören. Sie

verhehlen ihre Gesinnungen gar nicht. Vielmehr drucken sie, jeder seine Leidenschaft, stark genug aus. Die Offiziere bestätigen dies selbst, und wundern sich gar nicht darüber. Wer nur irgend Mittel finden kann, sich loszukaufen, der thut es. Auch dies soll eine schöne Quelle des Gewinns für manche republikanisch konstituirte Autoritäten sein.

Gleichwol werden eben diese, ganz gegen ihren Willen, nicht selten sogar mit Gewalt ausgehobenen Soldaten, in kurzer Zeit formirt sein. Sogar jetzt machten die Offiziere nichts aus dieser Abneigung. „Il faut leur en conter — et ils se battront comme les vétérans.“

Als ich heute Morgen von Strasburg abreisete, war ich Zuschauer eines interessanten Zuges.

Das Hauptquartier der Französischen Donau-Armee kam nach Strasburg zurück. Auch zogen starke Korps Kavallerie über die Rheinbrücke wieder ein. Es war ein langer,

langer Zug — aber traurig. Pferde und Reiter hatten kein gutes Ansehen. Viele waren unbewaffnet. Viele folgten zu Fuß. Nur die Equipagen der Kommissärs hatten sich, wie es schien, gut erhalten.

Man hörte ein dumpfes Gemurmel unter den Marschirenden. „Welch ein Vergleich," sagten sie unter einander, „mit unserm triumphirenden Ausmarsch vor einem Monat."

Das ist der Wechsel der menschlichen Schicksale: nirgends auffallender, als im Kriege.

Indem ich nun durch Kehl fuhr, konnte ich nicht unterlassen, die vielen schon aufgebaueten neuen Häuser wehmüthig anzublicken. Wie lange wird es dauern, und sie werden wieder eingeschossen. Und warum — weil einige wenige Menschen — nicht besser, und klüger als die Millionen, welche sie zügeln, aber kühner und glücklicher — an Herrschsucht und Gelddurst unersättlich sind!

In Kehl ward wieder stark an Verschan-

zungen gearbeitet. Aber nur die unwiderstehliche Gewalt des Säbels kann die Arbeit fördern. Sobald die Zuchtmeister sich entfernen, laufen die Bauern ihrer Wege. Heute war auch nicht ein Arbeiter mehr da.

Ich wollte meinen Weg über Offenburg nehmen. Allein der Postmeister in Kehl widerrieth es. In der Nähe von Offenburg standen leider Französische und kaiserliche Vorposten. Es war nicht rathsam sich unter sie zu wagen. Man reiset nirgends unsicherer als zwischen den Vorposten, deren Stellung fast jeden Augenblick abwechselt, und beständige Gefechte veranlaßt.

Der Weg nach Offenburg ist größtentheils derselbe, als nach Appenweyer. Nach beiden Orten sind es zwei Meilen, oder eine einfache Post.

Hinter Kehl geht es gleich rechts mehr den Bergen bei Oberkirch zu. Wahrscheinlich sehe ich sie jetzt zum letztenmahl diese freundlichen Berge. Man hat sie gerade

vor sich. Rechts liegt das fruchtbare Kinziger Thal.

Man kömmt über die Schutter nach Neumühl, einem Darmstädtischen Dorf; eine halbe Stunde von Kehl an der Kinzig; dann nach Korch, einem großen Kirchdorf, eine Stunde von Kehl, nach Odelsheim eine und eine viertel Stunde und Wildstatt zwei Stunden *).

Hier traf ich noch einen Theil des Französischen Hauptquartiers, namentlich die Küche. Ich erstaunte über den Apparat. Zwar habe ich keine praktische Kenntniß von diesem Theil des Dienstes: es ist das erste Mahl, daß ich ein Hauptquartier im Felde sehe. Allein ich begreife, daß die Last ungeheuer sein muß und der Transport unend-

*) Dieser Weg ist nicht einmahl auf der Spezialkarte des Rheinlaufs angemerkt. Auf dieser Karte geht der Weg von Kehl nach Wildstatt noch mehr rechts nach Sundheim an der Schutter, dann über die Schutter nach Wihr, dißseits der Kinzig und von da längs der Kinzig nach Wildstatt.

lich schwer, wenn so viel zu dem täglichen Brot eines Obergenerals gehört.

Mein Mittagsmahl hielt ich in dem Gasthof. Er war ganz mit Französischen Soldaten angefüllt. Soldaten, Offiziere, Offizianten, einige Reisende zu Wagen und zu Fuß — Alles tafelte einträchtig unter einander.

Die Offiziere redeten wenig. Desto lauter waren die Soldaten. Sie waren sehr gutes Muths. Viele hatten reichlich gefüllte Westtaschen. Ob es Beute von den Oesterreichern war, oder mitgenommenes Gut auf dem Rückwege, weiß ich nicht.

Ihre Reden interessirten mich sehr. Es war ein Zutrauen zu sich selbst darin, eine Vergessenheit oder Gleichgültigkeit über ihren Verlust, die mir große Hoffnung gegeben hätten, wenn ich ihr Anführer wäre. „Das ist kein Wunder," schwuren sie, indem sie lebhaft gestikulirten, „daß der General zurück muß! Die Oesterreicher sind sechsmahl stärker, als wir. Wären wir an ihrer Stelle

gewesen, und sie an unserer, da wäre kein Mann davon gekommen. Aber glaubt nur! sie sollen es theuer bezahlen. Sind wir nur erst in der Schweiz, da sollen sie die Berge herunter Pirouetten machen."

Hinter Wildstatt kam ich über die Kinzig nach Niedersand. Hier hielt eine Französische Patrouille meinen Wagen an, und nöthigte mich zu dem kommandirenden Offizier zu gehen.

Als ich ihm meine Pässe zeigte, ließ er mich reisen, ohne mich weiter zu fragen.

Aber einer von dem Piquet sagte sehr treuherzig: „mais Vous pourriés bien nous dire si Vous avés rencontré des impériaux?"

Der Wahrheit gemäß konnte ich es verneinen.

„Pardon, Monsieur, Vous etes allemand?"

Ich antwortete, daß ich ein Däne wäre.

„Ah! c'est bon! Vous ne voulés pas nous en imposer."

Sehr bald erfuhr ich den Grund dieser Fragen.

Eben bei Niedersand trennt sich der Weg: rechts geht es nach Offenburg, links nach Appenweyer. Zwischen Sand und Offenburg standen schon kaiserliche Vorposten.

Auf meinem Wege, näher gegen Appenweyer, rechts von der Landstraße sah ich die Franzosen bivouacquiren. Was es mich kostete, nicht näher zu kommen, und mich von dem allen zu unterrichten. Du kennst meine alte Vorliebe für das Militär — und zumahl jetzt, in dieser Lage, zu dieser Zeit. Aber ich fühlte noch stärker das Gebot meiner Pflicht.

In Appenweyer rühmte der Wirth das Bivouacquiren gar nicht. Es verursacht eine ungeheure Waldverwüstung: denn bei diesen großen Feuern unter freiem Himmel denkt man natürlich an nichts weniger, als an Holzersparniß. Auch Stroh geht sehr viel darauf. Wenn die Zeit es irgend gestattet, werden Strohhütten gemacht. Das Schlacht=

vieh führen sie mit sich; das heißt, sie treiben es aus den Dörfern und vom Felde zusammen, so viel sie reichlich gebrauchen.

Appenweyer ist noch eine gute Stunde von Sand, und vier Meilen von Rastadt. Hinter Appenweyer zur linken, war ein kleines Französisches Feldlager. Ihre letzten Vorposten standen zu Bautenbach oder Botensbach, nahe bei Achern, also nur drei Meilen von Rastadt.

Die Gegend von Appenweyer nach Bühl erschien mir auch jetzt wieder reizend. Wie oft werde ich mich noch ihrer erinnern

In Bühl fand ich die Stimmung sehr kaiserlich. Man erzählte mir mit großem Jubel von den Siegen in Italien, und — was ich nicht glauben kann — die Eroberung von Ostende.

Von Bühl machte ich noch einen Umweg über Stollhofen. Ich war neugierig gerade den Weg längs den Stollhofener Linien zu nehmen, die in der Kriegsgeschichte zu Anfang des Jahrhunderts so berühmt wurden.

Es sind nur drei Stunden; man muß sie aber für eine ganze Post bezahlen.

Gleich hinter Bühl geht dieser Weg rechts ab; links geht es nach Rastadt. Man kömmt durch Vimbuch dreiviertel Stunden von Bühl, Oberbruch eine und eine halbe Stunde, und Schwarzach zwei und eine halbe Stunde. Vimbach ist noch fast an den Bergen gelehnt: nachher ziehen sie sich von der Straße in einem halben Zirkel weg. Das Feld ist ungemein schön: der Boden sehr fruchtbar. Hinter Oberbruch ist etwas Morast; dann Wald bis nahe vor Schwarzach.

Die Benediktiner Abtei Schwarzach zählt jetzt nur 15 oder 16 Mönche. Der Flecken ist groß und wohlhabend. Der Weg führt nahe vor dem Kloster vorbei. Die Felder sind auch hier sehr schön. Dem Stift gehören zwei Drittheile, den Bauern ein Drittheil; doch haben die letzteren auch jene zu Lehn gegen sehr gute Bedingungen.

Von Schwarzach nach Stollhofen ist noch

eine halbe Stunde. Der Weg ist sehr angenehm, mit Bäumen besetzt. Nicht weit von Stollhofen fällt er in die Landstraße, die von Bischofsheim her kömmt.

XIII. Brief.

Rastadt, den 14ten April 1799.

Der kaiserliche Plenipotentiar ist gestern abgereiset, lieber Bruder, und der Kongreß ist, nach meiner Meinung, jetzt, im publizistischen Sinn, aufgelöset.

Am 6ten April überbrachte ein kaiserlicher Reichs-Hofkanzlei-Offizial, Herr von Neumüller, als Kourrier das kaiserliche Kommissionsdekret an die Reichsversammlung vom 4ten April. Der Kaiser zeigte dem Reich darin an, daß er seinen Plenipotentiar von Rastadt abberufen habe. Die Sicherheit des Kongreßorts werde bedroht: die Stimmenfreiheit der Mitglieder sei nicht mehr denkbar. Zugleich entziehe der Kaiser allen auf dem Kongreß von Kaiser und

Reich den Französischen Gesandtschaften gemachten Zusicherungen ihre verbindliche Kraft. Der staats- und völkerrechtliche Zustand der Dinge zwischen Deutschland und Frankreich sei wieder auf eben dem Fuß hergestellt, als vor dem Friedenskongreß.

Gleich am folgenden Tage theilte der Plenipotentiar der Deputation diesen Beschluß mit. Am 8ten unterrichtete er die Französische Gesandtschaft davon.

Diese fand es jetzt nicht für gut, den Kongreß auflösen zu lassen, ob sie gleich keine Note über irgend einen Punkt der Unterhandlung weder geben noch annehmen durfte.

Sie gab dem bevollmächtigten Minister des Kaisers ihr Erstaunen zu erkennen. Vielfache Handlungen bezeugten die Lebhaftigkeit und Aufrichtigkeit der Wünsche, des Bestrebens und der Opfer des Vollziehungsdirektoriums, um einen baldigen und festen Frieden zu erhalten. Der Waffenstillstand, der noch immer bestehe, und die Un-

terhandlungen mit dem Deutschen Reich und der Französischen Republik widerlegten alle gegenseitigen Behauptungen. Was aber in der Note wegen Sicherheit der Korrespondenz und des Kongreßorts entschlüpft wäre, könne unmöglich gegen ihre Regierung gerichtet sein. Dergleichen Verletzungen des Völkerrechts wären von seiner Seite ohne Beispiel — es sei deren nicht fähig.

Zugleich theilte die Französische Gesandtschaft beide Noten der Deputation in beglaubigten Abschriften mit.

Der Graf Metternich hingegen, jetzt nicht mehr kaiserlicher Plenipotentiar, weigerte sich mit Recht die Französische Note anzunehmen. Er sandte sie zurück, weil die Aufkündigung seiner bisherigen Eigenschaft auf dem Kongreß die letzte Handlung seiner Sendung wäre.

Nun waren die Mitglieder der Deputation in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie besprachen sich am 10ten vorläufig über

das Benehmen, was man jezt zu beobachten habe. Die meisten wurden darüber einig, nur die Reichsversammlung könne die Deputation auflösen.

Dem gemäß ward am 11ten eine Sizzung gehalten. Es ward, wie gewöhnlich, diktirt und zum Protokoll abgestimmt: aber man vereinigte sich, ihr nur den Namen einer Konferenz zu geben. Gleichwol hat sie in dieser Eigenschaft mit den Deputationssizungen eine fortlaufende Nummer.

Auch ward nach dem kursächsischen Antrag beschlossen, Alles dem Reichstag und den Partikularabgeordneten mitzutheilen.

Die Französischen Minister ließen sich darauf am folgenden Tage bei dem Direktorialgesandten erkundigen, ob er noch ferner ihre Noten für die Reichsdeputation annehmen wolle? Er bejahete dies, allein er erklärte zugleich, daß er nicht verbürgen könne, daß sie würden beantwortet werden, zumahl da der kaiserliche bevollmächtigte Minister von dem Kongreß abberufen sei. Daraus

siehst Du, daß selbst dieser Minister die reichskonstitutionsmäßige Wirksamkeit der Deputation nicht mehr als ausgemacht ansah. In der That kann man der Mehrheit zugeben, daß nur der Reichstag das Recht habe den Kongreß aufzulösen, und ihn gleichwol jetzt für faktisch aufgelöset halten.

Denn darin sind, nach der Deutschen Reichsverfassung, alle einverstanden, daß die Deputation nur mit der kaiserlichen Plenipotenz vereinigt, Namens des Reichs unterhandeln könne. Also zerstört der Kaiser eine wesentliche und nothwendige Beschaffenheit der Deputation, indem er seine Plenipotenz wegnimt. Ob er Recht habe, das einseitig zu thun — ist eine andere Frage. Aber daß er es gethan, ist schon hinlänglich, um die Reichsfriedensdeputation zu desorganisiren.

Ich kann daher, auch auf die Gefahr hin, für einen reinen Erz-Cäsarianer in der publizistischen Sprache gehalten zu werden — dennoch nicht anders, als das Verfahren des

gewesenen Plenipotentiars vollkommen billigen. Auch halte ich sein ganzes Benehmen in dem Zeitpunkt der Trennung von der Deputation, von Anfang derselben an für vollkommen zweckmäßig, und der Würde des kaiserlichen Hofes angemessen.

Dagegen gebe ich Dir gerne zu, daß alle diese Untersuchungen in Grunde wenig zur Sache thun. Die Kanonen sind es, die jetzt über das Resultat des Kongresses entscheiden, nicht die diplomatischen Diszeptationen. Jene sind es, welche jetzt den Ton der Französischen Gesandten auch hier merklich herabstimmen.

Nicht allein die Jourdansche Armee ist gänzlich gescheitert; die Franzosen sind nun auch aus Engadin zurückgeschlagen, und Bernadotte ist mit seiner so drohend angekündigten Observationsarmee völlig in den Ruhestand versetzt. Er hat die Blokade von Philippsburg aufgehoben, nur in Manheim 3000 Mann als Besatzung zurückgelassen. Das Kommando hat er sogar niedergelegt,

um in Aachen eine Badekur zu gebrauchen. General Colland hat er zu seinem Nachfolger ernannt. Du siehst, daß die Generale eben nicht sehr unterwürfig sich bezeigen.

Unglücklicher Weise mißlang ein anderer Anschlag auf Philippsburg, der nicht auf die Gewalt der Waffen gebauet war.

Ein gewisser Arnoldi von Germersheim hatte vor ungefähr einem Jahr, das einzigemahl in seinem Leben, mit dem als Platzlieutenant in Philippsburg angestellten Offizier gesprochen. Dieser sagte ihm, er sei achtzehn Monate in Französischer Gefangenschaft gewesen und habe sich ziemlich gut befunden. Arnoldi erzählte dies einem Französischen Kriegskommissair Marechal. Sie schlossen, der Platzlieutenant werde gut Französisch sein und sich vielleicht gut gebrauchen lassen, ihnen die Festung in die Hände zu spielen.

Sie ließen den Platzlieutenant am 27sten März Morgens um halb neun Uhr durch einen von dem Festungskommando als Kund-

schafter gebrauchten Mann einladen, sich zu einer Unterredung nach Huttenheim zu begeben. Der Kundschafter eröffnete, indem er sein Gewerbe ausrichtete, zitternd, daß es nicht auf die Uebergabe der Festung ankomme, wofür er nach Belieben Geld, militärische oder Zivilbeförderung erhalten würde. Er erhielt die Antwort, der Platzlieutenant werde sich um ein Uhr in Huttenheim einfinden, und noch jemand mitbringen, auf den er sich ganz verlassen könne.

Nun entdeckte der Platzlieutenant dem Platzkommandanten die ganze Sache in Gegenwart eines Hauptmanns. Es ward verabredet, beide sollten nach Huttenheim reiten, um mit Arnoldi zu sprechen; unterdeß sollte ein anderer Offizier mit einem Detaschement Dragoner sich dahin begeben, um den Arnoldi zu arretiren.

Der Platzlieutenant wartete bis drei Uhr vergebens auf Arnoldi. Er ließ ihn daher durch ein Französisches Piquet auf dem linken Rheinufer herüberrufen. Arnoldi

kam, ob er gleich den Brief nicht erhalten hatte. Er brachte den Kommissair Marechal, und den Friedensrichter Schott von Germersheim mit.

Der Platzlieutenant führte sie in das obere Zimmer des Wirthshauses. Er bat sie, sich sogleich umständlich zu erklären, weil die Zeit keine Weitläufigkeiten erlaube.

Marechal zog eine von dem General Bernadotte unterschriebene allgemeine Vollmacht hervor, um wegen Uebergabe der Festung Philippsburg eine freundschaftliche Verabredung zu treffen, und alle dazu nöthige Verpflichtungen einzugehen, damit man nicht genöthigt sei, Gewalt zu gebrauchen. Der Kommissär erklärte, diese Vollmacht sei auf den Platzlieutenant gerichtet, wenn er behülflich sein wolle, die Festung zu überliefern. Wolle er im Militär dienen, so sei ihm der Platz eines Chef de Brigade angeboten; wolle er Zivildienste, so dürfe er nur verlangen. Morgen würden die Brevets von dem General unterzeichnet ankommen.

Der Plan gieng dahin, dem Platzlieutenant Geld zu geben, damit er die Posten betrunken mache. Dann wolle in der Nacht der Französische Divisionsgeneral zwischen 12 und 1 Uhr, verkleidet, nebst noch fünf oder sechs Mann mit einigen Wagen, als wenn es für das Festungs-Approvisionnement gehöre, an die Barriere kommen. Dort würden sie sich melden, und man würde ihnen die Thore öffnen. Dann wollten sie sogleich in das Schloß gehen und den Rheingrafen gefangen nehmen.

Marechal und Arnoldi sagten aber dem Platzlieutenant zugleich, sie gäben ihm dieses Projekt nur zu überlegen, ob es thulich wäre oder nicht. Im letzteren Falle müsse man ein anderes ersinnen, und auf den folgenden Tag die ganze Sache in Ordnung bringen.

Allein während dieser Unterredung trat der Hauptmann verabredetermaßen in das Zimmer. Er führte die drei Herren gefan-

gen nach Philippsburg, wo ihnen der Prozeß gemacht ward.

Bernadotte ließ sie gleich am folgenden Tage durch den Brigadegeneral Ney reklamiren, als wären sie gegen das Völkerrecht in Huttenheim arretirt. Aber der Rheingraf von Salm wollte, nach dem Kriegsrecht, von einer Reklamation nichts wissen.

Schlimmer noch als in Deutschland geht es den Franzosen in Italien.

An demselben Tage, da der Erzherzog Karl bei Stockach siegte, lieferte auch der Feldmarschall-Lieutenant Kray, der nach dem frühzeitigen Tode des Prinzen von Nassau-Oranien, die Oesterreichische Armee in Italien kommandirte, das erste glückliche Treffen bei Legnano.

Darauf schlug er die Franzosen am 30sten März entschieden bei Rivoli und Verona. Sie mußten das linke Ufer der Etsch mit großem Verlust räumen.

Nun zogen sie sich den folgenden Tag gegen die untere Etsch und den Tartaro

bei Magnano. Zugleich stellten sie ein Korps am rechten Ufer des Menagobaches gegen Legnano auf. Hier ließ man alle Vorbereitungen zu einem Uebergang über die Etsch bei Ronco und Reverchara treffen, um die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Generale zu zerstreuen.

Das Französische Hauptquartier war auf der Isola della Scala: die Oesterreichische Armee lagerte auf dem rechten Ufer der Etsch vor Verona.

Der Oesterreichische General konnte die Franzosen nicht in dieser Stellung lassen. Er griff sie am 5ten April an, als sie eben in Begriff waren, gegen ihn vorzurücken. Nach einem hartnäckigen Widerstande, da die kaiserlichen Truppen Schritt vor Schritt das Terrain gewinnen mußten, blieb er Meister des Schlachtfeldes. Die Franzosen wurden aus ihrer Stellung gänzlich vertrieben: die Oesterreicher stellten sich in der Linie von Leche, über Azano, Butta preda und Velone. Der Verlust der Franzosen be-

trug etwa 5000 Mann, und eben so viel wurden gefangen. Die Kaiserlichen verloren überhaupt 4000 Mann.

So wie diese ersten glücklichen Erfolge in Italien ohne Zweifel das Volk gegen die Franzosen in Aufstand bringen, so wissen wir schon, welche Wirkungen die Siege des Erzherzogs in der Schweiz gehabt haben.

Vergebens strengte das Helvetische Direktorium seine äußersten Kräfte an, den Geist des Volks günstig für die Franzosen zu stimmen, ihnen wenigstens die versprochenen 18000 Mann Hülfstruppen vollzählig zu machen.

Es beschloß am 26sten März die Aufbietung der Elitenkorps in allen Kantonen, weil sich der Kriegsschauplatz von der Schwäbischen Seite her den Schweizerischen Grenzen nähere. Das Kommando über alle Schweizertruppen erhielt der General Keller, ein verdienter Militär. Man verordnete die Ausschreibung einer außerordentlichen, monatlich zu entrichtenden Kriegssteuer.

Die Kriegssteuer sollte freiwillig sein; sie brachte nichts ein. So wie man sich überzeugt hielt, das Elitenkorps solle unmittelbar die Franzosen unterstützen, weigerten sich viele zu marschiren. Die fehlenden Nummern zu besetzen — daran war nicht zu denken.

Das Direktorium mußte sich immer mehr überzeugen, wie bestimmt das Volk gegen alle diese Maßregeln war. Sogar der gesetzgebende Körper *) verwarf am 29sten März wiederholt die vorgeschlagene Kriegserklärung gegen Oesterreich. Der angeführte Grund ist ganz in dem Sinn des echt Schweizerischen, einfachen gesunden Menschenverstandes: man müsse erst gerüstet sein, ehe man Krieg führe.

Nun ward es unvermeidlich, strengere Maßregeln zu ergreifen.

---

*) Ich brauche diesen Ausdruck auf die offizielle Autorität hin. Uebrigens möchte diese Uebertragung des Französischen corps in das Deutsche Körper so wenig glücklich sein, als so viele Französische Revolutionseinrichtungen sich auf Deutsche Art und Sitten passen.

Das Direktorium bewirkte am 30sten die Androhung der Todesstrafe auf die Weigerung, mit dem Elitenkorps zu marschiren. Eben diese Strafe ward am folgenden Tage den Urhebern und Mitwirkern kontrerevolutionärer Bewegungen angekündigt. Ein Beschluß des Direktoriums befahl allen Oesterreichischen, Englischen, Russischen, Sardinischen und Neapolitanischen Unterthanen Helvetien binnen vierzehn Tagen zu verlassen. Am 2ten April ist zum Behuf der Kriegskosten eine Anlehn zu 5 Prozent verzinsbar eröffnet, dessen spezielle Hypothek Nationalgüter sein sollen.

Endlich ließ sich auch der gesetzgebende Körper bewegen Ernst zu gebrauchen, um das Hülfskorps von 18000 Mann vollzählig zu machen. Zu diesem Zweck ward am 31sten März eine allgemeine Aushebung und Losung von 1 Mann auf 25 geboten. Auch Fremde und Bündtner sollen darin aufgenommen werden. Jedem, der sich freiwillig anbietet, werden noch 4 Livres Hand-

geld mehr gegeben. Dies Dekret sucht man mit aller möglichen Thätigkeit in einer Gemeine nach der andern in Ausübung zu bringen.

Allein was vermag das alles gegen den Geist des Volks?

Die Freude der Menge über die Fortschritte der Oesterreicher, die Aeußerung ihrer Hoffnungen bricht durch alle Schranken. Vergebens läßt das Direktorium keine Deutsche Zeitungen mehr nach Basel und Schafhausen. Die tausendzüngige Fama kann in angrenzenden Ländern keine irdische Macht verstummen machen.

Auch die Unterredungen mit den Oesterreichischen Kriegsgefangenen, die seit Anfang der Feindseligkeiten durch die Schweiz geführt wurden, nähren und unterhalten diese Gesinnungen. Man nimmt sie allenthalben mit der herzlichsten Theilnehmung, mit wahrer Freundschaft auf. An ihnen werden die Unterstützungen verschwendet, die man der französirenden Regierung so hartnäckig

verweigert. Diese Behandlung erhöhet natürlich den Muth der besiegten Krieger. Sie theilen alle gute Hoffnungen mit, die sie haben; vielleicht größere, als sie selbst haben. Und diese werden sogar ergriffen, so emsig verbreitet, so kräftig benützt, um sich gegenseitig in entsprechenden Gesinnungen zu bestärken. Hat man doch am 23sten März ein eigenes strenges Strafgesetz gegen diejenigen erlassen, welche die Oesterreichischen Kriegsgefangenen zu befreien suchen oder ihre Entweichung begünstigen.

Aber es ist nicht bloß die Menge, nicht der stets weniger gebildete große Haufe allein, der diese bestimmte Abneigung gegen die Theilnahme an dem Kriege mit Oesterreich äußert. Auch die besten, verständigsten Bürger theilen diese Gesinnungen; selbst solche, deren Republikanismus, in dem neuen Sinn des Worts, über allen Zweifel ist. Sogar der Direktor Glaire hat sich, seiner geschwächten Gesundheit wegen, nach Lausanne begeben, und erklärt öffentlich, daß er

den Sitzungen des Direktoriums seit dem 24sten März nicht mehr beiwohne, an dessen Beschlüssen keinen Theil mehr habe.

Darum muß das Direktorium in mehreren Gegenden, um die Regierung zu behaupten, zu den äußersten Gewaltthätigkeiten schreiten. In Toggenburg und im Kanton Solothurn ist wieder Bürgerblut geflossen, weil offenbare Empörungen entstanden, verbunden mit Umhauung der Freiheitsbäume, mit Mißhandlung der Beamten. In Schafhausen, Lugano, Bellenz, Freiburg sind die Statthalter oder andere Beamte abgesetzt, weil sie sich nicht eifrig genug bezeigten. Von Zürch, Basel, Bern, Solothurn, Freiburg sind eine Menge der angesehensten ehemahligen Magistratspersonen als Geißel ausgehoben, und nach Hüningen oder das Innere von Frankreich transportirt. Die Stadt Bern ist sogar in den Belagerungsstand versetzt; die Gefängnisse sind voll von Personen, die man überall einzieht. Auch das eben ero-

derte Bündten muß sorgfältig gereinigt werden, durch die Transportirung aller Mitglieder der ehemahligen Regierung, von denen man Anhänglichkeit an der Vorfahren Verfassung besorgt.

In diesem Sinn hat Massena selbst aus seinem Hauptquartier von St. Gallen am 3ten April eine drohende Proklamation erlassen gegen die Mißhandlungen und Ermordungen einzelner Franzosen, die von Tage zu Tage häufiger werden.

„Helvetier,“ sagte er, „die Französischen Kommandanten benachrichtigen mich, daß treulose und fanatisirte Menschen sich durch Thätlichkeiten an einzeln gehende Französische Soldaten vergehen. Auch vernehme ich, daß in vielen Gegenden der Schweiz sich aufrührische Bewegungen verspüren lassen.“

„Helvetier! Woher diese plötzliche Umstimmung? Warum zerstört Ihr den Frieden in Euren Wohnungen?“

„Denkt Ihr, daß mitten unter den Anstrengungen des Muths und den Aufopfe-

rungen, welche diese tapfere Armee für Eure Beschützung bringt, sie kaltblütig ihre Helden meuchelmörderischer Weise könne morden sehen? Oder denkt Ihr nicht, daß ich selbst für diese verruchten Verbrecher die schrecklichste Rache nehmen werde?"

„Helvetier! Angeknüpft an Frankreich und an Eure Konstitution, rettet Euer Vaterland von dem Unglück, das ihm drohet, indem Ihr die Schlechtgesinnten unterdrückt. Zeigt sie Eurer Regierung an, um die Strafe sogleich auf diese Vergehungen folgen zu lassen. Was mich anbelangt, so wußte ich Euch zu schätzen, so lange ich Euch als ein verbündetes, getreues Volk sah, aber eben so würde ich Euch zu bestrafen wissen, wenn Ihr zu Verräthern werden und die Treue der Traktaten verletzen würdet. Die Sicherheit der Französischen Armee, worin die Eurige besteht, wird mein Benehmen leiten. Ich erkläre, vermöge dessen, daß ich von diesem Augenblick an, alle Gemeinen verantwortlich mache, für diejenigen widrigen Vorfälle

gegen die Franzosen, von welcher Art sie sein mögen, welche sich auf ihrem Gebiet zutragen sollten. Ich erkläre ferner, daß die Französischen Kolonnen sich schleunigst in diejenigen Kantone begeben werden, in welchen aufrührische Bewegungen vorgehen sollten, um solche durch Feuer und Schwert zu verheeren."

Wenn es solcher Drohungen bedarf, so kann wenigstens die Gesinnung des Volks nicht zweifelhaft sein, wenn gleich die Umstände es zwingen, fortwährend das fremde Joch zu tragen.

XIV. Brief.

Rastadt, den 20sten April 1799.

Ehe ich Rastadt, vielleicht in wenig Tagen verlasse, muß ich Ihnen, mein würdiger Freund, doch Nachricht geben von einer sehr nützlichen Stiftung, welche diesem Kongreß ihr Dasein verdankt. Sollte er, wie es fast zu befürchten scheint, auch keinen anderen bleibenden Nutzen haben, so darf man dennoch die menschenfreundliche Hoffnung hegen, daß diese Stiftung, gehörig gepflegt und unterhalten, das Andenken an seine Existenz in dieser Gegend wenigstens stets in einem erfreulichen, wohlthätigen Licht darstellen werde. Zwar ist sie nicht groß, diese Stiftung, nicht weitumfassend: aber wie oft ist nicht eben diese engere Beschränkung un-

seres Wirkungskreises für gemeinnützige Thätigkeit unseren Kräften am meisten angemessen?

Am 29sten Mai vorigen Jahres ward der Polizeikommission und dem Oberamt zu Rastadt von einem ungenannten Mitgliede des diplomatischen Korps folgender Aufsatz mit einem Beitrage von 30 Gulden zugesandt.

„Wenn in Münster oder Osnabrück der Reisende fragt, ob von dem Friedenskongreß, der diese beiden Orte berühmt gemacht, kein Denkmahl, keine Lokalspur zurückgeblieben sei, so führt man ihn auf das Rathhaus, und zeigt ihm die Bilder der Männer, welche vor hundert und funfzig Jahren der Politik von Europa eine neue Basis gaben."

„Der hier abzuschließende Frieden wird sicher einen eben so bedeutenden Abschnitt in der Geschichte machen, als der Westphälische, und auch in Rastadt wird einst eine ähnliche Frage geschehen."

„Wie, wenn man sie, statt Hinweisens auf todte, doch wol meist trügende, Gemählde, damit erwidern könnte, daß man zu einem stets wohlthätig fortlebenden Denkmahl edler und menschenliebender Gesinnung der Männer führte, die, mit den größten Sorgen ihrer Zeit beladen, doch des kleinen Guten, das an ihrem Wege sich zu thun fand, nicht vergessen?“

„Wie sehr dies wirklich Geist der Mehrheit hiesigen diplomatischen Korps sei, beweist die Wohlthätigkeit, die sich bei verschiedenen Fällen gezeigt hat. Es ist dadurch schon viel zur Linderung des Elends und der Armuth in dieser Gegend geschehen. Die Nachweisung im Kongreßblatt zeigt zugleich, daß die Gaben der Milde und Menschenliebe von der hiesigen Behörde würdig vertheilt und weise verwaltet werden. Indeß ist der Gedanke natürlich, daß eine bloß momentane Unterstützung der Hülflosen, welchen jetzt dadurch aufgeholfen wird, das nachherige Gefühl ihres Zustandes noch drückender machen

möchte, und wenn vielleicht weise Fürsorge noch einigen Fond auch nach dem Ende des Kongresses aufgespart hätte, würde derselbe doch bald aufhören. Linderung augenblicklichen Elends ist schön, aber noch schöner und würdiger des Menschenfreundes, dem Elend zuvorzukommen, die kommende Generation dadurch vor Armuth und Bettelei zu bewahren, daß man sie zur Arbeit angewöhnt. Fortgehende Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung ist die beste Gelegenheit die den Dürftigen, aber der Arbeit Fähigen, die besonders Kindern gegeben werden kann."

„Sonach ist eine Indüstrie-Schule das edelste, würdigste Denkmahl, das der Kongreß sich in Rastadt stiften kann. Es würde Beleidigung sein, den Männern, für welche dieses bestimmt ist, die große, auf lange Folgezeit sich verbreitende Nützlichkeit einer solchen Anstalt weitläufig auseinander setzen zu wollen. Sie ist in vielen Deutschen Landen schon mit dem glücklichsten Erfolg bewährt; sie greift das Elend an der

Wurzel an, indem sie nicht nur dem physischen Mangel abhilft, sondern auch die Sittlichkeit der untersten Volksklassen verbessert, die bürgerliche Gesellschaft nicht nur von jetzt lästigen Gliedern befreiet, sondern ihr für die Zukunft nützliche bildet. Die Nothwendigkeit eines solchen Instituts in Rastadt ist von der hiesigen Behörde bereits angedeutet, und die Behelligung von Bettelkindern, die man, aller Polizeifürsorge ungeachtet, noch immer in und um der hiesigen Stadt ausgesetzt ist, muß jeden davon überzeugen."

„Doch die Idee ist zu natürlich, ihre Ausführung zu leicht, daß es, um sie zu suchen, mehr als dieser Anregung bedürfte. Wenn nur jedes zum hiesigen Corps diplomatique gehörige Individuum einen nach eines jeden Gefühl und Verhältnisse bestimmten Beitrag giebt, so ist ein Fond da, mit dem die Sache angefangen werden kann. Bei der zweckmäßigen Leitung der Behörde ist am Gelingen nicht zu zweifeln, und wenn die hiesigen Einwohner das Wohlthätige der

Anstalt durch Erfahrung kennen gelernt, werden sie schon selbst für unverrückten Fortgang um so mehr sorgen, da sie in zwei zwei Städten ihres Landes, in Karlsruh und Pforzheim, schon einen so rühmlichen Vorgang haben."

„Dann führt man einst den Reisenden, der nach des berühmten Kongresses in Rastadt Denkmahl forscht, unter einen Haufen bei nützlicher Arbeit munterer, gesunder Kinder, die neben körperlicher Beschäftigung auch in ihren Geisteskraft übenden, ihrer Bestimmung angemessenen, Kenntnissen unterrichtet werden. Erheitert giebt der Forscher auch seinen Beitrag, oder kauft von den Produkten des Fleißes der Kleinen, und sichert damit die Dauer eines Denkmahls, dessen Anblick nicht bloß seine Neugier befriedigt, vielleicht auch gute Gedanken in ihm geweckt hat."

„In der festen Ueberzeugung, daß die Ausführung dieses Gedankens, wenn er einmahl angeregt ist, nicht fehlen könne, fügt

der Verfasser dieses Aufsatzes einen kleinen Beitrag bei, den er, in dem unverhofften Fall, daß sein Vertrauen getäuscht würde, zu anderer wohlthätiger Bestimmung der hochfürstl. Polizeikommission und Oberamts überläßt."

Der würdige, für jedes Gute so empfängliche und rege Freiherr von Denis, machte diesen Aufsatz in dem Rastadter Kongreßblatt vom 9ten Jun. bekannt.

Indem er, Namens der Polizeikommission und des Oberamts, innigen Dank für die Gabe und noch mehr für den Aufruf bezeigte, beachtete er, daß er vorläufig die gegebene Hauptidee sowol der Geistlichkeit als dem Magistrat mitgetheilt habe. Beide wurden durch diese Aussicht lebhaft gerührt, und erklärten sich bereit, mit dem größten Eifer, sowol in allgemeinen Ermunterungen mitzuwirken, als auch insonderheit in Ansehung der Zeiteintheilung zwischen den Schul- und Arbeitestunden, in Betreff des auszumittelnden Platzes für die zum An-

fang etwa zu versuchende Wollenspinnerei, und in Hinsicht auf die stete, allenfalls nach den Stadtquartieren zu vertheilende Inspektion über Aufführung und Fleiß der brotlosen Leute und besonders ihrer Kinder. Auf diese Art erboten sie sich, nach dem ausgedrückten Wunsch des Erfinders der Kongreßstiftung, zum Empfang und zur öffentlichen Verrechnung des Geldes, das zu diesem oder einem andern wohlthätigen Zwek an irgend einen der Kommission eingehen möchte. Dabei sollte in separaten Rubriken bemerkt werden, was von dem diplomatischen Korps herrühre, was andere, des Kongresses wegen anwesende Fremde, und was die Einwohner beilegen. Von dem, was die für Kongreßzeit geduldeten Spielbanken abzugeben schuldig sind, sollten wenigstens 75 Gulden zur Errichtung einer technischen Schule mit verwandt werden.

Schon am 24sten Julius ward die Eröffnung der Schule in dem Kongreßblatt bekannt gemacht. Der Markgraf hatte den

Plan sogleich genehmigt, auch selbst Unterstützungen bewilligt. Zugleich bezeigte der Freiherr von Denis in demselben Blatt, nach einem speziellen Auftrag, der ungenannten diplomatischen Person, welche in der geäußerten Idee zu einem Denkmahl des Kongresses in Rastadt ein menschenfreundliches Wohlwollen für diesen Ort an den Tag gelegt hatte, in des Markgrafen Namen Dank und Hochachtung.

Freilich war der Anfang klein, gemäß der Art dieser Regierung. Sie geht mit den öffentlichen Mitteln haushälterisch um, damit keine wohlthätige Anstalt, keine gemeinnützige Einrichtung ganz ausgeschlossen sei. Ich habe dies oft, als kleinlich, tadeln hören. Aber, mein lieber Freund, wie oft sehen wir nicht öffentliche Anstalten wieder eingehen, die man mit übergroßem Aufwand im Anfang hob, weil man nicht so fortfahren kann? Besser, man giebt mäßig, aber sicher und fortdauernd. Die Summe des Guten, was so gestiftet wird, ist sicherlich

größer, besonders in mäßigen Staaten.

Der Markgraf gab zu der ersten Einrichtung den in der Krankenanstalt für gesandtschaftliche Bediente jetzt entbehrlichen Saal. Nach Ende des Kongresses soll die Anstalt ein anderes herrschaftliches Gebäude erhalten. Ferner schenkte er 200 Gulden aus der Polizeikasse, die meistens von Konzessionen von Fremden eingegangen waren, die während des Kongresses hier Gewerbe treiben. Ueberdies ward die Karlsruher fürstliche Spinnkommission angewiesen, die Anstalt mit Rädern, Haspeln, gekämmter Wolle und Baumwolle, und das Gespinst von der ersten groben Arbeit der Kinder an, so lange und so oft sie nicht vortheilhafter abzusetzen steht, wieder im Preise abzunehmen, die sie ohne Vortheil berechnet.

Aus der Stadtkasse ward für das erste Jahr ein Zuschuß von 50 Gulden bewilligt. Auch ward eine vierteljährige freiwillige Einsammlung bei den dortigen Einwohnern veranstaltet. Ein Glied des Stadtmagistrats

wollte sich derselben jedesmahl mit unterziehen.

Mit diesen Mitteln fieng man an. Der Spinnmeister nahm am 13sten Julius zum erstenmahl einige ausgesuchte Kinder in Unterricht, deren Zahl durch andere, die sich größtentheils selbst meldeten, bis zum 23sten Julius auf 16 stieg. Sie kann wohl auf 40 steigen. Die Knaben arbeiten meist in Wolle; die Mädchen in Baumwolle.

Die Lehrer und Lehrerinnen der Schuljugend in den beiden dazu bestimmten Klöstern treffen, durch die rühmliche Bereitwilligkeit der Piaristen, die Einrichtung, daß die spinnenden Kinder, ohne an ihrem Schulunterricht zurückgesetzt zu werden, jeden Tag etwas früher unterrichtet werden, also auch früher aus der Schule gehen, um die Spinnanstalt Vormittags und Nachmittags gehörig zu besuchen.

Eltern, deren Kinder daran Theil nehmen wollen, erscheinen mit diesen vor der Polizei und erhalten dort einen Erlaubniß-

schein, wenn das Kind verständig genug befunden ist. Jedes spinnende Kind bekömmt in der Anstalt täglich einen Kreuzer; der Rest des Spinnerlohns wird alle Sonntag früh, vor oder nach dem Kirchgang den Eltern oder Pflegern (die man an Wochentagen von ihren Berufsgeschäften nicht abhalten will) ausbezahlt. Ein Kind, welches sich vorzüglich auszeichnet, es sei durch Menge oder Feinheit des Gespinstes, erhält außerdem noch eine kleine Prämie; auch wird sein Name in dem Kongreßblatt bekannt gemacht.

Jeden Abend findet sich ein Polizeikommissär oder Rathsverwandter im Spinnhause ein. Ihm muß der Spinnmeister dann diejenigen Kinder anzeigen, welche ihm nicht Folge leisten wollen, damit er schärfere Mittel verfüge.

Niemand wird gezwungen, die Spinnanstalt zu benutzen. Aber diejenigen, die bisher Almosen genossen, müssen einen anderweitigen, einträglicheren Verdienst nach-

weisen. Sonst wird ihnen an Almosen abgezogen, was sie durch Spinnen verdienen konnten.

Uebrigens wurden der Hausvater sowol als der Spinnmeister angewiesen, jeden Fremden und Einheimischen, der, etwa bei Gelegenheit eines Spazierganges auf die Rheinau, wo das Haus liegt, die spinnenden Kinder sehen wollte, in beide Zimmer zu führen.

Des Donnerstags ist die Spinnschule ausgesetzt. Die Behörde giebt aber Achtung darauf, ob die Kinder alsdann von ihren Freistunden keinen übeln Gebrauch machen.

Der Fortgang der Anstalt übertrifft die Erwartung.

In der Anstalt waren am 29sten September schon 37 Kinder, 22 Knaben und 15 Mädchen. Man hatte bis dahin nicht nöthig gehabt Zwang gegen arme Kinder zu gebrauchen, nie sie zur Besuchung der Anstalt anzuhalten. Unter den Kindern befanden sich sogar 7 Knaben und 5 Mädchen, die oder deren Eltern keine Almosen genie-

ßen. Noch standen verschiedene auf der Exspektantenliste.

Die produzirte Arbeit konnte freilich in der ersten Zeit nicht von großer Bedeutung sein. Doch hatten die Kinder in drittehalb Monaten 150 Pfund Wolle und 18 Pfund Baumwolle gesponnen. Die Wolle ward das Pfund zu 6 bis 17 Strang Garn bearbeitet, den Strang zu 400 Fäden, und den Faden zu der Länge von 4 Nürnberger Schuhen gerechnet. Das Pfund Baumwolle ward zu 6 bis 32 Schneller gesponnen, den Schneller zu 1000 Fäden gerechnet. Auch gelang die Probe, die man mit dem Gespinst von etwas Seiden-Haasen-Haaren, auf erhaltene Bestellung machte. Das Loth ward dabei auf 500 Fäden gebracht.

Der Verdienst der Anfänger betrug bei einigen, für ihre Nebenstunden außer dem Schulunterricht, 20 bis 24 Kreuzer die Woche in der Wolle, und 10 bis 12 Kreuzer in der Baumwolle. Hiezu ward bis dahin, weil der streng berechnete Verdienst

sonst zu niederschlagend gewesen wäre, jedem Kinde täglich 1 Kreuzer gegeben, und wenn es die Woche hindurch fleißig war, noch 4 Kreuzer am Schluß derselben, auch noch wol etwas mehr, als Prämie.

Vier Knaben und fünf Mädchen wurden als die besten Arbeiter in dem Kongreßblatt genannt.

In den drei folgenden Monaten wurden 156 Pfund Wolle und 20 Pfund Baumwolle gesponnen; jene gekämmt zu 10 bis 18 Strang, diese 8 bis 14 Schneller. Die Kinder hatten sich in der Güte des Gespinstes sehr gebessert. Neben jenen vorhin gerühmten neun, wurden noch drei andere gerühmt. Die Kinder, welche die gröbere oder gestrichene Wolle spannen, konnten schon auf 3 Pfund Garn wöchentlich für 45 Kreuzer verfertigen. Ihre Anzahl war auf 41 gestiegen: 21 Knaben und 20 Mädchen.

Von der Wolle war auf dem Rastadter Wochenmarkt über ein Zentner mit Vortheil

verkauft. Die Anstalt kaufte nun die rohe Wolle selbst, ließ sie kämmen und zubereiten. Sie fand beides ihre Rechnung dabei und erhielt zugleich Gelegenheit zu einem vollständigeren Unterricht in der Fabrikation.

Man sorgte nun auch für die Ausbildung des Geistes während der Arbeit, durch Vorlesen aus Beckers Noth- und Hülfsbüchlein nach der Würzburger Ausgabe und durch Auswendiglernen der dort befindlichen Denksprüche.

Die erste Quartalsammlung in der Stadt brachte 262 Gulden 44 Kreuzer ein. Die gesandtschaftlichen Beiträge betrugen in den ersten sieben Monaten 327 Gulden 45 Kreuzer. Durch die Hälfte der Konzession für die Spielbanken erhielt die Anstalt 600 Gulden. Für Gespinst und Arbeitsverdienst wurden 221 Gulden 14 Kreuzer gelöset. Ueberhaupt betrug die Einnahme bis zum 31sten Dezember 1798, also am Ende des siebenten Monats 1681 Gulden 16 Kreuzer.

Dagegen betrug die Ausgabe 919 Gulden 30 Kreuzer; insonderheit 130 Gulden 46 Kreuzer für Geräthschaften, 415 Gulden 2 Kreuzer für erkaufte Spinnmaterialien, 192 Gulden 24 Kreuzer für Spinnerlohn und Prämien, und 131 Gulden 54 Kreuzer für Unterrichts- und Aufsichtskosten.

Das Vermögen der Anstalt bestand damahls an Kapitalien und Barschaften in 769 Gulden 33 Kreuzer, an roher und verarbeiteter Wolle für 355 Gulden 34 Kreuzer, an Geräthschaften und Materialien für 130 Gulden 46 Kreuzer: zusammen 1255 Gulden 53 Kreuzer oder etwa reine 1200 Gulden.

Gegen das Ende des Jahres gab man den Kindern ein festliches Mahl. Sie wurdes Morgens paarweise in die Stadtkirche geführt. Auf der Tafel, an welcher sie alle, mit dem Spinnmeister und Hausvater, recht gut gespeiset wurden, standen in der Länge auf fünf mit Guirlanden verbundenen Pi-

ramiden die Inschriften: Menschenliebe, Fleiß, Muth, Aufrichtigkeit, Freundlichkeit. Sie hatten Tafelmusik; es wurden Toasts ausgebracht. Abends hatten sie freies Schauspiel. Von den Geschenken, die mehrere von den Zuschauern gaben, bekam jedes Kind noch 10 Kreuzer für seine Eltern.

Ich fürchte nicht, Sie durch dies Detail zu ermüden. Wenn mich nicht meine Empfindung trügt, so gehören eben solche Gegenstände ganz zu dem Humanen, womit wir uns nicht oft genug beschäftigen können, wenn wir, jeder in seiner Sphäre, möglichst viel Gutes um uns verbreiten wollen. Sie haben ja selbst in unserm Kiel zwei Anstalten, die Armenversorgungsanstalt und das Krankenhaus, die aus eben dem Sinn entstanden, mit eben der Sorgfalt bei mäßigen Mitteln unterhalten wurden.

Möchte nur für unsere Rastadter Industrieschule — wenn ich dem diplomatischen

Korps einen vorzüglichen Theil davon beimessen darf — der Eifer nicht erkalten, wenn der Kongreß aufgehört hat. So lange der Freiherr von Denis die oberste Aufsicht führt, fürchte ich dies jedoch nicht. Die Regierung wird dann, nachdem schon ein so sehr guter Anfang gemacht ist, gewiß zutreten, und der laueren Wohlthätigkeit zu Hülfe kommen.

Die zweite Quartalsammlung trug noch 241 Gulden 16 Kreuzer ein, unter diesen 46 Gulden 54 Kreuzer von ungenannten gesandtschaftlichen Personen; die dritte in der Mitte des Aprils nur 89 Gulden 38 Kreuzer, unter diesen 5 Gulden 24 Kreuzer von zwei Personen des diplomatischen Korps.

Gleichwol nimmt die Anstalt selbst täglich zu. Die Zahl der Kinder ist jetzt schon 45, von denen 23 in Wolle arbeiten, 16 Mädchen in Baumwolle, und 4 Knaben und 2 Mädchen Wolle stricken. Diese sechs Kinder, die seit drei Monaten in der Strickschule

unterrichtet wurden, haben verfertigt 22 Paar wollene Kinderstrümpfe, 30 Paar Knabenstrümpfe, 5 Paar Mannsstrümpfe, die für vollkommen gute Kaufmannsware gelten können. Die beiden besten Arbeiter verfertigen neben ihrem Schulunterricht, der eine schon wöchentlich 6 Paar Knabenstrümpfe, der andere 5 Paar.

Ein beträchtliches Geschenk verdankte sie noch zuletzt dem Grafen Metternich. Er gab ihr bei seiner Abreise verschiedenes Hausgeräth, auch Vorräthe von Wein und Brennholz, die zusammen zu mehr als 300 Gulden ausgebracht wurden.

Hätte der Kongreß einen, auch nur erträglichen Frieden bewirkt, so wäre gewiß ein Fond zusammengebracht, der die Fortdauer dieser wohlthätigen Anstalt auf immer sicherte, auch ohne alle andere Beihülfe. Allein jetzt — in diesen Tagen der Trauer und der Besorgniß — ist an einen solchen Vorschlag nicht zu denken.

XV. Brief.

Rastadt, den 27sten April 1799.

Viele Gesandtschaften sind schon abgereiset, lieber Münter; die übrigen rüsten sich fast alle zur Abreise.

Der Krieg scheint eine Wendung zu nehmen, die es vielleicht die Französische Regierung wird bedauern lassen, daß sie ihn so muthwillig erneuert hat.

In Italien machen die Kaiserlichen beträchtliche Fortschritte. Seit dem Siege bei Verona sind sie über die Adda vorgerückt. Mirandola hat sich ergeben. Mantua ist eingeschlossen. Je weiter sie kommen, desto eifriger steht allenthalben das Volk auf. Nun sind sie auch mit den Russen vereinigt. Der Ruf=

sische General Suwarow, vom Kaiser zum Oesterreichischen Feldmarschall ernannt, ist am 14trn zu Verona angekommen. Am 15ten traf die erste Russische Kolonne in Verona ein. Auch der Großfürst Konstantin wird zur Armee gehen. Er ist schon am 11ten in Wien angekommen.

Tyrol ist gänzlich von den Franzosen befreiet. Der General Bellegarde hat sie nach einem neunstündigen harten Kampf am 4ten April aus Tyrol und dem Vorarlbergischen vertrieben. Die Oesterreicher haben große Munitionsvorräthe erobert und sind bis St. Maria vorgerückt.

Massena mußte sich nun bloß auf Defensiv-Positionen einschränken. Er war durch den Beschluß des Direktoriums vom 4ten April provisorisch zum Obergeneral an Jourdans Stelle ernannt. Am 8ten war er selbst in Strasburg, um das Kommando zu übernehmen. Er hat sogleich mit der größen Thätigkeit die Absendung der Ver-

stärkungen betrieben, die ihm von allen Seiten zukommen.

Seine größte Aufmerksamkeit ist auf die Schweiz gerichtet. Er hat das Hauptquartier der vereinigten Donau- und Helvetischen Armee nach Basel verlegt. Von hier aus hat er die ernstlichsten Maßregeln gegen die Aufstände genommen, die hie und da sich im Innern äußern. Er läßt ihnen nie Zeit sich zu befestigen, weniger sich mit anderen zu verbinden. So hat er am 16ten schnell die Aufrührer zu Rusweyl im Kanton Luzern überfallen. Durch ihre Niederlage ist in der ganzen Gegend Schrecken verbreitet. Die äußere Ruhe ist bis auf einen gewissen Grad vor der Hand wieder hergestellt.

Indeß haben die Kaiserlichen Schafhausen genommen.

Man hatte schon früher eine Unternehmung von dieser Seite erwartet. Die Freunde der kaiserlichen Waffen wünschten sie, die Feinde fürchteten sie. Das unverwerflichste Zeugniß gaben die Franzosen selbst. Sie äußerten selbst

hier die größte Besorgniß, als sie den Rückzug der Donau-Armee erfuhren. Der Erzherzog müßte vordringen, ehe Massena seine Vertheidigung vorbereiten könnte. Allein das Schicksal war ihnen günstiger. Mangel an Lebensmitteln, sagt man, habe die Oesterreicher gehindert vorzurücken. Auch soll die allerdings rauhe Jahrszeit die Operationen in der Schweiz erschweren.

Fast drei Wochen verflossen seit der Schlacht von Stockach, ehe der Angriff auf Schafhausen erfolgte. Der Erzherzog Karl trug ihn dem Feldmarschall-Lieutenant von Nauendorf am 13ten auf. Er sollte aber der Stadt möglichst schonen; insonderheit sollte er sich mit dem Französischen Kommandanten darüber verstehen, daß die Brücke unbeschädigt bliebe. Diese Brücke von Grubenmann im Jahre 1758 neu gebauet, ist, wie Sie wissen, ein Meisterstück der Kunst. Allein die Franzosen zerstörten sie muthwillig. Außer Stand gesetzt, den Kaiserlichen zu widerstehen, weigerte den-

noch der Kommandant, der Brigadegeneral Paillard, die Genehmigung der schon abgeschlossenen Kapitulation. Als nun der kaiserliche General Baillet sein Geschütz vorführen ließ, flüchteten die Franzosen in der größten Eile, immer fechtend über die Rheinbrücke zurück. Hinter sich brannten sie die Brücke ab, die schon vorher mit allen brennbaren Materialien versehen war.

An demselben Tage griffen die Kaiserlichen einen andern Vorposten der Franzosen an, Petershausen vor Konstanz. Die Franzosen mußten sich nach Konstanz zurückziehen. Konstanz ward beschossen; aber sie wollten sich nicht ergeben.

Dagegen wurden die Franzosen am 17ten aus Eglisau, vier Stunden von Zürch vertrieben. Dadurch war das rechte Rheinufer auch gegen die Schweiz hin, bis auf Basel, ganz von ihnen befreiet.

Lebhafter ward um diese Zeit der kleine Krieg in unserer Gegend geführt. Massena hat wieder starke Detaschements von Kehl

aus über den Rhein poussirt. Mit ihnen kämpfen nicht allein die Oesterreicher, sondern auch die Bauern. Die rüstigen Bewohner des Odenwalds und Speßarts sind wieder aufgestanden. Auch jetzt haben Plünderungen und unerträgliche Bedrückungen sie in Harnisch gebracht. Ihre Zahl wächst täglich: ihr Muth wird durch die Erfolge angefeuert. Zu ihrer Unterstützung sind die Vorposten des Sztarrayschen Korps in der Gegend von Frankfurt vorgerückt. Vereint mit dem Oesterreichischen Militär werden sie den Franzosen höchst gefährlich.

Zwischen den Odenwaldern und den Französischen Detaschementern waren schon am 16sten und 21sten heftige Gefechte bei Weinheim. Die Franzosen wurden bis Manheim zurückgetrieben.

Zur nämlichen Zeit griffen bald die Franzosen die Oberkappler-Bauern, bald die letzteren jene wechselsweise an. Die Hauptangriffe der Bauern erfolgten Nachts den 18ten und 19ten, vom Oesterreichischen Militär

unterstützt. Meistens war der Verlust auf Seite der Franzosen bedeutend genug. Und immer hatten diese Angriffe die Folge, daß sie in Manheim, Mainz, Ehrenbreitstein, selbst in Düsseldorf starke Besatzungen halten mußten, zu einer Zeit, wo sie ihre Truppen anderswo nothwendig gebrauchten.

Auch von der Seite von Kehl, gehen die Feindseligkeiten unaufhörlich fort. Am 18ten und 19ten ward bei Achern heftig gefochten, mit abwechselndem Glück. Sie sehen, daß der Schauplatz dieses Krieges uns jetzt ziemlich nahe kömmt.

Dabei ist es noch keinesweges ausgemacht, ob es nicht zugleich auf eine Revolutionirung von innen angesehen ist. Vorgestern habe ich einen gedruckten Plan zu einer Schwäbischen Republik in Händen gehabt. Er war ganz auf Fassung und Neigung der Menge berechnet; auch schien es, nach der sorgfältigen, geschickten Schreibart zu urtheilen, ernstlich genug gemeint.

Man behauptet, die Franzosen hätten

durchaus keinen Theil daran. Ich kann mich davon nicht überreden. Ihre früheren Bemühungen sind mir noch in zu lebhaftem Andenken, als daß ich sie für aufgegeben halten könnte.

Soll man die Gesinnungen der Regierung aus den Erklärungen ihrer Agenten beurtheilen, so ist die Sache immer zweifelhaft.

Wahr ist es, die Instruktion, die das Direktorium dem Obergeneral Jourdan am 15ten März gab, scheint das Gegentheil anzudeuten. Darin sorgte es auch so geflissentlich für die Verbreitung: sie ward hier sogar gewissermaßen ausgetheilt.

„Oesterreichische Abgesandte,“ heißt es darin, „bemühen sich in Schwaben eine vorgebliche Insurrektion gegen die bestehenden Regierungen auf eine rumorvolle Weise zu organisiren. Das Verlangen Republiken zu stiften, ist der Deckmantel für ihre eigentlichen Entwürfe, die sie nicht ohne Hülle an das Licht zu bringen sich getrauen.“

„Ihre wirkliche Absicht geht dahin, alle Mächte Deutschlands in Schrecken zu setzen und sie zur Koalition gegen Frankreich zu treiben, indem man diese Republik als unversöhnliche Feindinn jedes nicht demokratischen Staats schildert. Diese arglistigen Emissarien haben vielleicht schon Mittel gefunden; sich einen Anhang von Patrioten zu verschaffen, die mehr Thätigkeit als Kenntnisse besitzen, und solchergestalt deren Liebe zur Freiheit zu Mitwirkung an dem glücklichen Erfolg der Projekte unserer Feinde zu benützen.“

„Das Vollziehungsdirektorium glaubt Ihre Aufmerksamkeit auf diese treulosen Maßregeln heften zu müssen, und versieht sich zu Ihrer Klugheit, daß Sie in Ansehung aller derjenigen Regierungen, die Sie freundschaftlich und friedlich gestimmt finden werden, weit entfernt, die Ruhestörer zu begünstigen; vielmehr aus allen Ihren Kräften dazu beitragen werden, ihre Hoffnungen und Bemühungen zu täuschen.“

„Selbst auch in Ansehung derjenigen Regierungen, die sich gegen die Republik erklären würden, muß das Direktorium Ihnen vorschreiben, keine Insurrektionen, die in dem Schooß derselben bewirkt werden dürften, zu begünstigen. Nicht aus Schonung gegen sie, die sie unstreitig nicht verdienen würden; auch nicht aus Rücksicht auf ihren Vortheil: sondern bloß, weil es bei der durchschnittenen, Ihnen selbst zur Genüge bekannten Lage der Deutschen Staaten in Schwaben schwer halten würde, die Verbreitung des Brandes von dem einen auf den anden zu verhindern."

Dagegen erließ der General Bernadotte unter dem 20sten März aus seinem Hauptquartier zu Manheim folgende Proklamation an die Deutschen, um sie zum Aufruhr zu reizen.

„Wenn in den Weltverhängnissen die Französische Regierung berechtiget ist, die Initiation der großen Bewegung zu reklamiren, welche dem scheidenden achtzehnten

Jahrhundert die Krone aufsetzt, so erinnert die Dankbarkeit sie daran, daß die Ehre der Aufklärung, in deren hellen Stralen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts glänzte, Euch gebührt *).

„Deutsche! freie Menschen! Wir sind Eure Brüder! Wir schwören es bei unseren Waffen: wir kommen nicht, um diese heilige Brüderschaft zu stören, sondern vielmehr um ihre Bande fester zu knüpfen, und um vermittelst Vernichtung unsers gemeinschaftlichen Feindes, des Hauses Oesterreich, ihr einen unvergänglichen Bestand zu geben."

„Wie viele Versuche hat dieses gehässige Haus, seit Rudolph von Habsburg, dem würdigen Stammvater desselben, dem abgefallenen Sklaven von Ottokar, seinem Herrn, nicht wiederholt gewagt, um das Reich erblich zu machen! Wie viele Schlachtopfer mußten nicht dieses verderblichen Ehr-

---

*) Der General Bernadotte ist Ehrenmitglied und Doktor der Universität Gießen.

geizes wegen bluten! Deutsche! Seid Ihr im Stande das Dasein dieser Oesterreichischen Partei zu verkennen, welche in so reicher Fülle veraltete Gründe hinschleudert, um zu beweisen, wie vortheilhaft es sein würde, ganz Deutschland unter dem Oesterreichischen Joch zu vereinigen? Mit diesem Schicksal ist indessen Eure Existenz wahrhaftig bedrohet; folglich ist nicht nur uns, sondern ganz Europa die Sache gemein, für welche wir bereit sind, auf Eurem Boden zu streiten. Es ist ohne Zweifel schrecklich, daß Euer Land, unaufhörlich bisher den verwüstenden Plagen des Kriegs preisgegeben, von neuen der Schauplatz jenes Jammers und Elendes werden soll, das zu der unausbleiblichen Folge des blutigen Kampfes gehört. Aber selbst dann, Ihr Deutschen, wenn das Blutvergießen wieder seinen Anfang nimmt, dürft Ihr niemand anders deswegen anklagen, als das Haus Oesterreich. Damahls als der Sieg uns die Mittel zur Vertilgung dieses treulosen Hauses in die Hände spielte,

waren wir großherzig genug, indem wir uns edelmüthig des Ruhms begaben, das wahre Gleichgewicht in Europa herzustellen, an die Sättigung seines alles verschlingenden Ehrgeizes durch Ueberlassungen zu glauben. Dennoch haben so viele Aufopferungen nicht vermocht, der Welt den Frieden zu schenken! Die Tirannen und ihre verkehrten Räthe haben unsere Geduld für Schlaf, unsere Klugheit für Tod gehalten.“

„Die Völker, die ihre Freiheit wieder erkämpft haben, schlafen eben so wenig, als sie sterben.“

„Deutsche! Die Feindseligkeiten, zu denen wir heute wieder greifen, sind bloße Vertheidigungsmaßregeln. Ihr werdet Euch nicht mehr in den verhaßten Machiavellism von Oesterreich irren. Geschickt, Euch in seine Händel mit einzuflechten, geht es abermahls damit um, aus seinem Hauskriege einen Reichskrieg zu machen, um sich durch Eure Erschöpfung zu vergrößern. Ihr werdet einsehen, wie sehr Alles gegen Euch ge-

richtet ist. Daher sein monströses Bündniß mit England, das nur von den Unruhen des festen Landes lebt; und mit Rußland, das dem zivilisirten Europa die Fesseln des barbarischen Asiens anschmieden will."

„Deutsche! Die Aufrechthaltung Eurer Religion, Eure Wohlfarth, Eure Freiheit, die Unabhängigkeit Eurer Regierungen, mit denen wir Freunde sind, legt Euch die Nothwendigkeit auf, Euch mit uns zu vereinigen, um diese verschwornen Horden wieder in ihre Räuberhöhlen zurückzutreiben. Euer Eigenthum soll heilig gehalten werden. Die Gesetze der Republik bestrafen diejenigen mit dem Tode, welche die Freistätte des friedlichen Einwohners verletzen: gewissenhaft sollen sie vollzogen werden. Erhebt Euch mit uns in Masse, Ihr Deutschen! Krieg mit dem Hause Oesterreich! Krieg den Barbaren aus Norden, die Euer Gebiet wieder überschwemmen wollen."

Aber, werden Sie sagen, diese letzte Pro-

klamation ist ja nur gegen den erklärten Feind, gegen Oesterreich, gerichtet.

Ja! — so scheint es. Allein so ist es nicht gemeint. Indem die Deutschen gegen das Haus Oesterreich aufgehetzt werden, sollen sie natürlich auch gegen die Fürsten sich erklären, die dem Hause Oesterreich beistimmen — also bis jetzt noch bei weiten gegen die meisten Fürsten in den Gegenden, wo die Franzosen stehen.

Sollte man nicht daraus schließen, das Direktorium habe keinesweges den Plan der Republikanisirung aufgegeben, sondern verschiebe nur die Entwickelung, wie die Umstände es mit sich bringen? Haben doch die Französischen Minister uns offiziel damit gedrohet, wenn der Krieg wieder ausbrechen würde.

Und damit Ihnen kein Zweifel übrig bleibe, daß auch die Jourdansche Instruktion nicht im Wege stehen solle, so beherzigen Sie nur den nachstehenden Zusatz.

Oben nämlich gab ich sie Ihnen, wie

das Direktorium sie verbreiten lasse. Allein ich weiß aus sicheren Quellen, daß in dem Original noch dieser Schluß hinzugefügt ist.

„In dieser Lage müssen Sie sich darauf „beschränken, die Regierung mit Genauigkeit „von allen Bewegungen zu unterrichten, „die zu ihrer Wissenschaft kommen. Sie wer„den nachher die weiteren Befehle erhalten, „wie die Umstände es mit sich bringen.“

Das heißt doch wohl sich alle Fälle bereiten?

Auch wissen wir hier so ziemlich, woran wir sind: und selbst die, welche es sonst immer mit dem Französischen System halten, verlangen doch keinesweges Französische Truppen in ihrem Lande zu haben.

Um so mehr bedauert man es jetzt, daß nicht beim Anfang des Kongresses förmliche Verabredungen für die Sicherheit der Stadt und eines gewissen Bezirks in der Nähe getroffen sind, auf den Fall, daß die Feindseligkeiten wieder anfangen sollten. Damahls wäre dies leicht möglich gewesen: jetzt glaubt

keiner der kriegführenden Theile sich zu etwas weiter verpflichtet, als die persönliche Sicherheit der Mitglieder des diplomatischen Korps zu schützen. Wirklich schlug man von Seiten Deutschlands die Neutralität des Orts gleich anfangs vor: aber die Franzosen wollten sich nicht einlassen.

Von beiden Seiten kommen uns die Vorposten näher und näher. Die kaiserlichen Szekler Husaren haben das Gernsbacher Thal, selbst das Städchen Kuppenheim besetzt. Die Französischen Vorposten stehen über Bühl hinaus.

Patrouillen der Szekler Husaren streifen bis an den Rhein, ganz nahe vor Rastadt vorbei.

Am 19ten riß eine solche Patrouille die Rheinfähre bei Plittersdorf, Selz gegen über, ab, deren sich die Französischen Minister seit dem Rheinübergang zu ihrer Korrespondenz bedienten. Zugleich nahm sie zehn Landleute gefangen, welche den Dienst als Schiffer dabei verrichteten. Die letzteren wurden frei

gegeben, als man erfuhr, daß es Badensche Unterthanen wären: aber die Fähre wagte man nicht wieder herzustellen.

Den Amtsbericht des Kommandanten in Selz über diesen Vorfall sandten die Französischen Minister noch an demselben Tage an die Deputation. Sie denunzirten die Gewaltthätigkeit als eine Verletzung des Völkerrechts und des öffentlichen Glaubens.

Die Patrouillen hielten an eben dem Tage mehrere Gesandten auf ihren Spazierritten an. Einige ließen sie gleich ihre Tour fortsetzen, da sie nur ihren Namen gesagt hatten. Dem Würzburgischen nahmen sie sogar seine Papiere ab, die er denn freilich gleich mit Entschuldigungen zurück erhielt.

Man muß aber, um nicht mehr hierin zu finden, als wirklich die Absicht ist, bedenken, daß der Vorpostendienst solche Mißverständnisse, fast seiner Natur nach, unvermeidlich macht. Sobald nicht die gänzliche Entfernung aller Truppen für einen gewissen Bezirk ausbedungen war, mußte sich je-

der auf dergleichen Vorfälle gefaßt machen. Und dazu kömmt noch, daß diese Szekler, ein sehr braves Regiment, Grenzer sind, wie man sie nennt: ziemlich unkultivirte Menschen von der Grenze gegen Siebenbürgen, die nur gebrochen Deutsch können. Von solchen Patrouillen darf man denn am wenigsten Egards für die Diplomatie erwarten.

Indeß hielten die noch gegenwärtigen Mitglieder der Deputation am 20sten eine Konferenz über jene Französische Note.

Der Kurmainzische Gesandte, Freiherr von Albini, hatte mit dem Badenschen Minister Abrede genommen, den angezeigten Vorfall durch die Ortsobrigkeit im Badenschen konstatiren zu lassen. Zugleich berichtete er über eine Anfrage der Französischen Gesandtschaft durch den Sekretär Rosenstiel, was die Deputation noch für die Sicherheit des Kongreßorts thun könne.

Man beschloß, der Kurmainzische Gesandte solle an den Kommandanten der Oesterreichischen Vorposten, den Obristen von

Barbaczky in Gernsbach schreiben. Zugleich wollte er durch den Sekretär Hofrath von Münch, über die ungestörte Sicherheit des ganzen Corps diplomatique und dessen Gefolge und Korrespondenz, nebst deren sicherem Fortkommen nach Hause, Nachricht einziehen.

Der Obrist antwortete schriftlich am 22sten, er sei außer Stand eine beruhigende Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des zu Rastadt noch anwesenden diplomatischen Korps zu ertheilen. Seit der Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiarius werde Rastadt nicht mehr als ein Ort betrachtet, den die Gegenwart eines Kongresses vor feindlichen Ereignissen schützen könne. Diese Stadt werde sich also, wie jede andere, nach den Gesetzen des Krieges fügen müssen.

Die Erläuterungen, die der Hofrath von Münch bei seiner Zurückkunft von Gernsbach gab, stimmten damit vollkommen überein.

Der Kurmainzische Gesandte legte diese

Dokumente in einer abermahligen Konferenz der Deputations-Mitglieder am 23sten vor. Die Gesandten von Kursachsen und Würzburg zeigten ihre Abberufung an. Zugleich erklärten sie, mit dem Bremischen, die Unterhandlung der Deputation könne nach ihrer Vollmacht jetzt auf eine konstitutionsmäßige Weise nicht mehr fortgesetzt werden.

Der Bayersche hielt die Deputation für gesetzmäßig versammelt, so lange noch zwei Drittheile der Mitglieder zusammen wären; auch sei sie nur durch das unter seinem Oberhaupt versammelte Reich auflösbar.

Die Gesandten von Hessen-Darmstadt, Baden und Frankfurt schlugen vor, sich wegen der Sicherheit an den Erzherzog Karl selbst zu wenden.

Endlich vereinigten sich alle mit dem Kurmainzischen Gesandten über eine vollständige Mittheilung der Aktenstücke an den Reichstag und die Partikularabgeord-

neten. Dabei wolle er der Französischen Gesandtschaft mündlich eröffnen, die Deputation vermöge nicht, bei allen eingetretenen Umständen, nach der ihr ertheilten General-Reichsvollmacht und Instruktion, die Friedensunterhandlungen vor der Hand fortzusetzen: auch glaube sie, nach den eingezogenen Erkundigungen nicht mehr die erfoderliche Ruhe und Sicherheit hier zu haben.

Kaum ward das Resultat dieser Konferenz bekannt, als die meisten Gesandtschaften mit der größten Schnelligkeit sich zu ihrer Abreise bereiteten. Einige reiseten auch fast sogleich ab.

Mich nöthigte ein Unfall, den ich seit einigen Tagen am rechten Fuß hatte, meine Einrichtung so zu treffen, daß ich allenfalls alle andere konnte abreisen sehen. Der Arzt wollte kaum von einer Reise nach Karlsruhe wissen, geschweige von der Zuhausereise.

Ich zog also in der Stille Privaterkundigungen ein, bei dem Oesterreichischen Militär sowol, als bei den Badenschen Behör-

den. Das Resultat war so befriedigend, als ich es nur erwarten konnte. Man versicherte mich, ich werde persönlich, als eine diplomatische Person, die durch Umstände auf ihrer Geschäftsreise zurückgehalten werde, für mich und meine Leute, die größte Sicherheit genießen. Das Haus, wo ich wohnte, würde auf keinen Fall Einquartierung bekommen. Es würden bei einer Besatzung der Stadt, sie geschehe auf welche Art sie wolle, sogleich Anstalten getroffen, daß das Militär diese Rücksichten vollkommen beobachte. Auf die erste Anzeige von meiner Seite würde jeder Beschwerde unfehlbar abgeholfen. Nur einzig in dem Fall eines Gefechts in der Stadt selbst, könne man natürlich für meine Person so wenig, als für die irgend eines Anwesenden, einstehen.

Auf die Gefahr hin, beschloß ich dann bestimmt so lange zu bleiben, bis ich ohne allen Nachtheil für meine Gesundheit reisen konnte. Die Ruhe, worein ich mich also für meine Person setzte, machte mich desto

fähiger zur Beobachtung alles Dessen, was um mich vorgieng. Auch that ich mein Bestes, um die Besorgnisse Anderer wegen der Reise zu mindern: es wollte mir aber nicht recht gelingen. Sie kennen schon seit so langen Jahren, lieber Münter, meine Theorie von dem unvermeidlichen Schicksal, und wissen denn auch, daß die stete Gewöhnung an diesen Gedanken mir auch in außerordentlichen Fällen Fassung giebt.

Die Französischen Gesandten konnten es mit ihrer Abreise halten, wie sie wollten. Die Regierung hatte ihnen aufgelegt, so lange zu bleiben, als möglich, und selbst dann, ihrerseits, die Verhandlungen nicht abzubrechen. Diese seltene Beharrlichkeit in Unterhandlungen stimmte freilich sehr wenig zu jenen Erklärungen über den Russischen Truppenmarsch und zu der Erneuerung der Feindseligkeiten.

Jetzt beschlossen sie abzureisen. Sie bezeigten der Deputation in einer Note vom 25sten April ihren tiefen Kummer über die

Eröffnung, daß die Friedensunterhandlungen einstweilen abgebrochen seien, und daß einzelne Deputationsglieder zurückberufen seien, da doch nur der Reichstag die Vollmacht der delegirten Stände zurücknehmen könne. Dagegen ergriffen sie die von der Deputation geäußerte Hoffnung, die nur augenblicklich suspendirten Friedensverhandlungen wieder anzuknüpfen. Sie protestirten feierlich gegen die Verletzung des Völkerrechts durch die Abreißung der Rheinfähre, und gegen den Brief des kaiserlichen Vorposten-Kommandanten; riefen im Namen der Republik die ernste Aufmerksamkeit des Reichstags an, und erwarteten eine gerechte und völlige Vergütung. In drei Tagen würden sie Rastadt verlassen, aber um — Deutschland einen letzten auffallenden Beweis der Langmuth des Französischen Gouvernements und seiner Friedensliebe zu geben, erklärten sie, daß sie sich in die Gemeine Strasburg begeben, um dort die Anknüpfung der Ver-

handlungen zu erwarten, und alle ihnen zu machende Friedensvorschläge anzuhören.

Diese Note ward von dem Kurmainzischen Gesandten den noch anwesenden Mitgliedern der Deputation an demselben Tage in einer Konferenz vorgelegt. Man beschloß einmüthig der Reichsversammlung davon Nachricht zu geben. Ueber die Konferenz ward eine Registratur gehalten, die mit den Protokollen eine fortlaufende Nummer erhielt *). Es war die XCVIIIste; die beiden Anlagen, die Französische Note und die Anzeige der Reichsversammlung unter Nummer 385 und 386, waren die letzten Beilagen. Sie bestimmten die gänzliche Auflösung des Kongresses, wenn man nicht, wie ich immer noch dafür halte, annehmen will, daß er schon praktisch durch die Abberufung der kaiserlichen Plenipotenz aufgelöset war.

*) Ueber die Konferenz vom 20sten April ward kein Protokoll, sondern eine Registratur abgefaßt, die nicht mitgezählt wird.

Zwar gaben die Französischen Minister sich alle Mühe, einige Partikularabgeordnete zu bewegen, die Unterhandlungen auf irgend eine Art fortzusetzen. Sie deuteten sogar auf eine Fortsetzung des Kongresses in Strasburg. Hier würde für die Sicherheit in jeder Rücksicht auf das vollkommenste gesorgt.

Allein die Zeiten hatten sich geändert. Der schnelle Fortgang der kaiserlichen Waffen verschloß jetzt den Anträgen allen Eingang, die ehedem mit dem lebhaftesten Dank angenommen wären.

Indeß verbreitete die nun völlig entschiedene Abbrechung aller Unterhandlungen doch fast bei Allen eine ernste, wehmüthige Empfindung. Wie schwach auch die Hoffnung des Friedens schon lange gewesen war, so liegt doch etwas ganz Anderes in der Gewißheit, sie sei völlig verschwunden.

Noch an demselben Abend ereignete sich ein Vorfall, der diese Gefühle bei jedem sehr erhöhen mußte, der sich nicht völlig durch blinde Leidenschaft hinreisen läßt.

Der Französische Kourrier Le Maire, mit dem die Französischen Minister ihre letzten Depeschen nach Strasburg sandten, ward zwischen Rastadt und Plittensdorf von kaiserlichen Husaren überfallen. Ob er gleich Paß und Schild hatte, nahmen sie ihn dennoch gefangen, bemächtigten sich seiner Papiere, warfen sie in einen Sack, den sie versiegelten. Mit diesem ritt ein Husar davon; die übrigen führten den Kourrier mit seinem Wagen und Effekten über Rothenfels nach Gernsbach in das Standquartier des Obersten Barbaczky.

Die Französische Gesandtschaft erhob die gerechtesten Klagen. Sie wandte sich an den Badenschen Staatsminister, Freiherrn von Edelsheim, und reklamirte den landesherrlichen Schutz. Zugleich verlangte sie, der Kurmainzische Gesandte solle, Namens der Deputation, die geheiligten Rechte aller gesitteten Völker für sie handhaben. Auch wandte sie sich noch besonders an die Preußische Gesandtschaft.

Jedermann nahm sich der Sache an, als habe sie ihn selbst betroffen.

Der Kurmainzische Gesandte schrieb sogleich an den Obersten: er könne unmöglich glauben, diese Handlung sei auf seinen Befehl geschehen. Der Oberst werde daher ohne Zweifel sogleich befehlen, daß der Kourrier, mit Allem, was er bei sich habe, freigegeben und nicht abgehalten werde, sich nach Frankreich zu begeben. Auch ersuchte er ihn dringend, durch sämmtliche Subdelegirte aufgefodert, dafür zu sorgen, daß der Französischen Gesandtschaft, die in drei Tagen Rastadt verlassen werde, diejenige ungestörte Sicherheit noch angedeihe, deren sich alle gesandtschaftliche Personen ohne Ausnahme bis zu ihrer Rückkehr in ihr Vaterland zu erfreuen haben.

Mit dem Briefe ward ein Kourrier noch in der Nacht abgeschickt. Er brachte am 26sten früh die kurze schriftliche Antwort des Obersten zurück, daß er die Arretirung des Kourriers sowol als dessen Briefschaf-

ten seiner höheren Militärbehörde, als einen Vorpostenvorfall anzeigen müsse. Er finde sich daher in dem Augenblick außer Stande dem geäußerten Wunsch Folge zu leisten *).

Indeß verabredete sich der Freiherr von Edelsheim mit der Preußischen Gesandtschaft über ihre gemeinschaftliche Verwendung. Die Preußischen Minister beriefen sich in ihrem Schreiben für das Verlangen der Französischen Gesandtschaft nur kurz auf die allgemein anerkannten Grundsätze des Völkerrechts. Der königliche Legationsrath, Graf von Bernstorf, der das Schreiben überbrachte, sollte den Inhalt mündlich näher unterstützen.

Er fuhr gestern Morgen um fünf Uhr mit dem Minister von Edelsheim zu dem Obersten Barbaczky nach Gernsbach. Dieser erklärte auf alle Vorstellungen, er müßte sich lediglich auf seine Antwort an den Frei-

*) Der Kourrier ward erst am am 16ten Mai an die Französischen Vorposten zurückgeliefert.

Herrn von Albini beziehen. Doch werde er alles an ihn Gebrachte sofort an die Behörde befördern, und die Antwort nach Rastadt schicken. Man konnte ihn nicht einmahl dahin bringen, sich über die Sicherheit für die Korrespondenz oder selbst für die Person der Französischen Minister zu äußern.

Als wir diese wenig tröstliche Nachricht gestern Vormittag hier erhielten, entstand ein allgemeines Mißvergnügen, eine allgemeine Bestürzung. Jeder hegte, nach seinen individuellen Gefühlen, mehr oder weniger Besorgniß für sich selbst; aber alle klagten über diese ersten Folgen des Krieges.

Es waren zwei unangenehme Tage, der gestrige, und der heutige. Alles nimmt Abschied; Alles ist niedergeschlagen und zerstreuet. Unsere gewöhnliche Lebensweise ist schon seit acht Tagen ganz verändert. Die Haushaltungen sind aufgehoben: man speist, wie man kann, in den Gasthäusern. Keine Gesellschaften mehr. Man kann nie darauf rechnen, jemand zu gewissen Stunden zu

Hause oder bei einem Andern zu treffen. Hätten wir nicht das Cassino — so gebe es gar keinen Punkt der gemeinschaftlichen Mittheilung mehr. Aber in solchen Augenblicken fühlt man doppelt den Werth solcher Einrichtungen. Es ist gleichsam permanent: jeder eilt, nach einer kurzen Abwesenheit wieder hin, um Andere dort zu finden. Für mich armen Hinkenden ist es jetzt vorzüglich wichtig. Schon seit drei Tagen habe ich dort mein Standquartier, da mir die Besuche so beschwerlich werden.

Und dann alle die Anstalten zur Abreise! Wo Sie hingehen, sehen Sie bepackte Wagen, und Transporte von Effekten. Das verursacht selbst auf den Gassen eine Lebhaftigkeit des Verkehrs, welche oft Verwirrung hervorbringt. So stelle ich mir vor, mag es in einer Stadt aussehen, wo man flüchtet, weil der Feind naht. Mehrere sind gestern und heute abgereiset, um desto sicherer Pferde zu bekommen.

Bis nächsten Dienstag werden alle, die

irgend zum Kongreß gehören, Rastadt verlassen. So viel ich weiß, bleibe ich fast allein zurück. Nur zwei Bevollmächtigte kleiner Fürsten wollen auch noch nicht reisen. Der eine ist krank; den anderen kenne ich nicht. Ich hoffe indeß, daß mein Fuß mich nicht sehr lange mehr hindern werde.

Wirklich muß der längere Aufenthalt hier nicht angenehm sein, abgesehen auch von der bisherigen Lage. Denn täglich wird die Aussicht kriegerischer für Rastadt. Man spricht davon, daß die Kaiserlichen die Stadt besetzen, sobald die Gesandtschaften abgereiset sind.

Die Einsamkeit werde ich indeß nicht eher fühlen, als bis meine Bekannten alle weg sind. In den nächsten Tagen giebt es noch immer genug Abschied zu nehmen.

Mit den Französischen Gesandten nimmt heute Alles Abschied. Sie wollen morgen reisen, wie sie es ankündigten. Indeß warten wir stündlich auf die Antwort, die Barbaczky versprochen hat. Die meisten haben

die Französischen Minister gebeten, diese Antwort noch abzuwarten. Sie antworteten aber, ohne sich weiter einzulassen, daß ihre Wagen gepackt wären. Mit ihnen reis't die Ligurische Gesandtschaft.

Auch ich habe diesen Nachmittag von den Franzosen Abschied genommen — nicht ohne Bewegung, besonders von Roberjot, mit dem ich am meisten harmonire, und von Rosenstiel, den ich glaube zu meinen persönlichen Freunden zählen zu können. Aber Bonnier kann ich mir bis auf den letzten Augenblick keinen Geschmack abgewinnen. Selbst wenige Stunden vor seiner Abreise konnte er nicht unterlassen, bittere Sarkasmen gegen die Deutschen auszustoßen. Freilich richtete er sie nicht an mich, sondern an einige andere, die ihm zunächst standen. Um desto füglicher konnte ich sie überhören; aber wen ärgert doch nicht die Schmähung des vaterländischen Sinns? Und einer von denen, die jetzt das Ziel seiner Pfeile waren, gehörte zu den allergetreuesten Klienten der

Franzosen. Bonnier ließ es ihn noch so deutlich fühlen, welchen Preis er auf solche Ergebenheit setze, daß ich in seine Seele erröthete.

XVI. Brief.

Karlsruh, den 29sten April 1799.

Welch einen Tag habe ich erlebt, lieber Bruder! Der unglückliche Kongreß hat durch die unseligste Katastrophe geendigt. Es ist eine scheußliche Schandthat! Die Französischen Gesandten sind gemordet! Alle übrigen sind abgereiset, als ob sie flüchteten.

Noch in der äußersten Spannung will ich es gleichwol versuchen, Dir das zu schildern, was ich selbst sah und hörte. Der Bericht eines Zeugen, der so unbefangen, als möglich unter den Umständen, war, hat einen doppelten Werth, wenn er in demselben Augenblick niedergeschrieben wird.

Gestern früh wollten die Französischen Minister abreisen. Alle Anstalten waren

gemacht: ihre Wagen waren, völlig gepackt, vorgeführt. Verschiedene gesandtschaftliche Personen giengen wieder zu ihnen auf das Schloß. Man fühlte das Unangenehme für sie, ich möchte sagen, für Alle, daß noch keine Antwort gekommen war. Alle suchten sie aufs neue zu bewegen, diese Antwort abzuwarten. Noch immer zweifelte man nicht, sie würde doch günstig ausfallen: wenigstens wollte sich niemand den Zweifel gestehen.

So vergieng die Zeit in beständiger Erwartung, in ängstlichem Harren auf die Antwort, die immer nicht kam.

Bonnier schien insonderheit in der peinlichsten Unruhe zu sein. Zuweilen äußerte er sich heftig gegen diese unwürdige Behandlung: aber wer möchte es ihm verdenken?

Die Französischen Minister versprachen indeß die Antwort bis Mittag abzuwarten. Sie erkannten insonderheit die Verwendung

von Edelsheim und der Preußischen Gesandtschaft mit lebhaftem Dank.

Es ward 11 Uhr. Noch keine Antwort. Nun wollten die Franzosen nicht länger warten. Albini schrieb nochmahls an den Obersten, die Französischen Minister wären im Begriff abzureisen; ob sie, mit seinen Pässen versehen, völlig sicher wären, kein Hinderniß zu finden.

Man hatte ausgerechnet, die Antwort müsse sicher um 3 Uhr da sein. Eine Badensche Ordonnanz war mit dem Briefe abgegangen.

Diese Zwischenstunden einer Art von Ruhe wurden von den meisten der Anwesenden gebraucht, um Anstalten zu ihrer Abreise zu machen.

Auch unser Gesandte, Herr von Rosenkranz, wollte nun reisen. Ich hatte schon Abschied von ihm genommen. Indeß schob er die Abreise auf, bis die jetzt erwartete Antwort kommen würde.

Als die Ordonnanz auch um 4 Uhr noch

nicht zurück war, stieg die Unruhe und Besorgniß von Minute zu Minute.

Um sieben Uhr verbreitete sich das Gerücht, daß Szekler Husaren die Stadt besetzten. Alles eilte auf das Schloß.

Ein Husarenoffizier mit einigen Gemeinen gieng zu Albini und zugleich zu den Französischen Ministern. Ersterem sagte er mündlich, der Oberst von Barbaczky bäte ihn, wegen seiner vielen Geschäfte zu entschuldigen, daß er nicht schriftlich antworte, sondern ihm bloß mündlich anzeigen ließe, daß die Französischen Minister mit Sicherheit reisen könnten, daß ihnen dazu sogar ein Termin von 24 Stunden gesetzt sei. Den Französischen Ministern wollte er ein Schreiben überbringen. Er gieng in des Ministers Jean Debry Zimmer, wo sie alle drei versammelt waren. Hier übergab er das Schreiben. Sogleich gieng der Sekretär Rosenstiel wieder mit ihm aus diesem Zimmer, und in das seinige, um ein Rezepisse über die richtige Ablieferung zu

schreiben. Als Rosenstiel hier den Gesandten von Dohm sah, gab er ihm das Schreiben. Er las es inzwischen. Der Inhalt war, es könnten keine Französische Bürger innerhalb der von den kaiserlichen Truppen besetzten Positionen geduldet werden; die Minister müßten daher Rastadt binnen 24 Stunden verlassen.

Wir waren alle in den Zimmern der Französischen Minister. So bald Rosenstiel wieder hereinkam, sagten sie, sie wollten sogleich abreisen.

Die Uhr war damahls halb acht.

Mehrere von uns baten die Französischen Minister inständig, nicht abzureisen. Wir stellten ihnen vor, sie würden doch erst mit anbrechender Nacht an den Rhein kommen; dann wäre die Ueberfahrt immer bedenklich.

Sie waren nicht von ihrem Entschluß abzubringen. Vielmehr eilten sie sich wegzubegeben.

Die meisten Anwesenden blieben im Schloß, um sie wirklich abreisen zu sehen.

An Stoff der Unterhaltung fehlte es damahls nicht. Gemeinschaftliche Theilnehmung schien alle Herzen aufzuschließen.

Diejenigen, welche noch denselben Abend abreisen wollten, nahmen nun nochmahls Abschied.

Auch Herr von Rosenkranz war unter diesen. Als er nach Hause gieng, erhielt er die Nachricht, die Szekler Husaren hätten so eben das Thor besetzt, das nahe an seiner Wohnung war. Wirklich waren zugleich mit jenem Offizier etwa 50 Mann nach Rastadt gekommen. Sie lagerten sich vor dem landwärts belegenen Ettlinger Thor. Sogleich besetzten sie alle Thore der Stadt zugleich mit den Badenschen Soldaten, die auf ihren Posten blieben. Der kommandirende Rittmeister Herr von Burkhard sagte dem Badenschen Kommandanten, Major von Harrant, er verlange, daß seine Wachen an den Thoren blieben, damit diese der kaiserlichen Wache alle diplomatische Personen anzeigen könnten, weil er Befehl habe,

diese weder heraus noch herein zu lassen.

Wie Herr von Rosenkranz dies erfuhr, begab er sich durch den Schloßgarten zu dem kommandirenden Offizier. Dieser hielt mit seinen Leuten auf der Chaussee.

Herr von Rosenkranz fragte ihn: ob er nicht diesen Abend noch abreisen könne? Der Offizier antwortete: er habe Befehl niemand herauszulassen.

Als ihm darauf erwiedert ward, daß sein Chef, der Oberst eben den Französischen Ministern angedeutet habe, abzureisen, und daß sie jetzt wirklich aus dem Rheinauer Thor führen — versetzte er: die Abreise der Französischen Minister zu hindern habe er keinen Befehl.

Nun suchte Herr von Rosenkranz ihm anschaulich zu machen, wie sehr die Ehre der Deutschen Nation es erfodere, daß er alles Mögliche anwende, damit bei der Abreise keine Unordnungen vorfielen.

Der Rittmeister sagte kalt: er habe für nichts, als seine eigene Sicherheit zu sorgen.

Dabei bemerkte er, der kaiserliche Plenipotentiarius sei schon so lange fort, daß die Deutschen Gesandten wohl bereits Zeit gehabt hätten, abzureisen.

So bald der Badensche Kommandant von diesem Vorfall Nachricht erhielt, wollte er selbst aus der Stadt reiten. Allein es ward ihm nicht gestattet. Auch andere Personen, die nicht zum Kongreß gehörten, wurden nicht durchgelassen, nicht einmahl über die Kommunikationsbrücken nach den Vorstädten.

Unterdeß waren die Französische und die Ligurische Gesandtschaft mit ihren Anstalten fertig. Sie fuhren um acht Uhr von dem Schloßplatz ab. Es waren überhaupt acht Wagen, größtentheils mit fürstlichen Kutschern und Pferden aus dem fürstlichen Stalle.

Ich gieng mit dem Herrn von Dohm, bei dem ich den Abend allein zubringen sollte. Aus Gefälligkeit gieng er nur langsam, weil mir das Gehen sehr beschwerlich ward.

Wir naheten uns seiner Wohnung, als wir, vielleicht zehn Minuten, nachdem wir

die vorbeifahrenden Französischen Minister zuletzt gegrüßt hatten, Leute in der Hauptstraße nach dem Schloß zu strömen sahen.

„Die Französischen Minister sind zurück„gekommen,“ hieß es.

Herr von Dohm eilte fort. Ich folgte ihm, so gut ich konnte.

Als ich auf dem Schloß ankam, fand ich wirklich die drei Minister wieder in den ersten Zimmern, umgeben fast von allen noch anwesenden diplomatischen Personen.

Die Wache hatte ihre Wagen bei dem Rheinauer Thor angehalten. Das Mißverständniß schien unbegreiflich. Sie stiegen aus, um es aufzuklären. Inzwischen blieben die Wagen halten: alle übrigen Personen blieben darin.

Sie eilten zu dem Kurmainzischen Gesandten, und dieser sandte den Legationssekretär, Freiherrn von Münch sogleich zu dem Rittmeister.

Bald kamen noch mehrere hinzu. Man

erfuhr, daß niemand aus der Stadt gelassen werde.

Alle bezeigten den Französischen Ministern ihre Theilnehmung über dies neue Hinderniß. Viele drangen in sie, nun doch lieber die Reise aufzuschieben bis am folgenden Morgen. Das Wetter war sehr böse geworden. Bonnier klagte über große Ermüdung. Indem nun einer sich auch an ihn wagte, und selbst diesen Grund brauchte, ihn zum Aufschub zu bewegen, sagte er mit vielem Affekt: ce n'est pas pour ma santé que je crains; je crains la violence.

„C'est impossible!" rief ich unwillkührlich aus; „mais pourqoi partir, si Vous avés une ombre de soupçon? je suis sûr que personne de nous ne voudra Vous quittés avant que Vous aurés passé le Rhin."

Er antwortete mürrisch: Sie müßten gleich abreisen, weil sie sich keine Stunde von einem kaiserlichen Husaren bestimmen ließen. Sie hätten gesagt, sie wollten in

dreimahl vier und zwanzig Stunden reisen vom 25sten an. Nur die Bitten der Gesandten hätten sie bewogen, noch einige Stunden auf des Obersten Antwort zu warten.

Hierauf bemerkte ihm jemand — ich glaube es war der Freiherr von Gemmingen — wenn nun die Antwort bis den andern Morgen ausgeblieben wäre, so hätten sie ja doch in jene Frist fallen müssen.

Alors ce n'auroit été que l'effet de la sorce, et notre volonté n'y seroit entré pour rien.

Der Freiherr von Münch kam mit des Rittmeisters Antwort zurück. Man habe bei dem Befehl, niemand aus den Thoren zu lassen, vergessen, die Ausnahme wegen der Französischen Gesandtschaft hinzuzusetzen. Jetzt sei dies geschehen; die Französischen Minister könnten nun ohne Hinderniß reisen.

Indeß begehrten diese nun, insonderheit Jean Debry, eine Eskorte kaiserlicher Husaren. Der Freiherr von Münch, übernahm es, dem Rittmeister dies Verlangen

vorzutragen. Wo ich nicht irre, gieng der Kommandant, Major von Harrant mit ihm, um das Weitere sogleich zu verabreden.

Nun fuhren die Minister in einem markgräflichen Wagen wieder zu den ihrigen. Fast alle begleiteten sie an den Wagen. Es war neun Uhr. Wir nahmen alle, noch mit einem herzlichen Gruß, Abschied.

Ich wollte Dohm wieder begleiten. Aber als ich am Ende der Straße noch Wagen sah, wünschte ich erst zu erfahren, ob auch ein neues Hinderniß aufgestoßen wäre. Er gieng also voraus: ich versprach bald zu folgen.

Der Wagen an den ich kam, war Roberjeot's, der letzte in der Reihe. Ich trat an den Schlag und erkundigte mich um die Ursache des abermahligen Zögerns.

Man wartete noch auf die Eskorte.

Es war kalt, regnicht, stockfinster. Eine Fackel wurde dem ersten Wagen vorgetragen.

Der ziemlich lange Zug hatte ein finsteres, trauriges Ansehen.

Der neue Aufschub gab mir Anlaß noch einen Versuch zu machen, ob die Minister nicht den Tag abwarten wollten.

Madam Roberjeot antwortete auf meine Vorstellungen: Mon Dieu je ne demande pas mieux, et mon mari en est content aussi.

Ich wollte zu den andern eilen, als ich hörte, daß Roberjeot an seiner Seite zu jemand — ich glaube dem Freiherrn von Münch — sagte, er bleibe, wenn er seine Kollegen bewegen könne.

Nun blieb ich bei dem Wagen, bis er zurückkam. Wir unterhielten uns noch, so gut es gehen wollte. Wirklich war Roberjeot weniger verstimmt, als seine Kollegen.

Endlich brachte der Freiherr von Münch die Entscheidung.

Der Major von Harrant hatte von dem Rittmeister die Antwort erhalten: er könne keine Eskorte geben, weil er dazu

keine Ordre habe; die Französischen Gesandten würden aber kein Hinderniß in ihrem Wege finden.

Darauf fragte der Major, ob denn die Französischen Minister nun mit Sicherheit über den Rhein gehen könnten? ob er ihnen das sagen dürfe?

Dies bejahete der Rittmeister.

Als diese Nachricht kam, beschlossen Bonnier und Jean Debry lieber ohne Eskorte abzureisen.

Der Freiherr von Münch benachrichtigte Roberjeot davon. Die vordersten Wagen setzten sich schon in Bewegung.

„Adjeu, Monsieur," sogte Roberjeot zu mir, „Vous voyés mon destin: il faut partir."

Um zehn Uhr fuhren sie. Ich gieng langsam, in mancherlei Betrachtungen vertieft, zu Dohm.

Kaum hatte ich ihm Bericht abgestattet von den letzten Umständen der Abfahrt, als sein Sekretär Horn mit der Nachricht

hereinstürzte, die Französischen Gesandten wären unmittelbar vor dem Thor von den Husaren angefallen.

Wir eilten nach dem Cassino. Nur wenige waren dort. Sie wußten von nichts.

Aber wenige Minuten nach dem wir hereingetreten waren, stürzte der Bruder des Ligurischen Ministers, der jüngere Boccardi, bleich, zerstört, athemlos herein. Er sagte, die Französischen Gesandten seien gemordet. Sein Bruder habe sich glücklich durch die Flucht gerettet.

Noch glaubten wir, die Angst habe ihm das Unglück vergrößert.

Indeß wurden wir uns schnell einig, zu dem Rittmeister zu gehen. Der alte Graf Görz übernahm es, das Wort zu führen.

Wir wollten eben aus der Thür gehen, als man uns den Postillion brachte, der vor Bonnier's Wagen die Fackel trug.

Es war der dritte Wagen.

Zweihundert Schritte etwa vor dem äussersten Ende der Georgi-Vorstadt, wo die

Rheinaue angeht, ward der erste Wagen angehalten, in dem Jean Debry saß. Der Postillion sah, daß die Husaren einhieben: er hörte das Aechzen und Wimmern. Zugleich sprengten Husaren auch an seine Chaise. Man fragte den Kutscher, wen er führe. Er antwortete, wie Bonnier es ihm beim Abfahren geboten, den Minister Bonnier. Nun ritten mehrere Husaren an beiden Seiten des Schlages. Sie geboten dem Minister auszusteigen. Er blieb sitzen. Die Husaren schlugen die Fenster ein. Der Minister ward herausgerissen. Sie hieben ihn neben seinem Sattelgaul jämmerlich zusammen. Vergebens rief er Pardon. Er ward todt niedergestreckt. Dann plünderte man ihn. Der Wagen blieb halten.

Nun war leider an der That nicht mehr zu zweifeln.

Unser Zug vergrößerte sich auf der Straße. Als wir ans Ettlinger Thor kamen, mochten unser vielleicht zwanzig sein.

Des Rittmeisters Quartier war in dem

Wirthshaus die Lanterne, etwa 20 Schritte vor dem Thor.

Die Wache wollte uns nicht aus dem Thor lassen.

Wir wurden heftig: einige sehr ungestüm.

Endlich meldete uns ein Unteroffizier bei dem Rittmeister.

Er kam zurück, um nochmahls zu fragen, welche Gesandte? von welchen Höfen? Dann zählte er die Köpfe. Es wäre ja nicht nöthig, daß Alle herausgiengen. Drei oder vier wären wol hinlänglich.

Auf meinen Vorschlag nahmen wir dies gleich an. Es lag Alles an dem Augenblick.

Der Unteroffizier gieng wieder zu dem Rittmeister. Man ward sich unterdeß einig, der Graf von Görz, der Herr von Rosenkranz, und der Freiherr von Gemmingen sollten mit ihm handeln.

Sie traten vor, um sogleich bei der Hand zu sein.

Nun kam der Rittmeister selbst zu uns.

Der Graf Görz redet ihn an.

„Wir kommen, Herr Rittmeister, um von Ihnen zu erfahren, was Sie für Maßregeln genommen haben. Ohne Zweifel wissen Sie schon die schreckliche Nachricht.“

Kalt und kurz antwortete der Rittmeister, der Kurmainzische Minister sei schon bei ihm gewesen. Er habe einen Offizier und zwei Husaren abgeschickt.

Dabei konnte man sich nicht beruhigen.

Die Gesellschaft war zu zahlreich, in zu lebhafter Bewegung, um sich streng an Worte zu binden.

Mehrere stürmten auf ihn ein.

Man schrie über die Scheußlichkeit des Verbrechens ohne Gleichen. Er ward aufgefodert, bei Allem, was ihm heilig sein müsse, Alles auf das schnellste zu thun, um noch zu retten, was möglich wäre.

Er kam nicht aus seiner Fassung.

„Es ist ein unglückliches Mißverständniß. Bei der Nacht schweifen freilich die Patrouillen umher: da kann dergleichen

leicht geschehen. Die Französischen Minister hätten nicht des Nachts reisen sollen."

Mißverständniß — sagte Gemmingen —. warum haben Sie denn die Eskorte abgeschlagen, und dem Major Harrant gesagt, es sei für die Französischen Minister nichts zu fürchten?

„Ich hatte keinen Befehl die Eskorte zu geben. Sie mußte bei dem kommandirenden Obersten gesucht werden."

Der Preußische Legationsrath, Graf von Bernstorf sagte, er habe den Obersten bei seiner Sendung selbst gefragt, ob er eine Eskorte geben wolle.

„Hat er sie Ihnen denn zugesagt?"

Herr von Rosenkranz erinnerte ihn nun an die Unterredung, die er selbst vor wenig Stunden mit ihm gehabt hatte. Er hielt ihm vor, daß es ihm nicht an Anleitung gefehlt habe, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um solche Mißverständnisse abzuwehren.

Der Rittmeister fühlte sich getroffen.

„Ich glaube gar, Sie wollen hier eine Inquisition mit mir anstellen?"

Graf Görz hielt den Herrn von Rosenkranz schnell zurück, der mit Recht erzürnt schien.

Den Augenblick ergriff ich, um der Unterredung eine andere Wendung zu geben.

„Indem Sie hier stehen, Herr Rittmeister, mordet man vielleicht auch die armen Weiber."

Nun erneuerten sich die Bitten um schnelle Rettung.

Er ward etwas nachgiebiger und wollte nun wissen, wo denn die Wagen der Gesandten wären.

Natürlicher Weise antwortete man, daß er uns alle Mittel benommen habe, es zu erfahren, weil niemand aus der Stadt gelassen werde.

Endlich versprach er einen Offizier und sechs Husaren mitzugeben, um mit dem Major Harrant und zwei Badenschen Husaren den Wald zu durchsuchen.

Einer von uns — ich weiß nicht wer — übernahm es den Major von Harrant zu benachrichtigen. Der Rittmeister versprach, das Kommando solle sich sogleich bereit halten.

Ueber diese Unterhandlung war eine ganze Stunde vergangen.

Um halb zwölf kamen wir von dem Rittmeister zurück.

In wenig Minuten folgte ein kaiserlicher Offizier mit zwei Husaren. Er sagte, er wäre bestimmt, die Französischen Gesandten zu eskortiren, und fragte, welchen Weg er nehmen müsse. Man bedeutete ihm den Weg, zweifelhaft ob dies die von dem Rittmeister versprochene Eskorte sei. Alle riefen ihm zu, um Gottes willen zu eilen. Er versprach es und sprengte im Galopp davon.

Nun zerstreueten wir uns; doch sagten die meisten, sie würden sich wieder auf das Cassino begeben.

Ich wollte einen Augenblick zu Hause gehen, als ich erfuhr, der Sekretär Rosenstiel befinde sich bei dem geheimen Rath

Meyer in dem markgräflichen Forsthause.

Sogleich eilte ich zu ihm.

Er war unter den Händen seines Schwagers, des Sachsen-Weimarschen Legationsraths Weiland. Mehrere seiner Freunde umgaben ihn.

Sein Zustand war schrecklich.

Als er mich sah, rief er mir entgegen: „Sie sind ein Däne, ein ehrlicher Mann, Sie wollen mich nicht morden. Erbarmen Sie sich meiner Frau und Kinder.“

Einen Augenblick darauf kannte er mich schon nicht mehr. Seine Phantasie war mit den schrecklichsten Bildern angefüllt. Dabei brach er in die rührendsten Klagen aus über das Schicksal seiner Familie.

Dieser Anblick erschütterte mich so heftig, daß ich bald wieder das Freie suchte.

Ein Geräusch von Pferden zog mich die Schloßgasse herunter. Es waren Wagen von Husaren begleitet.

Der Wagen, der auf mich zukam, hielt vor dem Hause des Preußischen Gesandten,

Freiherrn von Jacobi-Klöest. Es war Roberjeot's Wagen.

Ich erfuhr, der Major von Harrant habe es vermittelt, daß die Wagen der Gemahlinnen der Gesandten zuerst nach der Stadt zurückgeführt würden.

Der eine, in welchem Madam Debry mit ihren Stieftöchtern saß, ward, vor dem Thor ab, rechter Hand nach dem Schloß gebracht. Man wollte aber durchaus nicht in das Schloß fahren. Die Damen mußten also aussteigen. Sie wurden zu Fuß von dem Kurmainzischen Gesandten und dem Frankfurter Schöff, Doktor Schweizer, in ihre vorige Zimmer auf dem Schloß geführt.

Zu dem Wagen der Madame Roberjeot wollten die Husaren niemand lassen. Sie schlossen einen Kreis. Alle Demonstrationen halfen nichts. Die Husaren verstanden nicht einmahl unser Deutsch. Ein Offizier war nicht bei ihnen.

Endlich machte ich den Versuch sie Lateinisch anzureden. Das half. Ob sie mich

verstanden haben, weiß ich freilich nicht. Genug, sie öffneten mir den Kreis.

Natürlich eilte ich vorzudringen. Gemmingen faßte mich am Rock und bat mich ihn mitzunehmen.

Der eine Husar wollte ihn abwehren.

Frater meus est, sagte ich bittend. Und so groß war die Macht der Lateinischen Formel, daß der Freiherr von Gemmingen, einen guten Kopf größer, als ich, und mir gewiß nicht ähnlich, mit mir hinein kam.

Gleich hinter uns schloß sich der Kreis.

Die unglückliche Frau lag in Krämpfen und Zuckungen. Der Kammerdiener, der bei ihr saß und sie hielt, flehete uns an, wir möchten sie doch in ein Haus bringen.

Misericorde! Grace! Sauvés, sauvés! Frappés moi, monstre — schrien sie wild durcheinander.

Herr von Gemmingen und ich wandten vergebens Alles an, die Husaren zu bewegen, daß wir sie aus dem Wagen bringen dürften. Einer von ihnen, der mehr erweicht

schien, sagte, wir müßten uns an den Centurio wenden.

Wir giengen aus dem Kreis heraus. Herr von Gemmingen, den nun einmahl die Husaren kannten, blieb bei dem Kreise stehen, und unterrichtete die übrigen Anwesenden.

Der Graf von Solms-Laubach gieng mit mir zu dem Rittmeister. Dieser gab mir auf unsere Vorstellung sogleich eine Ordonnanz mit, den Befehl zu bringen, die Madam Roberjeot aus dem Wagen zu lassen.

Nun öffnete sich der Kreis schnell. Mit uns drangen alle Umstehenden hinein.

Man öffnete den Schlag des Wagens, um die ohnmächtige Frau herauszuheben. Aber der Kammerdiener wollte sie schlechterdings nicht loslassen, und die Husaren expostulirten mit uns, daß nur die Frau aus dem Wagen dürfe.

Glücklicher Weise fand man Mittel ihn unvermerkt, während dieser Kontestation, mit herauszuziehen.

Die Husaren schienen es nicht zu bemerken. Aber, als der Kammerdiener bei dem Heraussteigen dem Grafen Bernstorf auch die kleine Caissette des Ministers gegeben hatte, so bestand der hinzugekommene Offizier darauf, daß sie wieder hineingesetzt würde. Der leere Wagen ward nun in das Quartier des Rittmeisters geführt.

Sobald die Madam Roberjeot in das Haus von Jakobi Klöest gebracht war, eilten der Graf Solms und ich zu der Madam Debry.

Wir fanden sie in der Gesellschaft der Frau von Edelsheim und der Frau von Rehden, der Gemahlinn des Kurbraunschweigischen Gesandten. Man war um so mehr für sie besorgt, da sie schon im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft ist.

Der Graf Solms richtete sie durch die Hoffnung auf, ihr Mann sei noch am Leben und wahrscheinlich gerettet. Anfangs wollte sie dies nicht glauben. Sie sowol, als ihre Töchter sagten bestimmt, sie hätten auf ihn

einhauen, ihn niederstürzen sehen. Sie hob bittend ihre Hände empor, und sagte sehr bewegt: au nom de Dieu, ne me donnés pas une fausse consolation.

Inzwischen als der Graf ihr wiederholt versicherte, daß er die größte Hoffnung habe, so fieng sie an merklich ruhiger zu werden. Es war rührend, zu sehen, wie der erste Strahl der Hoffnung wieder in ihr Herz zurückkehrte. Nun nahm sie das Anerbieten der Frau von Rheden an, sich mit ihren Töchtern in ihr Haus zu begeben.

Jetzt kam auch der Major von Harrant in eben der Absicht herein. Er unterstützte die Vermuthung des Grafen Solms mit ziemlicher Bestimmtheit. Der Madam Debry Zutrauen wuchs zusehends.

Wir stellten uns um ihn, um das Nähere zu erfahren.

Man hatte ihm statt des versprochenen Offiziers nur einen Wachtmeister mitgegeben. Er fand die Wagen noch auf dem Mordplatz. Etwa 50 Szekler Husaren, mit Fackeln ver=

sehen, umgaben sie. Eben sollten sie, mit allen den Unglücklichen, die sinnlos darin lagen, um die Stadt herum nach Gernsbach geführt werden.

Er kündigte den Husaren an, die Wagen müßten wieder nach der Stadt. Das wollten die Husaren nicht zugeben: sie behaupteten sie wären ihre Beute. Allein Harrant, ein verständiger, sehr entschlossener Mann, wußte sie zu überzeugen, daß er hier im Namen des Rittmeisters allein kommandire, da kein Offizier zugegen sei. Ihm stehe es also zu über die Wagen zu disponiren. Nun kamen die Wagen wirklich alle zuerst wieder nach der Stadt; aber nicht alle zugleich, auch nicht auf demselben Wege.

Die Leichname von Bonnier und Roberjeot fand er auf der Erde, schrecklich gemißhandelt. Den Minister Debry sah er nicht auf dem Platz, auch nicht in den Gräben, die er doch in der Stille alle durchsuchte. Er schlug darauf vor, unter Bedeckung von einigen der kaiserlichen Hu-

saren mit den seinigen in den Wald zu reiten, und zu versuchen ihn durch Rufung seines Namens zu entdecken. Allein die Husaren weigerten sich, das ohne Befehl zu thun. Sie könnten leicht auf andere kaiserliche Patrouillen stoßen, die in der Dunkelheit der Nacht ihre eigenen Leute nicht kennen, und anfallen würden. Er fand es unter diesen Umständen nicht rathsam, weiter darauf zu bestehen.

Inzwischen äußerte er gegen uns die Besorgniß, daß ihm in dem Wäldchen, wo er sich wahrscheinlich verborgen hielt, gar wohl noch ein Unfall zustoßen könnte. Er hielt es daher nothwendig, daß eine Patrouille ausgesandt würde, um ihn aufzusuchen. Er erbot sich diese selbst zu begleiten.

Wir waren alle darin einig, daß dieser Schritt wesentlich, und dringend sei.

Es ward ausgemacht, daß Herr von Dohm, Herr von Rheden und ich nochmahls zu dem Rittmeister gehen sollten, um die Patrouille bei ihm auszuwirken.

Ungefähr um halb zwei Uhr kamen wir bei der Laterne an. Wir wurden ohne Schwierigkeit zu ihm gelassen: allein wir fanden ihn gar nicht geneigt, in unser Verlangen zu willigen.

Da alle Vorstellungen vergeblich zu sein schienen, sagte ich sehr bestimmt, ich würde ihn für die Folgen seiner Weigerung bei des Erzherzogs Karl königl. Hoheit selbst verantwortlich machen.

„Wie ist Ihr Name?“ fragte er entrüstet.

Ich sagte ihm, wer ich wäre.

Der Herr von Dohm und von Rheden bezeugten, daß sie eben diese Verpflichtung mit mir übernähmen.

Nun ward er betroffen, und ließ sich in eine Unterhandlung ein, die bald zum Ziel führte.

Er versprach, dem Major von Harrant, wenn dieser einige Badensche Husaren mit sich nehmen wolle, auch einen Offizier von seinem Kommando mit zwei Husa-

ren zuzugeben, um den Minister Debry aufzusuchen und zurückzubringen. In Ansehung der Zeit ward ausgemacht, die Patrouille sollte abgehen, sobald der Major von Harrant es verlangen würde.

Indem wir mit dieser Nachricht zurückkamen, hatte der Graf Solms sich bereits mit dem Major von Harrant beredet, daß er bei der Nachsuchung auch zugegen sein wolle. Sie begaben sich nun zu dem Rittmeister, und verabredeten, die Nachsuchung mit Anbruch des Tages vorzunehmen.

Nun gieng ich wieder nach dem Jakobischen Hause, wo man von diesen Veranstaltungen noch keine Nachricht haben konnte.

Die Sorgfalt der theilnehmenden Frau von Jakobi hatte den Zustand der Madam Roberjeot doch etwas erleichtert. Als ich sie sah, erinnerte sie sich meiner letzten Vorstellungen.

„Ah mon Dieu! si j'avois insisté. — je l'aurois entrainé! — Et je l'ai vu hacher sous mes yeux —

Sie ward wieder von einem heftigen Krampf ergriffen.

Der treue Kammerdiener, den ich in dem Vorzimmer fand, redete mich im Vorbeigehen an. Er hatte mich oft bei seinem Herrn gesehen: er irrte sich nicht, wenn er auf meine innige Theilnehmung rechnete.

Er erzählte mir, der Minister wäre mit seiner Frau ausgestiegen, wie er den Lärmen bei den andern Wägen hörte und auch sein Kutscher anhielt. Sie hatten sich eilends auf das Feld begeben. Als nun der Minister bemerkte, daß bei dem Wagen Alles wieder still war, sagte er zu seiner Gemahlinn: ce n'est rien: rapprochons nous de ma voiture, elle sera respectée. Aber er war eben mit ihr an den Wagen gekommen, so griffen ihn auch die Husaren an. Sie fragten ihn gebrochen: Minister Roberjeot? Wie er dies Französisch bejahete, wiederholten sie die Frage. Er bejahete sie zum zweitenmahl. Sogleich hieb ihm ein Husar nach dem Kopf, daß er zur Erde stürzte. Ein an-

derer zu Fuß packte den Kammerdiener. Wie dieser, auf die Frage Bedienter? oui, domestique antwortete, zog er ihm mit der einen Hand die Uhr aus der Tasche, und klopfte ihm mit der andern auf die Schulter, mit den Worten: Bedienter bleib, nichts bös. Der Kammerdiener riß nun sogleich die Madam Roberjeot, die sich auf ihren niederstürzenden Mann werfen wollte, aber von einem Husaren gehalten ward, mit sich in den Wagen und warf die Thür zu*).

*) Die Erzählung in dem offiziellen gesandtschaftlichen Bericht ist etwas verschieden. Hier ward die Sache so vorgestellt, daß Roberjeot sich im Wagen befunden, als der Angriff geschah; damit stimmt auch die Aussage des Kutschers zum Protokoll überein. Allein ich habe gleich am folgenden Tage aufgeschrieben, was ich gehört hatte von dem Kammerdiener selbst. Welche von beiden Erzählungen die richtigere ist, getraue ich mir nicht bestimmt zu entscheiden: doch halte ich die meinige für die wahrscheinlichere. Vielleicht lassen sich auch beide vereinigen, wenn man annimmt, der Kutscher habe von der ersten Flucht nichts bemerkt, sondern nur auf das gesehen, was vor ihm geschah. Uebrigens bemerke ich, daß diese Erzählung, wie mehrere, die von mir herrühren, und die ich an mehreren Or-

Der unglückliche Roberjeot, mit den Füßen halb unter dem Wagen, hob seine Hände, flehend empor. Seine Frau, die es sogleich bemerkte, weil Fackeln um den Wagen waren, rief mit Lebhaftigkeit: mon mari n'est pas mort! ah! sauvés! sauvés! Aber die Husaren, auch durch das Rufen aufmerksam gemacht, wandten sich zu ihm. Sie hieben nochmahls auf ihn, um ihm den Rest zu geben. Indeß hielt der treue Kammerdiener die Madam Roberjeot, die heftig schrie, man möchte sie doch auch zerhacken, mit Gewalt in dem Wagen, drückte ihr Gesicht an seine Brust und verstopfte ihr das Ohr mit den Fingern, damit sie nicht ihres Mannes letztes Aechzen hören sollte.

---

ten auf meiner gleich darauf gemachten Reise in dem südlichen Deutschland zu wiederholen nicht umhin konnte, mir ohne Zweifel schon damahls nachgeschrieben, und so in mehreren Druckschriften aufgenommen sind, ohne daß ich an diesen desfalls irgend einen weiteren Antheil gehabt habe, als den man vermittelst eines durchaus rücksichtslosen Gesprächs ganz unwillkührlich nehmen kann.

Von dieser Szene des Jammers gieng ich wieder zu Rosenstiel. Es war etwas besser mit ihm: er schien zu schlummern. Sein Bedienter, bei dem ich mich nach den Umständen der Rettung erkundigte, sagte mir, er habe, wie er den Tumult gehört, gleich nichts Gutes geahnet, ob er gleich nichts deutlich sehen können. Er habe daher seinen Herrn, der in einem der hinteren Wagen fuhr, sogleich herausgezogen. Sie schlugen den Weg über das Feld gleich zur Linken ein, sprangen über den Graben, und kamen so durch die Gärten in die Stadt.

Jetzt gieng ich auf das Cassino. Hier fand ich viele der gesandtschaftlichen Personen versammelt. Es war damahls halb drei Uhr.

Man berathschlagte, was jetzt vorzunehmen wäre. Für die Rettung der noch lebenden Personen von der Französischen Gesandtschaft war geschehen, was nur irgend geschehen konnte. Wir wußten ziemlich bestimmt, daß außer den beiden Gesandten,

niemand getödtet wäre. Debry hofften wir wieder zurückführen zu sehen. Von Sekretären und Bedienten ward niemand vermißt.

Nun kam es darauf an, die scheußliche That in das möglichste Licht zu stellen und für unsere eigene Sicherheit zu sorgen.

Wir waren alle einverstanden, daß dieser Mord, so schrecklich an sich, auch höchst verderblich werden könnte durch die Folgen. Niemand zweifelte, das Französische Volk würde in die größte Wuth gerathen; der unglückliche Krieg würde mit einer Grausamkeit geführt werden, wie noch keiner. Um so mehr mußten wir alles Ersinnliche anwenden, um die Rache von einer Menge unschuldiger auf die gewiß nicht zahlreichen Urheber nur fallen zu lassen. Selbst der Gegend, wo man uns persönlich so gut aufgenommen hatte, dem trefflichen Fürsten insonderheit, waren wir es schuldig zu thun, was in unsern Kräften stand, um die gerechte Empfindlichkeit der Französischen Regierung zu mildern. Das konnte jetzt durch

nichts wirksamer geschehen, als indem wir uns bemüheten, die Thäter an das Licht zu bringen, sie dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu übergeben.

Kein einziger von uns Allen, zog es auch nur einen Augenblick in Zweifel, daß Szekler Husaren die Mörder wären. Aber welche? und wie? So wenig Ursache wir hatten, mit dem Rittmeister zufrieden zu sein, so hielten doch bei weiten die Meisten von uns es unmöglich, daß eine solche That bei der kaiserlichen Armee befohlen sein könnte. In demselben Augenblick, wie diese Idee vorgebracht ward, bestritt ich sie mit dem regen Gefühl, was ich, wie du weißt, stets habe, wenn jemand Unrecht geschieht. Ich fügte noch insonderheit hinzu, daß ich selbst den Rittmeister für vollkommen ununterrichtet hielte. Aus unserer Unterredung behauptete ich, indem ich mich auf die gegenwärtigen Herren von Dohm und von Rheden berief, sei es klar, daß er nicht aus böser Absicht, sondern aus großer Verlegenheit

so viele Schwierigkeiten machte, durchaus nicht wüßte, wie er seinen Dienst mit den Regungen des Mitleidens, die wir so stark zu reizen suchten, vereinigen sollte. Zwar schien er freilich kein Mann von sehr lebhaftem Gefühl. Allein auch hier mußten wir, um billig zu sein, seine Verhältnisse nicht mit den unsrigen verwechseln, von dem Vorpostenkrieger nicht die Rücksichten des Diplomatikers erwarten.

Schon war ich auf dem Punkt, da meine Rede Eingang fand, eine Idee zu verfolgen, die mir in demselben Augenblick einfiel — als mehrere die Berathschlagung auf unsere persönliche Sicherheit lenkten. Nun ward es ziemlich unruhig. Die Besorgnisse eines jeden äußerten sich in sehr verschiedenen Graden, auf sehr verschiedene Weise. Indeß stimmten fast Alle in den Beschluß, man müßte sogleich abreisen, wenigstens bis Mittag. Erst wenn dies unabänderlich bestimmt wäre, könne man ruhiger berathschlagen, was weiter geschehen solle, um die Sache aufzu-

klären, die einem jeden von uns am Herzen läge, als seine eigene.

Nur mit Mühe gelang es dem Herrn von Dohm, dem ich meine Idee mittheilte, mir einen Augenblick Gehör zu verschaffen. Ich trug nämlich darauf an, wir sollten uns verabreden, alle zusammen noch einige Tage in Rastadt zu bleiben. Für unsere persönliche Sicherheit wäre jetzt am allerwenigsten etwas zu besorgen: wir wären nicht sicherer auf der Reise, als hier. Wenn auch die Franzosen sogleich die blutigste Rache nehmen wollten, würden sie es sicherlich nicht an uns thun, welche des Verbrechens Urheber an das Licht ziehen wollten. Ueberdies gehörte doch einige Zeit dazu, die Mittel einer solchen Rache zu ergreifen, und für jetzt waren die Kaiserlichen ohne Zweifel die stärksten. Diese Verlängerung unsers Aufenthalts wäre aber das einzige Mittel, die Wahrheit jemahls an den Tag zu bringen. Ganz Europa richte seine Augen auf uns: das Völkerrecht fodere unsere möglichste

Wachsamkeit. Wir würden gerade in dem ersten Augenblick der Rührung alle mögliche Unterstützung finden. Dem kaiserlichen Militär liege selbst Alles daran, die Sache an das Licht zu bringen. Jetzt, aber auch nur jetzt sei dies möglich. Benützte man nicht den Augenblick, die Lokalitäten, den Charakter, die Talente der noch anwesenden Mitglieder des diplomatischen Korps, so sei nie daran zu denken, die Wahrheit zu ergründen. Eben, da wir noch beisammen wären, müßten wir alle Data aufnehmen, vergleichen, ordnen. Daraus würde nachher der verständige Richter die Untersuchung führen, die natürlich außer unserem Gesichtskreise lag. Aber wenn wir ihm nicht auf der Stelle die Data schafften, so entzögen wir ihm die Materialien, und es sei nicht möglich, daß auch die sorgfältigste Untersuchung nachher je zu etwas führen könne *). Ich

*) Noch jetzt bin ich in meinem Gewissen überzeugt, daß das die Hauptursache ist, weswegen von der ein=

berief mich hier mit Wärme auf meine eigene Erfahrung aus so vielen peinlichen Akten. Ein irgend geübter Geschäftsmann könne in einer solchen Untersuchung, unter solchen Umständen vorgenommen, unglaublich viel ausrichten. Wir müßten von dem Obersten begehren, daß alle in der Gegend von Rastadt kommandirten Husaren Mann für Mann gestellt würden, um verhört zu werden von Badenschen Offizianten, in Gegenwart einiger von uns. Alle Personen von der Französischen Gesandtschaft sowol,

---

geleiteten öffentlichen Untersuchung nie etwas bekannt geworden ist. Man untersuche doch nur z. B. die gleich aufgenommenen Protokoll-Aussagen der Kutscher, die bald darauf gedruckt wurden, und urtheile, wie viel Licht man aus der Vergleichung derselben mit den Aussagen der Husaren, die nach Rastadt kommandirt waren, und wiederum mit den Berichten der geretteten Personen von der Französischen und Ligurischen Gesandtschaft erhalten konnte, wenn sie an Ort und Stelle und in demselben Augenblick geschehen wäre. So ausgemacht es mir scheint, daß die Wahrheit jetzt nie an den Tag kommen wird, so gewiß bin ich, sie wäre auf das vollkommenste ausgemittelt, wenn man meinen Vorschlag gehörig befolgt hätte.

als alle andere diplomatische Personen wurden eingeladen ihre Berichte vor der Kommission zu geben, und zu gestatten, daß man sie durch Fragen, und Gegeneinanderstellung zu erläutern suchte. Was von der Badenschen Regierung abhienge, würde ohne Zweifel befehligt, vor der Kommission zu erscheinen, ihr alle mögliche Unterstützung zu geben. Wir hatten so viele Vortheile durch Zeit, durch Lage, durch Umstände: eine Menge fähiger Männer, welche die Beschleunigung der Arbeit ungemein erleichterten. Noch konnte man an Ort und Stelle Alles in Augenschein nehmen, auch solche Umstände in das Licht setzen, die geringfügig scheinen, und oft zur Entdeckung der Wahrheit so Vieles beitragen. Und wenn acht Tage über diese Untersuchung vergiengen — sie wären vielleicht die nützlichsten unsers Lebens. Unsere Höfe, die Badensche Regierung, der kaiserliche Hof, die Französische Regierung, die Menschheit selbst würden sie uns verdanken.

So ungefähr sprach ich — aber ohne

Erfolg. Trug ich die Sache, von der ich doch so überzeugt war, nicht geschickt genug vor — oder betrachtete ich sie nur einseitig — was weiß ich es? der Vorschlag fand beinahe keinen Eingang. Herr von Dohm war der einzige unter den Anwesenden, der ihm geneigt schien. Von allen Seiten wurden große Schwierigkeiten erhoben. Zweifel über die Sicherheit des Orts, die ich freilich nicht apodiktisch heben konnte; Einwendungen gegen die Kompetenz zu einer solchen Untersuchung, über die auch ich nicht Richter war; Besorgnisse wegen der Verantwortlichkeit gegen unsere Höfe, die in einem solchen Fall durchaus auf eines jeden eigenes Ermessen beruhet; Unsicherheit des Erfolgs bei aller angewandten Bemühung, der ich allerdings nur Wahrscheinlichkeit entgegen zu setzen wußte.

Kurz, man beschloß sobald als möglich abzureisen; in zwei Abtheilungen.

Indeß verwandten sich einige, namentlich der Herr von Rosenkranz, dafür,

daß man doch nicht eher abreisen müsse, ehe man wisse, die geretteten Personen von der Französischen und Ligurischen Gesandtschaft würden sicher über den Rhein kommen.

Dies ward auch von Allen angenommen.

Man vereinbarte sich nun über ein Schreiben an den Obersten Barbaczky, ihn um eine Eskorte für die sämmtlichen gesandtschaftlichen Personen zu ersuchen, die noch denselben Morgen in zwei Abtheilungen abreisen wollten, sobald sie die nöthigen Pferde bekommen könnten. Zugleich ward der Oberst dringend ersucht, die geretteten Personen von der Französischen Gesandtschaft, so wie die Ligurische Gesandtschaft, mit ihren Effekten durch eine sichere Eskorte über den Rhein führen zu lassen.

Mit diesem Schreiben ward der Preußische Legationssekretär, Herr von Jordan, des Morgens um 4 Uhr nach Gernsbach abgesandt. Der kaiserliche Rittmeister gab ihm eine Ordonnanz mit. Das Schreiben war unterzeichnet von den Preußischen Gesandten,

von dem Herrn von Rheden, von dem Herrn von Rosenkranz, von dem Freiherrn von Rechberg, dem Freiherrn von Gatzert, dem Graf Taube, als Hessen-Kasselschen Geschäftsträger, dem Grafen zu Solms-Laubach, dem Freiherrn von Kruse, und dem Doktor Schweizer. Einige der übrigen noch anwesenden Gesandten waren damahls gerade nicht zugegen. Der Freiherr von Albini war mit seiner Abreise beschäftigt. Er wohnte der Versammlung überall nicht bei, und reisete Morgens um 7 Uhr schon ab.

Wir berechneten nun die Zeit der Abreise. Die Antwort des Obersten konnte um 9 Uhr in Rastadt sein. Ueber die Gewährung unserer Bitte war nicht der mindeste Zweifel. Von dem Gesandten Debry durfte man hoffen, noch früher Nachricht zu erhalten. Es ward also beschlossen, die erste Abtheihlung könne um elf Uhr abreisen.

Weil ich zu meiner Reise auch nicht die geringsten Anstalten gemacht hatte, gehörte ich

schon von selbst in die zweite Abtheilung. Ich bewirkte leicht, daß sie bis drei Uhr Nachmittags Frist erhielt.

Gemäß dieser Abrede, wurden die nöthigen Pferde sogleich bestellt, damit erfoderlichen Falls, von Seiten der Polizeikommission das Nöthige verfügt würde.

Ehe wir auseinander giengen, um nun jeder seine Anstalten zu machen, schlug Herr von Dohm vor, man möchte sich nach einem benachbarten Ort begeben, um dort, da uns noch Alles in frischem Andenken wäre, sogleich eine Akte über diesen schrecklichen Vorfall zu verfassen. Es wäre nothwendig, den kommittirenden Höfen eine vollständige und glaubhafte Nachricht davon zu geben, die sich nur unter solchen Umständen verfassen ließe. Auch erfodere es unsere eigene Ehre, der Welt überzeugend darzuthun, daß die noch anwesenden Mitglieder des Corps diplomatique ihre Obliegenheiten dabei in keiner Rücksicht vernachlässigt hätten.

Dieser Vorschlag ward angenommen. Er

war in dem Sinne des meinigen, und nicht mit so vielen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden. Daher fielen die meisten Gründe weg, die man mir entgegensetzte. Mein Freund gestand mir aber auch gern, daß er nicht denselben Nutzen gewähren könne.

Man hielt Karlsruhe für den schicklichsten Ort. Die meisten der Anwesenden verbanden sich dahin zu reisen: einige indeß entschuldigten sich mit ihren bereits getroffenen anderweitigen Maßregeln.

Nun mußte ich vor allen Dingen meinen Reisewagen herbeischaffen. Noch einmahl machte ich meinen lieben Spaziergang nach der Gebrüder Schlaff Fabrik: jetzt in traurigen Betrachtungen vertieft. Die Schildwache ließ mich ungehindert hin und her gehen, als ich meinen Namen sagte.

Um sechs Uhr war ich schon bei dem Grafen Görz. Auch hier hatten einige die ganze Nacht zugebracht. Der Graf hatte nur wenige Stunden geruhet.

Wir sprachen von der bevorstehenden Abreise, als jemand, der am Fenster stand — erfreut ausrief: Mein Gott, da kömmt Jean Debry gelaufen.

Wirklich lief er, die große Gasse herunter, wie athemlos, und stürzte sich in das Haus, gerade die Treppe herauf. Er trug seine gewöhnlichen Kleidungsstücke, aber einen schlechten, runden Hut.

Alle giengen ihm aus der Stube entgegen. Der alte Graf Görz empfieng ihn oben an der Treppe in seine Arme. Beide weinten.

Einer von den Umstehenden — ich glaube, Gemmingen, — sagte ihm sogleich: Ministre, votre femme et vos enfans sont en sûreté: ils sont entre nos mains.

Debry warf sich auf die Kniee. Er faltete die Hände. Oh! mon Dieu! c'est Toi qui me les a sauvé.

Du mußt wissen, daß man ihm stets Atheism Schuld gab. Ich kann nichts darü-

der sagen. In des Herzens verborgene Falten zu dringen, ist nicht des Menschen Werk. Gehört habe ich nie von ihm eine Aeußerung, die auf ein solches System deutete.

Wir waren alle sehr bewegt. Debry bemerkte es. Er sagte mit sichtbarer Rührung: si ce n'étoit la mort de mes malheureux collégues, les témoignages de ce vif interet me consoleroient de tout ce que j'ai souffert moi-même.

Er war selbst so gespannt, daß er früher erzählte, ehe noch irgend einer von uns, ihn auch nur durch einen Wink fragte.

Auch er ward von einem Husar in Französischer Sprache gefragt: Est-ce que tu es Jean Débry? Als er es bejahete und seinen Paß vorzeigte, ward dieser zerrissen.

Man zog ihn, seine Frau und Töchter gewaltsam aus dem Wagen. Mehrere hieben auf ihn ein. Er bekam zuerst einen Säbelhieb in den linken Arm. Zugleich hieb man an einer andern Stelle, auch auf der entgegengesetzten Schulter. Die vielen

Kleidungsstücke, die er trug, fingen die letzteren Hiebe auf. Aber nun bekam er einen über den Kopf. Hut und Perücke hielten ihn meistens ab. Die Klinge glitt schon ab, als sie den Nacken traf. Indeß war der Schlag so stark, daß er zu Boden stürzte. Er verlor den Hut. Das Blut aus der Armwunde floß ihm, wie er betäubt da lag, auch über das Gesicht.

Nun hielten ihn die Husaren selbst für todt. Sie nahmen ihm Geld und Pretiosen, und ließen ihn liegen. Angst und Betäubung halfen ihm seine nur schwachen Bewegungen zurückhalten.

Als er von seiner Betäubung sich etwas erholte, bemerkte er, daß Alles still war. Er richtete sich auf. Weil es regnete, wollte er sich nicht auf der nassen Erde legen. Ungeachtet der Winde kletterte er auf einen Baum. Hier hielt er sich bis zum Anbruch des Tages; doch schlummerte er zuweilen vor Mattigkeit ein.

Wie der Tag anbrach, ließ er sich herun-

ter. Aber er sah hie und da Patrouillen. Er verbarg sich wieder in einem Graben, bis er bemerkte, daß nach und nach mehrere Menschen herauskamen, den Mordplatz zu besehen. Unter diese mischte er sich. Von einem derselben, der ihn wahrscheinlich erkannte, erhielt er einen Hut. So kam er mit ihnen, wenn gleich nicht unerkannt, doch unbemekt, selbst vor den kaiserlichen Patrouillen vorbei, ohne alle Schwierigkeit bis vor das Thor. Die Angst gab ihm Fassung: er mußte dicht vor den Leichnamen seiner beiden Kollegen vorbei gehen.

Im Thor erkannte er die Wachen. Nun lief er, vielleicht unwillkührlich, mit einer Schnelligkeit, die ihn sicher verrathen hätte, wäre er damahls nicht schon in Sicherheit gewesen.

Noch war er zu bewegt, um eine Zusammenkunft mit seiner Familie zuzulassen. Auch wünschte er sie selbst noch nicht; er fürchtete für den Zustand seiner Frau. Man hatte nach einem Wundarzte gesandt. Sein

Ansehen war schrecklich verstört. Gesicht und Haare waren mit Blut überlaufen. Auch hatte er eine ziemliche Schmarre über die Nase; sie schien jedoch nicht von einem Hieb herzurühren.

Ich war bei dem ersten Verband zugegen. Debry fiel beinahe in Ohnmacht. Indeß erklärte der Wundarzt die Hauptwunde am linken Arm für gar nicht gefährlich. Die andern beiden waren unbedeutend. Am Kopf fanden sich, als er abgewaschen war, bloße Kontusionen. Auch das Fieber war nicht stark. Ueberhaupt fand der Wundarzt ihn über alle Erwartung gut.

Durch das Zeugniß beruhigt, brachte man ihm die Seinigen wieder. Es soll ein rührender Anblick gewesen sein. Ich war nicht dabei.

Indeß waren der Major von Harrant und der Graf Solms zurückgekommen. Sie hatten die ganze Gegend durchsucht, besonders das Holz bis nach Steinmauren und Plittersdorf. Jean Debry

fanden sie nicht. Dagegen erzählte der Schulz in dem Dorfe Rheinau, auch kaiserliche Husaren hätten so eben einen geflüchteten, verwundeten Franzosen gesucht, an dessen Wiedereinbringung ihnen Alles gelegen sei. Sie hätten ihn nach seinem Aeußeren und seiner Kleidung beschrieben. Wenn man ihn fände, sollte man ihn ja nicht nach Rastadt bringen, sondern durch einen bezeichneten Weg um die Stadt herum nach Mükensturm, oder ihn nur sicher verwahren und melden, daß sie ihn abholen könnten.

Wie froh waren wir, daß wir ihn nun in unserer Mitte wüßten. Nie habe ich lebhafter empfunden, als in diesem Augenblick, wie sehr das Unglück die Menschen einander näher bringt. Keine Spur mehr von dem Andenken an das gewiß nicht verbindliche Benehmen der Französischen Gesandtschaft. Der anmaßende Minister war vergessen — man sah nur den leidenden Menschen, den überfallenen Minister.

Bald mischte sich unter diese Empfindung

auch einige Beruhigung in Ansehung der Folgen der schrecklichen That. Debry mußte uns allen das Zeugniß der herzlichsten Theilnehmung, der freundschaftlichsten Verwendung geben. Konnte irgend etwas die Leidenschaft des Französischen Direktoriums mildern, so war es sein Fürwort. Insonderheit durfte man erwarten, er würde sich der trefflichen Badenschen Regierung, des Landes, des Orts annehmen, um jede Art der Rache von den Gegenständen zu entfernen, welche sie sonst nur zu leicht, wenn auch noch so unschuldig, treffen konnte.

Jean Debry äußerte nun selbst den Wunsch, sobald abzureisen, als es nur mit Sicherheit geschehen könne.

Um sich davon zu überzeugen, giengen die Herren von Dohm, von Rosenkranz und von Gemming um 9 Uhr zu dem Rittmeister. Sie erklärten ihm die sämmtlichen Geretteten sollten, sobald der Zustand des verwundeten Debry und der kranken Madam Roberjeot es erlauben wür=

den, mit ihren Effekten, nach Plittersdorf an den Rhein gebracht werden. Sie würden eine Badensche Militärbedeckung erhalten: mehrere diplomatische Personen wollten sie begleiten. Man setze dabei voraus, daß er für die Sicherheit mit seiner Ehre und seinem Leben einstehen könne, auch eine Eskorte von einem Offizier und zwei Husaren mitgeben werde.

Der Rittmeister machte anfangs einige Schwierigkeiten, besonders wegen der Begleitung vom diplomatischen Korps. Bei dieser Diskussion soll er unter andern gesagt haben; „es sei ein Unglück; aber wer dafür „könne? auf Befehl sei es nicht geschehen."

Wie die Anwesenden ihm nun ihr Entsetzen zu erkennen gaben, das nur die Aeußerung der Möglichkeit eines solchen Verdachts erregen müßte, suchte er die Größe des Verbrechens zu mindern: „auch ihnen seien wol Generäle todt geschossen worden."

Endlich bewilligte der Rittmeister, was man verlangte; er begehrte aber einen schrift-

lichen Antrag. Die Gesandten begaben sich weg, um den Brief aufzusetzen. Das Cassino war jetzt die gemeinschaftliche Expeditionskanzelei.

Ich hatte unterdeß einen Weg nach der Rheinau gemacht, um die Leichname zu sehen.

Gott! welch ein Anblick!

Roberjeot's Körper lag etwa 200 Schritte von der Georgi-Vorstadt dicht an der Chaussee. Er war bekleidet. Die Kleidungsstücke bis an den Unterleib waren, wie in Blut getaucht. Die Brust war bloß; der rechte Arm ausgestreckt, aber die Hand schien abgehauen; der linke Arm lag am Körper. Gesicht und Hals waren auf eine unbeschreibliche Weise zerfleischt und mit Blut bedeckt *).

Ungefähr 50 Schritte davon lag Bonnier; wie jener mit dem Kopf gegen Mor-

*) Bei der nachmahligen Inspektion wurden 13 Wunden beschrieben, außer der vom Körper ganz abgetrennten und in sich wieder in vier Theile zerhauenen Hand.

gen, mit den Füßen gegen Abend, an der Seite der Chaussee gegen den Murg-Kanal. Er war fast ganz nackt, nur zum Theil mit einem bluttriefenden Hemde bedeckt. Der rechte Arm lag abwärts am Körper; der linke aufwärts über den Kopf. Ringsum stand ein Pfuhl von Blut und Wasser. Auch an diesem Leichnam waren Kopf und Hals fürchterlich zerhauen *).

Mit Grausen verließ ich die schreckliche Stelle. Aber die Erinnerung wird nie erlöschen: das schauderhafte Bild steht mir nur zu lebhaft vor Augen.

Als ich zurückkam, hatte Herr von Jordan gegen elf Uhr die Antwort des Obersten gebracht.

Er konnte den Obersten nicht selbst sprechen, ob er ihm gleich sagen ließ, er komme nicht nur Namens der königl. Preußischen Gesandtschaft, sondern auch Namens aller in

*) An Bonniers Körper wurden bei der Inspektion 6 Wunden beschrieben.

Rastadt noch anwesenden Gesandten. Man antwortete ihm, den Obersten könne er nicht sprechen, und wenn er von Gott dem Vater und dem Sohn käme. Auch bewegte er den Rittmeister, den er unterweges in Rothenfels traf, nur mit Mühe, das Schreiben an den Obersten gelangen zu lassen, da derselbe, wie er sagte, schon Kourriere und Stafetten genug die Nacht bekommen hätte. Jordan war so lange aufgehalten, weil zu Gernsbach ein falsches Gerücht war, die Franzosen seien schon in Rastadt.

Des Obersten Schreiben ist die Sprache eines Mannes von Ehre und von Herz. Ich habe eine Abschrift davon genommen.

„Auch ich fühle mich tief gebeugt durch den Schmerz, den mir die Nachricht jener schrecklichen That verursacht, die, wie ich erst aus Höchstderoselben Erlaß mit Gewißheit wahrnehmen muß an den Gesandtschaftspersonen der Französischen Nation durch einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutz der Nacht begangen worden sei.“

„Seien Ew. Exzellenzen überzeugt, daß in meinem, ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Busen dennoch ein Herz sich regt, welches über derlei Greuelthaten sich entsetzt, und zu eben so unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird."

„Ich gebe in dem Augenblick den Befehl, daß ein Offizier mit einem Kommando der sich glücklich geretteten Französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leiste, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehe lasse, die ich unter meinem Kommando jemahls gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß."

„Was die Begleitung der übrigen hochansehnlichen Gesandtschaften betrifft, so erlaubt mir meine Lage nicht von dieser Gegend meine Truppen zu zerstreuen, und ich bin überzeugt, daß niemand etwas zu fürchten haben wird, so wie auch zu dieser Greuel-

that nie jene von Plünderungssucht geblendete Verbrecher sich herabgelassen haben würden, wenn die Französische Gesandtschaft, welche vier und zwanzigstündige Frist zur Abreise bekam, bei Tage abgereiset wäre."

„Ich bitte daher, geruhen Ew. Exz. eben so von meinem bieder denkenden und tief gekränkten Herzen überzeugt zu sein, als ich unaufhörlich verharre u. s. w."

Dieser Brief trug ungemein viel bei, Alle zu beruhigen. Nun gestanden selbst die Furchtsamen keinen Zweifel mehr.

Ueberhaupt war die Stimmung sehr verändert seit Debry's Zurückkunft. Die allgemeine Niederschlagenheit wegen der Zukunft, die sich vorher mit der Trauer über das Vergangene verband, ließ jetzt fast ganz nach. Man glaubte sicher in Debry einen unverwerflichen Bürgen seiner Gesinnungen, einen dankbaren Fürsprecher zu haben. So ist der Menschen Natur. Wir sind nicht zu stetem Kummer geschaffen: wir greifen

so gerne jeden Trost, überlassen uns jeder keimenden Hoffnung.

Man hatte geeilt, die geretteten Personen von der Französischen Gesandtschaft von des Obersten Schreiben zu unterrichten. Debry äußerte noch anfangs einige Furcht: allein er gab sie auf unsere gemeinschaftliche Vorstellungen auf. Vorzüglich stärkte ihn das Versprechen, daß mehrere von uns ihn begleiten würden.

Die Zeit der Abreise ward noch auf den Mittag angesetzt. Die Aerzte hielten sowol für Debry bei seiner Verwundung, als bei Madam Roberjeot und Herrn Rosenstiel, die Reise für weniger bedenklich, als eine Verlängerung des angstvollen Aufenthalts in Rastadt. Sie wünschten alle sehnlich die Beschleunigung der Abreise. Wirklich fand ich Madam Roberjeot und meinen Freund Rosenstiel über meine Erwartung besser. Vielleicht war es Wirkung der Spannung: doch trug gewiß auch

die Sicherstellung der nahen Abreise viel dazu bei.

Ich hatte mich mit dem Freiherrn von Gemming verabredet, die Französische Gesandtschaft mit zu begleiten. Verschiedene andere wollten Gesellschaft machen, theils zu Pferde, theils in Wagen. Einige hielten es für rathsamer, die Begleitung zu unterlassen. Andere hatten unvermeidliche Abhaltungen.

Gemming übernahm es, in aller Namen mit dem Rittmeister die Bedingungen der Begleitung zu verabreden.

Dieser hatte zugleich mit dem Schreiben der Gesandten, worin ihm die Begleitung angezeigt ward, auch Befehle von dem Obersten erhalten, die Französische und Ligurische Gesandtschaft an den Rhein geleiten zu lassen. Er behauptete aber, es sei ihm ausdrücklich aufgegeben, keine Begleitung von diplomatischen Personen zuzulassen: die Deutschen Gesandten könnten ihre Rückreise antreten, aber nicht an den Rhein gehen.

Alle Vorstellungen waren vergebens. Jetzt diente ihm seine Verantwortlichkeit statt der Gründe. Er könne nicht zugeben, daß Gesandte sich ohne Noth auch nur den mindesten Anlaß zu Beschwerden aussetzten. Der Freiherr von Gemming wagte es daher nicht, die Abreise durch eine neue Unterhandlung mit dem Obersten vielleicht noch um einen Tag aufzuschieben. Er mußte sich damit begnügen, daß der Rittmeister endlich bewilligte, daß doch eine diplomatische Person mit folgte, um den übrigen von der Abfahrt über den Rhein Bericht zu erstatten. Dazu ward der Herr von Jordan bestimmt, weil er dem kaiserlichen Militär schon durch seine vorige Sendung bekannt sei.

Uebrigens sollte der Badensche Major von Harrant mit 6 Husaren und ein kaiserlicher Offizier mit 8 Mann Szekler Husaren sie decken.

Nun ward auch die Abreise aller gesandtschaftlichen Personen bestimmt. Man schlug

vor, sie aufzuschieben, bis man die Nachricht erhielte; die Französische und Ligurische Gesandtschaft wäre wirklich jenseits des Rheins angekommen. Allein dieser Vorschlag ward verworfen. Die Abreise könne alsdann leicht erst am andern Tage erfolgen: Pferde und Alles wären schon bestellt. Der Zweck werde eben so vollkommen erreicht, wenn man so lange wartete, bis von dem Rhein Nachricht nach Rastadt kommen könnte. Wenn keine käme, so wisse man ja sicher, sie wären auf das Schiff gekommen.

Man vereinigte sich also, vier Stunden später abzureisen, als die Fanzösische und Ligurische Gesandtschaft. Nur der Freiherr von Jakobi-Kloest erklärte, er könne, seiner häuslichen Einrichtungen wegen, nicht eher als am folgenden Morgen reisen.

Debry ward bestürzt, als er vernahm, die Begleitung des diplomatischen Korps sei durchaus abgeschlagen. Indeß faßte er sich bald, und sagte bestimmt: c'est impossible! non ce n'est rien. Auch gereichte die Be-

gleitung des Major von Harrant und des Herrn von Jordan ihm zum sichtbaren Trost. Er dankte allen Anwesenden innigst für ihre Theilnahme. Mit sichtbarer Rührung bezeugte er, daß er es uns allen nie vergessen würde. „Je ferai meme ce „que je pourrai, pour faire oublier le „forfait — das waren seine letzte Worte.

Madam Roberjeot bekam einen neuen Anfall vom Krämpfen, als sie die glücklichere Madam Debry abreisen sah. Für Rosenstiel fürchtete ich am meisten: allein bei der Abreise hielt er sich gut *).

Bei der Abreise wurden die Wagen und die darin befindlichen Effekten zurückgegeben. Von diesen war nichts geraubt. Die Behältnisse oben auf den Wägen waren nicht einmahl geöffnet, die Bagagewagen unberührt. Aber das bare Geld, Kostbarkeiten,

*) Von Madam Roberjeot habe ich nachher nichts weiter erfahren. Rosenstiel fiel in eine schwere Krankheit: doch ward er vollkommen hergestellt, und arbeitete wieder im diplomatischen Fach.

kleine Sachen zur Bequemlichkeit wurden größtentheils vermißt.

Dieses Verlustes ward jetzt nicht erwähnt. Aber Debry und Rosenstiel beklagten sich beide lebhaft über die Zurückhaltung der Papiere. Diese waren mit den Wägen von dem kaiserlichen Militär auf der Wache in Verwahrung genommen. Das Rastadter Oberamt war bei der Auseinandersuchung zugezogen, doch ohne etwas inventiren zu dürfen. Jetzt sollten sie alle in das Standquartier nach Gernsbach *). Vergebens verwandte sich der Badensche Staatsminister, Freiherr von Edelsheim, bei dem Rittmeister für ihre Auslieferung. Er schützte sich mit der ihm gegebenen Ordre.

So begann denn um ein Uhr Nachmittags der Zug zum dritten Mahl.

---

*) Erst am 13ten Mai wurden von den Oesterreichischen Vorposten-Kommandanten dem Französischen die Koffer, Kisten und Portefeuilles wieder ausgeliefert. Rosenstiel ließ darüber durch den Friedensrichter zu Strasburg einen Prozes verbal aufnehmen.

Der Abschied war erschütternd. Unsere feste Ueberzeugung, daß nun keine Gefahr möglich sei, ließ sich den so schrecklich Geängstigten dennoch nicht mittheilen. Was hätte ich darum gegeben, hätte ich mich nur zu Debry in seinen Wagen setzen dürfen!

Wenn sie mit uns sprachen, zwangen sie sich gefaßt zu scheinen. Wandten sie sich zu einander, so sah man Todesblässe in ihren Zügen. Nicht mehr bei Madam Roberjeot; sie war in tiefen Schmerz versunken. Aber Debry, Rosenstiel, beide Boccardi's verloren in dem Augenblick der Trennung fast alle Fassung. Debry nahm mit Schluchzen Abschied von Frau und Töchtern. Rosenstiel empfahl die Seinen, die schon längst in Strasburg waren, seinem Schwager Weiland.

XVII. Brief.

Karlsruh, den 1sten Mai 1799.

Nachdem die Französische Gesandtschaft und was zu ihr gehörte, abgereiset war, blieben die übrigen gesandtschaftlichen Personen noch bis um fünf Uhr in Rastadt.

Es waren vier peinliche Stunden. So wenig wir jetzt irgend etwas für die Reisenden besorgten, so hätten wir doch gerne die Nachricht erwartet, daß sie an den Rhein gekommen wären. Man hoffte von einer Minute zur andern, den Herrn von Jordan zurückkommen zu sehen. Aber auch das sollte nicht sein.

Ohne Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht länger, als die übrigen zurückbleiben. Dennoch war ich einer von den Letzten. Ich

mußte abreisen, und mich mit der Hoffnung trösten, es sei kein Unfall begegnet, weil wir keine Nachricht erhielten.

Sobald ich hier ankam, mußte ich den Arzt rufen lassen.

Während der schrecklichen Nacht vom 28sten unterdrückte die heftigste Spannung des Geistes das Gefühl des körperlichen Schmerzes. Ich war die ganze Zeit von Abends um sieben Uhr bis des andern Nachmittags um zwei Uhr in unaufhörlicher Bewegung, ohne auf einem Stuhl zu sitzen, fast ohne etwas zu genießen — und fühlte nichts in meinem Bein. Vom Kleinen auf das Größere zu schließen, habe ich jetzt einen anschaulichen Begriff, wie ein Verwundeter in der Hitze des Gefechts seine Wunde nicht fühlt.

Kaum war ich in meinem Wagen einigermaßen ruhig, als ich mich auch der Schmerzen nur zu gut bewußt ward. Meine Leute mußten mich aus dem Wagen in mein Zim-

mer tragen, und ich mußte mich gleich zur Ruhe begeben.

Indeß war an Schlaf nicht zu denken. Ich befand mich noch immer in einer zu leidenschaftlichen Bewegung. Das ganze Nervensystem war zu stark gereizt.

Der Arzt verordnete einen Umschlag von trockenen Kräutern, und ließ das Bein in eine horizontale Lage bringen. Zum Glück konnte man diese sonst nicht bequeme Stellung so einrichten, daß ich mit Hülfe eines kleinen tragbaren Schreibpults, das ich von Rastadt mitnahm, schreiben konnte.

So brachte ich den größten Theil der Nacht damit zu, eine umständliche Darstellung der schrecklichen Begebenheit aufzusetzen. Ich habe sie einem Kourrier mitgegeben, der gestern nach Hamburg abgieng. Hoffentlich wird sie eben so früh in Kopenhagen sein, als die Briefe, die mit der Post schon vorgestern abgesandt sind. Sie wird diejenigen, die in einem Augenblick solcher Gewaltthätigkeit vielleicht auch für mich fürch-

teten — in Ansehung meiner vollkommen beruhigen.

Gestern Vormittag erhielten wir aus Rastadt die detaillirte Nachricht von der Ueberreise der Französischen und Ligurischen Gesandtschaft.

Die Reise an den Rhein war nicht dem mindesten widrigen Zufall ausgesetzt. Mehrere Husaren sprengten außerhalb der Stadt heran, und schienen sich nach den Personen zu erkundigen, die in den Wägen saßen. Der Major von Harrant bemerkte, daß diese Zudringlichkeit Besorgnisse erregte. Er machte dem mitreitenden kaiserlichen Offizier darüber Vorstellung, und dieser entfernte augenblicklich die Unberufenen. Gleichwol vermehrte sich die Eskorte der Husaren unterweges bis an 30 Mann. Man wußte nicht gewiß, ob Plittersdorf noch von kaiserlichen Husaren oder schon von Franzosen besetzt sei. Das erstere fand sich, als man nach einer Viertelstunde dort ankam.

Ein Trompeter rief das Fährschiff vom Französischen Ufer.

Sämmtliche Personen giengen sogleich hinein. Schnell wandelte sich auf ihrem Gesicht der Ausdruck der Angst, die sie noch immer empfanden, in die Freude über die gewisse Rettung.

Ihr Dank gegen den Major von Harrant und den Herrn von Jordan war unbeschreiblich. Jean Debry dankte auch dem kaiserlichen Offizier, der die Eskorte führte, in wenigen Worten, die der Major von Harrant diesem übersetzte. „Obgleich was vorgegangen zu vergessen unmöglich sei, so werde er doch diese nun bewirkte sichere Leitung nie vergessen, und wenn ja einige von dem Regiment durch das Kriegsglück in die Hände seiner Nation fielen, so werde er Alles thun, damit nur dieser letzten Handlung gedacht, durch sie jede Empfindung von Rache verdrängt würde."

Debry gab der Eskorte noch ein Douceur. Seine Gattinn hatte bei dem Abfah=

ren aus der Stadt dem Staatsminister, Freiherrn von Edelsheim, eine Rolle mit hundert Louisd'or für die Armen in Rastadt eingehändigt.

In einer halben Stunde waren sie am Französischen Ufer. Noch war die Greuelthat dort unbekannt. Nach der Aussage der zurückgekommenen Kutscher schien es, daß Jean Debry selbst bemühet war, ihre Bekanntmachung dort noch zu verhindern.

Die Wägen wurden nun auch nach einander über den Rhein gebracht. Erst wie dies geschehen war, kehrten der Major von Harrant und der Legationssekretär von Jordan nach Rastadt zurück.

Hier wurden an demselben Abend die Leichname der beiden Minister Bonnier und Roberjcot auf dem Rastadter Kirchhof zur Erde bestattet, nach den Gebräuchen der katholischen Kirche. Die Kaiserlichen und Badenschen Wachen machten militärische Ehrenbezeigungen. Funfzehn Geistliche und eine zahlreiche Menge Menschen folgten dem

Zuge. Herzliche Theilnehmung und Trauer war in der ganzen Stadt verbreitet.

Nun war noch die gemeinschaftliche Urkunde abzufassen, welche schon in der Nacht auf dem Cassino verabredet war. Die Verfertigung des Aufsatzes ward einstimmig dem Herrn von Dohm aufgetragen. Er hatte sich, seiner schwachen Gesundheit ungeachtet, durch eine ununterbrochene Thätigkeit besonders ausgezeichnet; auch hatte er die beiden Schreiben an den Obersten Barbaczky verfaßt. Aus eben demselben Eifer für die gute Sache unterzog er sich jetzt gleichfalls dieses Geschäfts.

Vorläufig hatte, auf seinen Antrag, der Staatsminister, Freiherr von Edelsheim, bereits die Veranstaltung getroffen, daß die Leichname der ermordeten Gesandten auf der Stelle besichtigt wurden, auch daß man die Kutscher, welche die Wägen fuhren, vor dem Protokoll verhörte.

Ueber die Aussagen der vier Kutscher, welche die drei Französischen Minister und

den Sekretär Rosenstiel gefahren hatten, nahm der Markgräflich Badensche Hofrath und Geheimesekretär Posselt ein summarisches Protokoll auf. Sie stimmen alle darin überein, daß der Angriff von Husaren in kaiserlicher Uniform geschehen sei. Der erste Kutscher, welcher den Minister Debry fuhr, sagte, der Wagen sei von 6 Husaren angehalten, nachher wären aber mehrere hinzugekommen. Der Kutscher, welcher den Minister Roberjeot fuhr, meint, er habe einen Wachtmeister oder Korporal befehlen hören, zuzuhauen. Aber es ist aus den Aussagen schon an sich klar genug, daß diese äußerst geängstigten Menschen nicht im Stande waren, auf etwas irgend genau Acht zu geben. Also geschah, was ich voraussagte: die Mittel zur Erforschung der Umstände waren unzulänglich, sobald man sie nicht vervollständigte, mit anderen verglich und dann sorgfältig prüfte.

Die Besichtigung der Leichname ward Nachmittags vorgenommen von dem Ober=

amts-Assessor Bordoli, dem Oberamts-Physikus Herrmann, dem Landchirurgus Zwiebelhofer, den Rathsverwandten Mösmer, Becht und Ziel. Sowol der regnichten Witterung wegen, als um alles Aufsehen zu vermeiden, wurden die Leichname sogleich auf einer Tragbare nach der Rheinau gebracht, und dort gehörig untersucht. Das Resultat — die Gewißheit der Todesart — war nur zu klar: die Beschreibung höchst schauderhaft.

Beide Instrumente wurden sogleich nach Karlsruh gesandt *). Ueberdies erhielt der Major von Harrant Befehl sich gleichfalls dahin zu begeben, um die ihm besonders genau bekannten einzelnen Umstände der traurigen Begebenheit zu erläutern.

Den gestrigen ganzen Tag brachte Herr von Dohm damit zu, einen zusammenhän-

*) Diese Urkunden befinden sich bei dem in der Folge verschiedentlich gedruckten gesandtschaftlichen Bericht.

genden Bericht aufzusetzen. Dabei befragte er alle und jede, die nur irgend Kenntniß von einem und dem anderen Vorfall haben konnten, mit der aufmerksamsten Sorgfalt, und benützte mit großer Geschicklichkeit, was er auf diesem Wege noch zur Berichtigung des ersten Entwurfs in Erfahrung brachte. Die Absicht war vorzüglich, eine vollständige, möglichst richtige und unparteiische Nachricht zu geben, ehe unvollständige oder falsche Nachrichten verbreitet würden.

Darauf ward heute Morgen eine Konferenz aller hier anwesenden gesandtschaftlichen Personen gehalten. Herr von Dohm las seinen Aufsatz vor. Ein jeder bestätigte, was ihm selbst bekannt war, fügte auch noch wol etwas hinzu, oder veranlaßte durch Fragen eine genauere Entwickelung. Wir machten aber vorläufig aus, daß man sich so kurz, als möglich, fassen wolle: daher wurden bei dieser nachmahligen Erwägung mehrere Umstände übergangen, die nicht wesentlich zu

einer summarischen Darstellung gehörten *).

So ward der Aufsatz von Allen genehmigt, und zum Reinschreiben gegeben.

Morgen wird er unterzeichnet von den hier noch anwesenden Gesandten. Diese sind die Preußischen, Herr von Rosenkranz, Herr von Rheden, Freiherr von Rechberg, Freiherr von Gatzert, der Graf Taube, der Graf zu Solms-Laubach, Freiherr von Cruse, Doktor Schweitzer.

Man will zwei Originale verfassen. Zugleich ist dafür gesorgt, daß jeder der Anwesenden eine Abschrift erhalte für seine Kommittenten.

Die beiden Originale werden an des Erzherzogs Karl königliche Hoheit gesandt, und an des Markgrafen von Baden Durch-

---

*) Ich schmeichle mir um so mehr, das Publikum werde auch nach Jahren noch meine vorstehende umständlichere Erzählung mit Interesse lesen, da sie Vieles enthält, was der gesandtschaftliche Bericht gar nicht, oder nur kurz berichtet; ob ich gleich natürlicher Weise die Hauptumstände auch mit diesem übereinstimmend anführe.

laucht. Das erstere soll unser Legationssekretär, Herr von Eyben, in Person überbringen. Er wird morgen Nachmittag damit in das Hauptquartier reisen, das noch in Stockach ist.

Beide Schreiben hat der Herr von Dohm aufgesetzt. Ich lege Dir eine Abschrift davon bei. Sie gehören, meines Bedünkens zu den gelungensten Aufsätzen der Art; desto verdienstlicher, je schwieriger hier die Wahl der Ausdrücke in jeder Rücksicht war.

„Wir unterzeichnete, zu dem Friedenskongreß in Rastadt bevollmächtigt gewesene Gesandte und Abgeordnete Deutscher Reichsstände haben es für unsere Pflicht gehalten, von dem höchst traurigen Vorgang, dessen handelnde und leidende Zeugen zu sein wir das Unglück gehabt, mit gewissenhafter Genauigkeit eine Darstellung zu entwerfen, die wir unseren höchsten Höfen und Kommittenten, so wie auch des Herrn Markgrafen von Baden Hochfürstliche Durchlaucht als

Landesherrn, als durchaus wahr verbürgen können."

„So sehr wir es empfinden, in wie hohem Grade diese Nachricht Ew. königl. Hoheit großem und edelm Herzen schmerzhaft sein werde, so glauben wir doch die Ehrfurcht, die wir Höchstdenenselben schuldig sind, verpflichte uns vorzüglich, Ew. königl. Hoheit, als kommandirendem General der kaiserlich königlichen Armee diese unsere Darstellung so schnell wie möglich, unterthänigst vorzulegen, weshalb wir den bei der königl. Dänischen Gesandtschaft angestellten Kammerjunker von Eyben abgesandt, um die Gnade zu haben, dieses Ew. königl. Hoheit unterthänigst zu überreichen. Wir ersterben mit tiefgebeugtem Herzen und in tiefster Ehrfurcht rc. *).

---

*) Der Erzherzog antwortete auf dieses Schreiben am 4ten Mai, indem er unter der innigsten Beileidsbezeigung versicherte, daß die öffentliche Genugthuung gewiß der kriegsrechtlichen Entscheidung vollkommen entsprechen werde. Wer das Schreiben aber bekom-

Das Begleitungsschreiben an den Markgrafen von Baden war folgenden Inhalts.

„Wir unterzeichnete, zu dem Friedenskongreß in Rastadt bevollmächtigt gewesene Gesandte und Abgeordnete Deutscher Reichsstände, haben es für unsere Pflicht gehalten, von dem höchst traurigen Vorgang, dessen handelnde und leidende Zeugen zu sein wir das Unglück gehabt, mit gewissenhafter Genauigkeit eine Darstellung zu entwerfen, die wir unseren höchsten Höfen und Kommittenten, so wie auch des Herrn Erzherzogs Karl königl. Hoheit, als kommandirenden General der kaiserl. königl. Armee als durchaus wahr verbürgen können."

„Obgleich wir Ew. hochfürstlichen Durchlaucht durch Höchstdero Behörden von dieser schrecklichen Begebenheit bereits unterrich-

---

men hat, weiß ich nicht. Alle Gesandtschaften waren am 4ten Mai bereits aufgelöset und aus einander gegangen; auch ist mir nicht bekannt, daß sie irgend einem aus ihrem Mittel noch einige Aufträge für die Folge gegeben hätten.

tet voraussetzen dürfen, so glauben wir doch Höchstdenselben als Landesherrn, dieses unser Zeugniß, das zum Theil Thatsachen befaßt, welche aus dem Bemerkungskreise der Rastadter Lokalobrigkeit liegen, ehrerbietigst darlegen zu müssen."

„Zu den mannichfach schmerzhaften Empfindungen dieses Augenblicks gehört auch diese, daß wir eine so traurige Veranlassung erhalten, Ew. Hochfürstl. Durchlaucht nochmahls vereint unsern unterthänigsten Dank für alle während unsers Aufenthalts in Höchstdero Landen uns bezeigte Huld, so wie die tiefste Ehrfurcht zu bezeugen, mit der wir u. s. w."

Der gesandtschaftliche Bericht sowol, wie beide Schreiben sollen noch das heutige Datum erhalten. Morgen in aller Frühe werden schon mehrere von denen abreisen, die noch zusammen hieher giengen.

Dies ist also der letzte Hauch dieses unglücklichen Kongresses, der, obgleich fruchtlos, dennoch in den Annalen der Geschichte aus

mehr als einer Rücksicht, stets merkwürdig bleiben wird. Er begann unter den trübesten Auspizien, kränkelte stets während seines Daseins, endigte mit Schrecken. Aber er giebt den Staatsmännern manche wichtige Lehre, die es wahrlich wol verdient, daß sie studirt und beherziget werde.

XVIII. Brief.

Karlsruh, den 3ten Mai 1799.

Der Sieg, lieber Bonstetten, fährt fort sich für die Seite des Rechts zu erklären. Sie wissen schon, wie bestimmt ich Oesterreich für den unschuldigen Theil halte, der zuletzt zu seiner Selbsterhaltung zu den Waffen greifen mußte *).

Die Oesterreichisch-Russische Armee hat am 21sten April Brescia besetzt. Am 24sten ist sie über den Oglio gegangen. Die Franzosen sind in mehreren Gefechten mit großem Verlust geschlagen. General Su-

*) Kaiser Napoleon hat in der Folge dem damahligen Französischen Direktorium über die Erneuerung des Krieges selbst Vorwürfe gemacht.

warow ist schon zu Treviglio angekommen, sieben Stunden von Mailand. Kein Zweifel, daß diese schöne Stadt in wenig Tagen wieder ihren alten Herrschern unterworfen ist.

Möchte ich doch Ihnen eben so viel Hoffnung machen können, von der nahen Befreiung Ihres Vaterlandes.

Aber es scheint, als halte ein feindseliger Genius die Oesterreicher von dieser Seite zurück. Der Erzherzog Karl ist, wie durch eine magische Kraft gehemmt im Lauf seiner Siege, da ihm Alles die glänzendsten Fortschritte verspricht.

Seit der Einnahme von Schafhausen und Eglisau zweifelte man nicht am mindesten am Vorrücken seiner Armee. Jetzt hindert ihn nicht die Jahrszeit, nicht Mangel an Lebensmitteln. Die Armee ist mit Allem in Ueberfluß versehen, ist selbst an der Zahl der feindlichen weit überlegen. Sie ist von dem besten Geist erfüllt, angeführt von einem General, den sie anbetet, der Al-

les, Alles mit ihr beginnen kann. Schon erfochtene, große Siege müssen ihren Muth, ihre Hoffnungen erhöhen; die täglichen Erfolge der Waffenbrüder in Italien reizen sie zur Nacheiferung.

Gleichwol steht sie unbeweglich still: wahrscheinlich gegen den Willen ihres muthigen, raschen Anführers.

Es müssen sonderbare, verborgene Ursachen sein, die eine solche Zögerung bewirken. Irgend eine unglückliche Intrigue, wieder eine Unentschlossenheit des Kabinets, die Oesterreich so oft den glücklichen Moment verfehlen ließ, der nicht wieder kömmt.

Daß er jetzt da sei, um die Schweiz zu befreien, beweist nichts stärker, als die Angst der Franzosen. Alle ihre Anstalten beweisen, daß sie nichts mehr fürchteten, als einen Angriff auf die Schweiz. Dahin ziehen sie ihre größte Stärke.

Massena ist am 18ten April definitiv zum Obergeneral der Donau und Helvetischen Armee ernannt. Nachher ist die Be-

nennung der Helvetischen Armee ganz aufgehoben: sie ist dem Befehlshaber der Donauarmee untergeordnet. Er wendet alles Ersinnliche an, um sich zum Widerstand zeitig vorzubereiten. Die besten Offiziere aller Grade sind um ihn versammelt. Es werden ungeheure Massen von Geschütz und Waffen zusammengebracht. Und die Oesterreicher lassen ihm zu allem Zeit.

Man hat behauptet, es sei Besorgniß von der Seite von Graubündten, was die Oesterreichische Armee zögern lasse, in die Schweiz vorzurücken, bis kombinirte Angriffe ihr auch Graubündten wieder geben. Allein Militaire, welche die Gegend kennen, versichern, die Franzosen könnten von Graubündten aus nicht offensiv zu Werk schreiten; am wenigsten jetzt, da sie wieder aus Tyrol herausgeschlagen sind, und in Italien so unglücklich streiten.

Ueberdies soll die Stimmung in Graubündten so entschieden gegen die Franzosen sein, daß sie sicherlich nicht wagen dürfen

ihre Truppen dort zu vermindern. Bloße Furcht ist, vielleicht die schreiendste Gewalt, welche die sogenannte Vereinigung Graubündtens mit der Helvetischen Republik bewirkt hat. Wahr ist es, die Franzosen haben, sobald sie Chur erobert hatten, eine provisorische Regierung in ihrem Sinn angeordnet. Diese hat schon den 15ten April die Vereinigung mit der Helvetischen Republik proklamirt. Am 21sten haben die Helvetischen Regierungskommissäre und die provisorische Regierung des Rhätischen Volks den Vereinigungstraktat von Graubündten unterzeichnet. Allein was sind todte Buchstaben gegen den Geist? Lassen Sie den mindesten Schein der Hoffnung eintreten, den Franzosen mit Erfolg sich zu widersetzen — und Sie werden bald sehen, wie diese kühne Bergbewohner das ungewohnte Joch wieder abwerfen.

Kann doch in der Schweiz selbst eine schon weit länger und sorgfältiger organisirte Regierung das Volk nicht dahin brin-

gen, mit den Franzosen gemeinschaftlich zu wirken! Und doch hat sie eine beträchtliche Französische Armee im Lande; doch hat sie eine allerdings zahlreiche Partie unter ihren Mitbürgern, die es mit dem Französischen System halten, weil sie ihr äußeres Glück in der Umwälzung finden.

Nicht einmahl die gesetzgebenden Räthe wollen sich folgsam beweisen.

Das Direktorium schlug am 5ten April abermahls eine Kongreßerklärung gegen Oesterreich vor. Man hatte alle Kunst aufgeboten, sie annehmlich zu machen, die Leidenschaften zu reizen. Das Manifest war schon in voraus bereitet, war vielen Mitgliedern vorgelegt. Sie ward dennoch abgeschlagen.

Viele Mitglieder der Räthe selbst schlichen sich in der Stille weg. Es war, als fürchteten sie sich, länger für Theilnehmer an den Maßregeln der Regierung angesehen zu werden. Ein Dekret der Anwesenden rief sie am 1sten April zurück. Man sagte gerade zu, in dem Schooß der gesetzgebenden

Versammlung, sie hätten sich nur deswegen entfernt, weil sie um wieder zu erscheinen warteten, ob die Russen oder die Oesterreicher kommen würden.

Die kräftigen Maßregeln des Direktoriums zur Aushebung der Eliten — die einzige, die ihm übrig blieb, wenn es wirklich etwas für die Franzosen thun wollte — hatten die unmittelbare Folge, allenthalben offenbaren Aufstand zu veranlassen. Das Direktorium hat die auszuhebende Mannschaft von 18 bis 45 Jahren in der Schweiz auf 80 bis 100,000 Mann berechnet: sicherlich wird es nicht den fünften Theil zusammenbringen. Es sagt selbst in seinem Amtsblatt, daß überall ein mehr oder weniger offener Krieg gegen das Aufgebot für die Vertheidigung des Vaterlandes herrsche; daß man selbst den bedroheten Grenzen die nöthigen Truppen habe entziehen müssen, um sie fast auf jeden Punkt des eigenen Gebiets zu Dämpfung der Unruhen zu gebrauchen.

Die ersten Unruhen brachen in Appenzell und Toggenburg aus. Man sandte nur gegen zwei Distrikte 1500 Schweizer-Truppen und 400 Franzosen mit Artillerie, ehe sie entwaffnet wurden. Zu gleicher Zeit rottete sich das Volk im Kanton Solothurn in der Gegend von Olten zusammen. Ungeachtet aller Wachsamkeit der Französischen Patrouillen zogen die jungen Leute haufenweise über den Rhein um lieber zu den Oesterreichern zu gehen. Auch im Kanton Glarus mußte man das Volk mit Gewalt der Waffen bezwingen, und nachher der militärischen Macht unterwerfen. Zu Menzigen und Rhynach im Kanton Argau mußten Lemanische Truppen die Unruhen unterdrücken. Sogar im Kanton Zürch in Illnau und fünf dazu gehörigen Gemeinden und zu Kloten, auch im Kanton Basel, wo die Einwohner zuerst der Revolution gehuldigt hatten, gab es blutige Auftritte, als man die Eliten aushob. Selbst im Kanton Luzern,

in einer geringen Entfernung von dem Sitz der Helvetischen Regierung, den eine beträchtliche Zahl Französischer Truppen deckte, entstand ein gewaltsamer Aufruhr. Zu Rußwyl mußten zahlreiche Französische und Helvetische Truppen das bewaffnete Volk bekämpfen. Am 22sten April rückte sogar der Französische General Nouvion mit einem beträchtlichen Französischen Korps in Luzern ein, um nur das Direktorium zu sichern. Auch im Berner Oberland war der Aufstand allgemein. Zwar ward er gedämpft, weil er planlos war, unzusammenhängend, nicht von geschickten Anführern geleitet. Aber allenthalben floß Blut; allenthalben wurden viele der Franzosen erschlagen, von denen das Direktorium unaufhörlich posaunet, daß sie nicht aufhören sich um das Vaterland verdient zu machen.

Und so bestimmt kündigte sich in der ganzen Schweiz die Stimmung des Volks an, nur auf die erste Nachricht von den Unfällen der Französischen Donauarmee. Was

hätte es nicht geleistet, wenn die Oesterreicher selbst vorgerückt wären, wenn das Volk wüßte, daß es mächtige Hülfe an seinen Grenzen erwarten könne.

Nehmen sie nun dazu, daß schon wirklich ein Regiment geübter Schweizer bereit ist zu der kaiserlichen Armee zu stoßen, so bald sie sich den Grenzen nähert. Es ist das Regiment Roverée, dessen Oberst schon in dem ersten Kampf für Berns Freiheit eine so glänzende Rolle spielte. Im März kam die Organisation völlig zu Stande. Zwar besteht es nur aus ungefähr 800 Mann; aber solche Soldaten, von solchem Sinn beseelt, so der Gegend kundig, sind nicht nach Kopfzahl abzuwägen.

Am 8ten April leistete dies Korps zu Neu-Ravenspurg vor dem Alt-Schultheis Steiger mit rührendem Enthusiasmus den Eid der Treue für das alte Schweizerische Vaterland. Kaum hatte der würdige Greis ihn seinen Kindern abgenommen, so verlangte er das zu thun, was die übrigen

gethan hatten. „Auch ich, Herr Oberst,“ sagte er, „werde den Eid der Treue leisten.“ Und er schwur ihn in Gottes Angesicht mit lauter Stimme in die Hände des Obersten des Schweizerkorps.

Nun erwartet er unter dieser ihm mit ganzer Seele ergebenen Schaar, mit Sehnsucht den Augenblick, wo die Oesterreicher kräftigere Schritte zur Befreiung der Schweiz thun werden. In dieser Hoffnung hat er eine Erklärung an die zur Rettung ihres Vaterlandes vereinigten Schweizer geschrieben; eine kräftige Anrede, von der man sich gewiß die beste Wirkung versprechen kann. Sie ist schon gedruckt und soll in dem Augenblick vertheilt werden, wo das Korps mit der kaiserlichen Armee auf den Schweizer-Boden einrücken wird. Ein Freund in dem Hauptquartier hat mir ein Exemplar gesandt, das ich Ihnen beilege. Ehe sie es bekommen, ist die Schrift hoffentlich schon vertheilt.

„Unter allen Staaten, die das namenlose

Unglück erlitten, von dem Französischen Direktorio angefallen, umgestürzt, ausgeraubt und unterjocht zu werden, hat wenigstens die Schweiz den Trost erhalten, daß ihr Fall in dem übrigen Europa die meiste Theilnahme erregt, und mehr als alle andre Ereignisse zur Belehrung der Welt, über die Absichten der Urheber dieser Gewaltthaten beigetragen hat. Jedermann wußte es, wie glücklich der Zustand und wie friedlich die Staatsmaxime der Schweizerischen Stände zu allen Zeiten gewesen sind; wie hier einzelne Landschaften und Berggegenden ruhig und bescheiden einer ursprünglichen freien Landesverfassung genossen, dort unter den verschiedenen, ebenfalls republikanischen Städten, ein mehr oder weniger größeres Gebiet zum gemeinsamen Schutz vereiniget war; alle aber durch ein zwar schwaches, aber bei Treue, Redlichkeit und Völkerrechten hinreichendes, selbst durch seine religiöse Benennung Eidgenossenschaft ehrwürdiges Band der Freundschaft vereinigt waren; wie sie ursprüng-

lich durch ihre Tapferkeit, späterhin durch ihre Genugsamkeit und ihre Friedensliebe sich die Achtung der Welt erworben, und so lange Zeit einer wohlverdienten, ihnen von Niemand mißgönnten Unabhängigkeit genossen haben. Die Welt und alle Sachkundigen mögen es zeugen, ob unter diesem Zustande nicht zutrauliches Verhältniß zwischen den Regierenden und Regierten, bürgerliche Freiheit und persönliche Sicherheit, Fleiß und Wohlstand, Zufriedenheit und Glück in einem hohen Grade herrschten, gefällige und menschenfreundliche Anstalten aller Art gediehen: also, daß dieses gesegnete Land von allen Fremden besucht, geliebt, als der Sitz der wahren Freiheit, und des ruhigsten Glücks geachtet und gepriesen wurde."

„Topographische Lage, unmittelbare Nachbarschaft, mannichfaltige Handels- und andere Verhältnisse hatten uns seit langer Zeit nahe mit Frankreich verbunden. Niemand ist, der es nicht wisse, wie wesentliche Dienste die Schweiz dieser Nation zu allen Zei-

ten geleistet, mit ihr sogar die engste bundesmäßige Freundschaft unterhalten habe. Selbst als wir zu Anfang der Revolution die empörendsten Kränkungen und Beleidibigungen aller Art erfuhren, die treuen Schweizergarden zu Paris ermordet, und vierzehn Regimenter, der feierlichen Kapitulation ungeachtet, schimpflich zurückgewiesen waren, so wurden diese Gewaltthätigkeiten nicht einer feindseligen Absicht, sondern den Stürmen der Revolution zugeschrieben, das Gefühl der Nationalrache zurückgehalten und obgleich bei ganz veränderten Umständen, aus Beharrlichkeit an alte Staatsmaximen mitten in dem bedenklichen Kriege, den Frankreich damahls auszustehen hatte, vielleicht zu Unserm eigenen Nachtheil, die Neutralität der Schweiz erklärt; eine Neutralität, welche die damahligen Machthaber in Frankreich selbst für ihren größten Vortheil ansahen. Gleichwol fiengen sie mit uns, so wie mit allen neutralen Staaten, unmittelbar dabei an, und fuhren, je nach dem

Wechsel des Kriegsglücks, bald leise und schmeichelnd, bald stolz und gebieterisch, ununterbrochen damit fort, diese Neutralität auf die willkührlichste Art als bloß zu ihren Gunsten gemacht zu erklären, uns mit den beleidigendsten Zumuthungen zu belagern, mit einem Worte, uns mehr wie ihre Diener, als wie einen unabhängigen Staat, ansehen und behandeln zu wollen. Während alle andere Mächte Europens unsern Entschluß, obschon sie ihn nicht gewünscht hatten, dennoch respektirten, das Völkerrecht in allen seinen Theilen heilig beobachteten, uns unbefährdet und ungeplagt im Zustande des Friedens ließen, so war es hingegen den Franzosen nicht genug, daß man den gegen sie kriegführenden Mächten weder Mannschaft noch Geld, weder Waffen noch Munition oder andere Kriegsbedürfnisse zukommen ließ: sondern sie glaubten noch, daß alles das nur gegen ihre Feinde verboten, für sie aber erlaubt, oder gar durch die Neutralität geboten sein solle. Gab es Leute, die zu

ihren Armeen übergiengen, so sollte man jedermann seine Freiheit lassen, wollte aber jemand bei andern Mächten Dienste nehmen, so begehrten sie, daß solches als Falschwerbung oder Verletzung der Neutralität behindert oder bestraft werde. Waren sie in Gefahr verfolgt zu werden, so sollte man Armeen aufstellen, um solches zu verhindern, und den verbündeten Mächten die Ausführung von Planen verwehren, die sie nie gehabt hatten; sobald aber die Französischen Truppen uns allein umringten, so foderten sie wieder, daß wir auch die schwächsten Truppenkontigente einziehen, und uns bloß auf ihre Treue verlassen sollen; Handel und Wandel mit Lebensmitteln, Vieh, Waaren u. s. w. sollte nur gegen sie erlaubt, gegen andre aber verboten sein. Sie wollten sogar ihre revolutionäre Polizei in unserm Lande ausüben, oder durch uns, wie durch ihre Agenten, ausüben lassen. Den Unglücklichen, die durch sie vertrieben oder vor ihren Gewaltthaten geflohen waren, sollte man

keine Zuflucht in unserm Lande gestatten; andre wurden von ihnen zu uns deportirt, und dabei begehrt, daß wir sie wie eine ihnen untergeordnete Macht weiter über unsre Grenzen schaffen sollen. Jeder Franzose aber, der mit dem Zeichen des Aufruhrs an der Stirn in unser Land trat, sollte ungestraft allen unsern Gesetzen und Verfassungen Hohn sprechen können, und dafür unsrer Polizei und Justiz entzogen sein. Man sollte sogar in der ganzen Schweiz nur für sie reden und schreiben dürfen, die Freiheit der Partikularmeinungen wurde als Feindseligkeit erklärt; mit einem Worte, der Geist und die Absicht ihres ganzen Betragens gieng schon früh dahin, durch Anschwärzungen einerseits, und Schmeicheleien andrerseits, den Saamen der Zwietracht in die verschiedenen Regierungen zu bringen, und unter dem Vorwande der Freundschaft gänzliche Unterwürfigkeit von uns zu fodern. Während sechs kummervollen Jahren mußte man fast ausschließlich damit beschäftigt sein, ih-

ren immer erneuerten, nie zu ersättigenden beleidigenden Zumuthungen nachzugeben, oder dieselben auszuweichen, zu beseitigen. Die Anlässe dazu waren so häufig, die Bemühung so groß, daß unser Betragen vor der unparteiischen Welt beinahe einer Entschuldigung gegen die übrigen kriegführenden Mächte nöthig hatte, und niemand uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen konnte, als wer mit unsrer Lage und innern Verfassung bekannt, und von den tausendfältigen Plagen, Anwurfen und Drohungen, womit man uns Französischer Seits immerfort umringte, genau unterrichtet war."

„Gleichwol gelang es noch der Eidgenossenschaft durch alle diese Besorgnisse und Mühseligkeiten durchzukommen, bis das gegenwärtige Französische Direktorium die unumschränkte Gewalt in Frankreich erlangt hatte: und endlich glaubte man das Ende der Zudringlichkeiten und der Bekümmernisse erreicht zu haben, als der Friede mit Sr. kaiserlichen Majestät, mithin auch dem gan-

zen festen Lande, abgeschlossen war. Allein sobald das Direktorium von daher freie Hände bekam, und seine Absichten mit Sicherheit durchsetzen konnte, so fieng der längst gehabte Beraubungs-, Beherrschungs- und Unterjochungsplan gegen die Schweiz, durch schnell auf einander folgende feindselige Maßregeln, sich zu entfalten an. Seine Beweggründe dazu waren zwar nicht schwer einzusehen. Es ist allgemein bekannt, daß das Französische Direktorium gleich bei dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio eine große Unzufriedenheit über denselben bezeigte, und daher auch unmittelbar damit umgieng, den Hauptzweck desselben, der zur Befestigung des Friedens die unmittelbare Berührung zwischen Oesterreich und Frankreich aufzuheben suchte, wieder umzustürzen, zu diesem Ende die Schweiz in seine Gewalt zu bekommen, um Oesterreich und Deutschland von dieser Seite wieder angreifen zu können, und durch Ausbreitung der revolutionären, mit keinem Völkerrechte verträglichen, Gewalt-

samkeiten, Vorwände zu einem neuen Kriege entweder zu veranlassen, oder selbst zu finden. Die Amtsblätter des Direktorii schämten sich übrigens nicht, öffentlich und deutlich genug anzukündigen, daß man sich unserer Schätze, unsrer Magazine, unsrer Zeughäuser bemächtigen, die ganze Schweiz zu einer Französischen Kolonie, unsre Berge zu ihren Schanzen, unsre Mannschaft zu einem Vortrab der Französischen Armeen machen, und sie bloß zu ihrem Nutzen aufopfern lassen wolle. Daher wurden ihre Zeitungen, die nur den Willen des Direktorii ausdrukken dürfen, auf einmahl mit Lügen und Verläumdungen aller Art gegen die Schweizerischen Regierungen angefüllt, um dieselben zu entehren, zu erniedrigen, ihnen wo möglich alles Zutrauen und alle Achtung zu benehmen. In der Absicht uns schon zum voraus an gänzliche Unterjochung zu gewöhnen, und entweder zu feindseligen Maßregeln zu reizen, oder ohne Widerstand Alles, was sie wollten, auszuführen, wurden Fo-

derungen auf Foderungen an uns gehäuft, die dem Ton und dem Inhalt nach, gebieterische Befehle waren, unsre Unabhängigkeit geradezu zerstörten, und dabei schienen sie gleichwol jede derselben als eine Bedingung des Friedens anzugeben. Während sie die Unverschämtheit hatten, von uns die Entfernung des Großbritanischen Ministers gebieterisch fodern zu wollen, sandten sie uns ohne Bekanntmachung einen revolutionären Agenten in das Land, dessen Person schon eine Beschimpfung der Eidgenossenschaft war, der ungestraft öffentlich an Aufruhr und Empörung sollte arbeiten können, und der sich unmittelbar in den Zustand des Krieges mit allen Schweizerischen Regierungen setzte. Bernische Gesandte, die nach Paris abgeschickt wurden, um die Ursachen dieser Feindseligkeiten zu erfahren, und wo möglich ihre Fortsetzung abzuhalten, wurden ohne Gehör unter betrügerischen Einschläferungen weggeschickt, darum weil sie nicht in Brandschatzungen und Bestechungen gewisser Direkto-

ren eintreten wollten, die Ehre und Klugheit auszuschlagen geboten, und die nach dem Beispiele so vieler anderer Staaten nur unsern Untergang beschleunigt hätten. Die Schweizerischen Theile des Bisthums Basel wurden unter dem Vorwand der Subrogation in die Rechte des Bischoffs mit Truppen besetzt, die eidgenößische Stadt Biel durch einen plötzlichen Ueberfall zur Uebergabe an Frankreich gezwungen, das Waadtland durch eigens abgeschickte Agenten und durch betrügerische Hoffnungen zur Empörung gebracht, hierauf zur vorgeblichen Unterstützung derselben mit einer Armee überschwemmt, um von da ohne Widerstand oder wenigstens mit geringerem Widerstand weiter ins Herz der Schweiz vorrücken zu können. Als Bern nebst den anderen vorliegenden Ständen schon bei dem ersteren Ereignisse die feindseligen Absichten einsah, zu seiner Vertheidigung die Landesmacht aufstellte, die übrigen Stände zur Hülfe aufrief, anfänglich auch Alles dazu mit rüh-

rendem Enthusiasmus bereit und willig war; so wurden diese Vertheidigungsmaßregeln als ein feindseliger Angriff angegeben, und durch Kunstgriffe aller Art und mit doppelsinnigen Worten die Meinung zu gründen gesucht, daß die Franzosen keine feindselige Absichten hätten, daß ihre Truppen nur gegen Bern und Solothurn bestimmt seien, daß sie allein an dem Eintritt der Franzosen Schuld sein würden u. s. w., dadurch dann die friedliche Leichtgläubigkeit bethört, die Einigkeit der Schweiz gelähmt, die vorliegenden Stände geschwächt, und die entfernteren sich nicht in Gefahr glaubenden Kantone, in der Meinung sich zu retten, an ihrem eigenen Untergang zu arbeiten veranlasset wurden. Durch eben solche Mittel und betrügerische Versprechungen wurden selbst treue Gemeinden und Partikularen, zum Landesverrath angelockt. Dörfer und Städte, die die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes ergriffen, mit Brand und Verheerung bedroht, denen aber, die sich durch solche

Schreknisse erschüttern ließen, heuchlerische und nie gehaltene Sicherheitspatente ausgetheilt, Kanton gegen Kanton, Distrikt gegen Distrikt, das Volk gegen die Obrigkeit aufgehetzet, die Obrigkeit selbst durch empörende Drohungen oder Verläumdungen entzweit und erschreckt, und endlich, um Alles in Verwirrung zu bringen, von ihnen sogar ihre eigene Zernichtung, der Verrath des Vaterlandes gefodert. Als auch dieses nicht hinreichte, so wurde man mit betrügerischen Friedensanträgen, während welcher sie ihre Truppen verstärkten, aufgehalten, jede Bedingung derselben war aber, nebst der empörenden Ungerechtigkeit, noch doppelsinnig in zweideutigen Ausdrücken abgefaßt; ihre Ausführung physisch unmöglich; ihr Resultat gieng auf nichts weniger, als Land und Leute ohne Weiteres der Französischen Willkühr zu überliefern, und dagegen wurde nicht das Mindeste, selbst nicht einmahl der Abzug ihrer Truppen, versprochen. Zuletzt hatten sie noch die Schamlosigkeit, uns mitten

in einem heiligen Waffenstillstand auf die treuloseste Weise anzufallen, und so war es kein Wunder, wenn eine kriegsgewohnte durch Raublust angetriebene Armee gegen einen durch Furcht und leichtgläubige Verblendung, durch Auflösung seines Oberhaupts, durch Zwietracht und offenbare Aufwiegelung in Verwirrung gebrachten, muthlos gewordenen, wegen des treulosen Ueberfalls des Feindes an Verrätherei glaubenden Haufen von Landleuten in kurzer Zeit hat siegen können, ungeachtet noch in diesen letzten Aeußerungen der Schweizerischen Landeskraft, die seltensten Beispiele von Tapferkeit und der erhabensten Vaterlandsliebe geliefert worden sind."

„Allein kaum war der Feind in unser Land gedrungen und hatte den mächtigsten Theil der Schweiz überwältiget, so wurde die Larve weggeworfen und dem bis dahin verstellten Raub- und Unterjochungsplan der ungezähmte Lauf gelassen. Unsere Kassen und Kapitalien wurden ausgeraubt, un-

sere Magazine aufgezehrt oder verkauft, unsere Waffen und Zeughäuser weggeführt, unsere Wohnungen und Dörfer geplündert, das ganze Land mit immer mehreren Truppeneinmärschen und Durchmärschen überschwemmt, Alles, was reich und wohlhabend war, mit ungeheuren unerschwinglichen Brandschatzungen zu Grunde gerichtet, Städte und Landschaften entwaffnet, das gemeine Wesen in allen seinen Theilen zertrümmert, vom obersten Magistraten bis zum letzten Gemeindsvorgesetzten niemand an seiner Stelle gelassen, und uns dagegen mit Gewalt der Waffen ein abgeschmacktes Gewebe von leeren Sentenzen und revolutionärischer Hierarchie, welches sie eine Konstitution nannten, aufgedrungen, das sich mit allen Bedürfnissen, Gewohnheiten und Hülfsmitteln der Schweiz im ungeheuersten Widerstreit befindet, gegen welches, wenn sie es früher angekündigt hätten, die ganze Schweiz sich mit vereinter Macht würde empört haben, und das zu nichts Anderem

zweckmäßig eingerichtet ist, als um die Herrschaft der Franzosen durch ein substituirtes, von ihnen selbst gesetztes, oder unter ihren Anhängern erzwungenes, mit ungeheurer Gewalt versehenes Direktorium auf alle künftige Zeiten festzusetzen, und Land und Leute ihrer beständigen Willkühr zu unterwerfen. Ungeachtet, nach ihrer Sage, der Krieg bloß gegen Bern und Solothurn gerichtet sein sollte, so wurde dennoch mit den Französischen Truppen sogleich weiter in die übrige Schweiz vorgerückt. Zürch und Luzern, die in allem ohne Ausnahme nachgegeben, alles Unrecht erduldet, sogar dem neuen Verfassungjoche sich unterworfen hatten, wurden mit Brandschatzungen belegt, mit Truppen überzogen, gleich wie die anderen Stände ihrer Schätze, Magazine und Kirchen beraubt, und das freie Walliserland mit Brand und Verherung unter ihr Joch gebracht. Die demokratischen Kantone, die durch die bisherigen Vorfälle über die Absicht des Feindes belehrt, von alter Helden=

kraft beseelt, durch ihre unwegsamen Gebirge beschützt, und begünstiget waren, konnten weder mit Schmeicheleien noch mit Drohungen, noch mit Gewalt vollends bezwungen werden. Der übermüthige Feind war genöthiget den Kampf aufzugeben, und einstweilen zu Verstellung und Aufschub seine Zuflucht zu nehmen; allein wenige Monate nachher wurden diese redlichen Völker in Folge eines in dem einzigen Thal Unterwalden durch Verzweiflung hervorgebrachten, von dem Feinde selbst absichtlich gereizten, mit zehnfacher Uebermacht und dem Mord der Weiber und Kinder bezwungenen Aufstandes, der feierlich abgeschlossenen Kapitulation zuwider, mitten im Frieden auf die treuloseste Weise überfallen, entwaffnet, verheeret, mit Kontributionen belastet, aus ihren einsamen Alpenhütten verdrängt, dem Hunger und der Verzweiflung Preis gegeben. Endlich, nachdem die ganze Schweiz bereits unterjocht und entwaffnet war, wurde dieselbe noch mit Gewalt und Drohungen an einen schändlichen

Traktat gekettet, der unsere Unterjochung noch durch einen gezwungenen Schein von Einwilligung sanktioniren, unser Gebiet der gutfindenden Abreißung oder Veränderung des Französischen Direktorii überliefern, uns zu allen Kriegen, die seine Herrschsucht unternimmt, zwingen, uns des letzten Rests der Unabhängigkeit berauben, von allen Verhältnissen mit anderen Staaten abreißen, mit ihnen außer allen Bündnissen, aller Freundschaft sein sollte: und von dessen, dem Schein nach untrüglichen, betrügerischen Zusicherungen oder Erleichterungen, wie gewohnt, nicht das Wenigste gehalten worden ist."

„Was aber aus diesen Gewaltthaten in Bezug auf den Zustand der Schweiz für weitere Folgen hervorgegangen, oder noch hervorgehen müssen, ist theils offenbar, theils leicht vorauszusehen. Unsere Unabhängigkeit ist zerstört, die ganze Schweiz ist zu einer unterjochten Provinz, ihre Einwohner sind das Spiel der Herrschsucht, die wahren Leib-

eigenen des Französischen Direktorii geworden. Kirchen-, Erziehungs- und Armenanstalten sind beraubet, alle religiösen Institute zertrümmert und ihrer Zernichtung nahe gebracht. Die Bande der menschlichen Gesellschaft, die häuslichen, verwandtschaftlichen und alle anderen Verhältnisse sind zerrissen, die Stützen der Sittlichkeit aufgelöst und weggehoben. Unsere Rechte, vaterländische Verfassungen, Gesetze und Gewohnheiten sind umgestürzt, an ihrem Platz wird die ganze Schweiz von zwei oder drei verächtlichen und verachteten, landesverrätherischen Direktoren regiert, die seit mehreren Jahren an dem Untergang der Schweiz gearbeitet, dem Französischen Direktorio selbst die Vorwände angegeben, die Pläne entworfen, seine Truppen ins Land gerufen haben, die auf den Trümmern ihres Vaterlandes, auf den Leichnamen ihrer Mitbürger, mitten unter den Verwünschungen des Volks und dem Jammer des allgemeinen Elends, zum Thron der Gewalt gestiegen sind, und die ihre Ehre

darin suchen, die Knechte und die Instrumente des Französischen Direktorii und seiner Unterdrückungen zu sein. Alle gesellschaftliche und bürgerliche Freiheit ist bis auf ihre Elemente zu Grunde gerichtet, und wird noch täglich mit Füßen getreten. Die alten Landesbürger werden verjagt oder unter dem Schrecken gehalten, fremde Landesverräther und flüchtige Vagabunden hereingerufen und an die Aemter gesetzt. Kein Publikum, keine Gemeine ist mehr, die ihre eigenen Vorgesetzten habe, ihr eigenes Gut ungekränkt besorgen und benützen könne, kein Beamter der einen Augenblick seiner Stelle sicher sei, kein Rechtschaffener der eine Stimme für das Vaterland erheben dürfe. Das ganze heuchlerisch frei genannte Volk ist entwaffnet, die Tugend wird zum Verbrecher erklärt, Laster und Wahnsinn aber für Patriotismus gerechnet; Gedanken und Reden werden ausgespähet, die Weisen und Verständigen des Landes zum Stillschweigen gezwungen, diejenigen die noch Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe haben, Schaarenweise angekettet und in Gefängnisse geschleppt; alle Gräuel der willkührlichsten Tirannei werden so schamlos ausgeübet, daß

sie zur habituellen Handlungsweise geworden sind, der Abscheu davor beinahe verschwunden ist, kein Redlicher einen Augenblick seiner Freiheit, seines Eigenthums, seines Hausfriedens, der Ruhe seines Schlafes sicher sein kann, und die Schweiz selbst zu einem Gefängniß geworden ist, die man nicht anders als mit Bewilligung ihrer Unterdrücker oder mit Gefahr seines Lebens und dem Verlust seines Eigenthums verlassen darf. Kein Recht, von welcher Art es auch sei, wird heilig gehalten. Die Begriffe der Gerechtigkeit selbst sind umgekehrt, ihre Austheilung muß, bei Gefahr der Entsetzung, von den Gerichten nur nach landsverräthischer Parteisucht abg messen werden. Allein nicht genug, daß Religion und Moralität, Unabhängigkeit, Freiheit und Recht zu Grunde gegangen sind: es bleibt dem unglücklichen Bewohner der Schweiz nicht einmahl dasjenige übrig, was selbst unter der willkührlichsten Gewalt das Leben erträglich oder seine kümmerliche Erhaltung möglich macht. Wohlstand und Verdienst sind zernichtet, es ist bald kein Hausvater mehr, der nicht über die Erhaltung seines Weibes und seiner Kinder in Verzweiflung sein muß. Das Ei-

genthum eines jeden ist ein Spiel geworden, das alle Tage vor neuen Machtsprüchen zittern muß. Handel und Wandel liegen danieder, der Schweiß unserer Arbeit, die Frucht des Landmanns wird von erdrükkenden Auflagen und gewaltthätigen Beraubungen aufgezehrt, das gesellige Leben ist von Zwietracht und Mißtrauen vergiftet, fast alle Gegenden sind ausgeplündert, die edelsten Söhne des Vaterlandes werden ermordet oder mit Gewalt ausgehoben, und für ihre Unterdrücker selbst auf die Schlachtbank geführt; Witwen und Waisen sind verlassen uud in Thränen versunken, die Wohlhabenden zu Grunde gerichtet, die Armen ohne Verdienst, die Bedürftigen ohne Unterstützung, die Kranken ohne Hülfe, und aus den ohnehin beraubten Spitälern verdrängt, Zutrauen und Kredit sind dahin, unser Hausfrieden ist gestört, nirgends eine Hoffnung zum Besseren, sondern so lange dieses revolutionärische System und die unmenschliche Französische Herrschaft fortdauert, nur die gewisse Aussicht in noch größeren Jammer und gänzliche Verzweiflung übrig."

„Allein nach einem ganzen schreckens- und zerstörungsvollen Jahr ist endlich der

Augenblick gekommen, wo wir mit Hülfe der vorzüglichsten Mächte Europens dem Elend ein Ende machen, unsere Religion, unsere Verfassungen, Gesetze, Freiheiten und Eigenthum wieder herstellen, und dasjenige wieder erlangen können, was ungerechte Bedrücker uns durch himmelschreiende Gewaltthaten geraubet haben. Den Rechtschaffenen, die seiner Zeit Alles gethan haben, um das Vaterland vor diesem Jammer zu verwahren, die das schändliche Joch nicht ertragen konnten, deren Stimme verhöhnt und verfolget worden ist, blieb während der Uebermacht des Feindes nichts anders übrig, als entweder in stillem Gram den Tag der Rache zu erwarten, oder im Ausland bessere Zeiten, Ruhe und Unterstützung zu suchen. Nun hat es die göttliche Vorsicht durch die nie zu ersättigende Herrschsucht des Feindes also geordnet, daß wir durch Eid und Ehre, durch Pflicht und Vaterlandsliebe vereinigt, das erlittene Unrecht rächen, und mit der kraftvollen Unterstützung Sr. kaiserl. Majestät, der Krone Englands und anderer Mächte, gegen die Unterdücker unseres Vaterlandes die Söldlinge und Werkzeuge des Französischen Direktorii, den gerechten Kampf er=

neuern können, der bisher nur unterbrochen, und nicht beendigt war. In dieser einzigen und reinen Absicht treten wir mit einem zwar kleinen, aber beherzten und entschlossenen, Haufen, den Gott und die gerechte Sache bald vergrößeren werden, bewaffnet, wieder in unser Vaterland ein, um dasselbe von der schändlichen Knechtschaft, dem namenlosen Elend zu befreien, unter dem es seit Jahr und Tag geseufzet und geblutet hat, und dessen Fortdauer bald bis auf den Namen der Schweiz zernichtet, dieselbe zu einer Wüstenei und Einöde machen, die Barbarei des Mittelalters wieder unter uns erneueren würde. Wir fodern daher alle Redlichen des Landes, alle in denen noch ein unverdorbnes Herz für Ehre und Vaterland schlägt, denen das Joch der Franzosen unerträglich ist, die Landesverräther ein Gegenstand des Gräuels sind, mit Zuversicht auf, daß sie diesen ihnen von Gott gesandten günstigen Augenblick mit Wärme und Dankbarkeit benützen, und ihre Bemühungen mit denen der großmüthigen Mächte, die sich für unsere Rettung verwenden, vereinigen mögen."

„Schweizer, Brüder, Eidgenossen! Ihr alle, die es noch mit dem Vaterland redlich

meinen, raffet daher Eure letzten Kräfte zusammen, hebet Euren starken Arm zur Rache auf, jetzt da die Zeit dazu gekommen ist. Schlagt Euch zu den rechtschaffenen Schweizern, die zur Rettung ihres Vaterlandes, zur Vertilgung der gemeinsamen Feinde, die Euch geplündert, unterjochet, gemordet haben, versammelt sind. Trauet auf Gott, der die gerechte Sache beschützt, trauet auf die Deutsche Treue und Redlichkeit, die nie ihr Wort gebrochen hat. Nehmt die kaiserlichen Armeen, die zu Euerer Deckung kommen, die Euch feierlich zusichern, daß sie Euch nur von dem Französischen Joche befreien, Euch Euere alte Unabhängigkeit, Euere Gesetze, Rechte und Anordnungen wieder verschaffen wollen, die mit Euch nur ein Herz und eine Absicht haben, als Eure Freunde auf: vereiniget Euch mit Ihnen, folget ihren Anordnungen, helfet ihnen mit Rath und That, wo Ihr es zu thun vermöget. An Ihrer Spitze steht ein Prinz aus kaiserlichem Hause, der sich durch seine glänzenden sowol als durch seine bescheidenen Tugenden, den Ruhm und die Liebe von ganz Europa erworben hat, den Millionen von Menschen wie ihren Vater und Retter verehren.

Unter seinen Befehlen sehet Ihr noch einen ausgezeichneten General, der selbst ein geborner tapferer Schweizer ist, der die Krone seines Kriegsruhms in der Erlösung seines Vaterlandes und der Rettung seiner Mitbürger sucht; der Euch leiten und führen, alle Gefahren mit Euch theilen, Euch alle Mühseligkeiten erleichtern wird. Darum fürchtet Euch nicht vor den elenden Schreknissen, mit denen man Euch zu erschüttern sucht: seid Eurer tapfern Ahnen würdig, damit sie mit Wohlgefallen auf Euch herabsehen; sie, die vor Scham gestorben wären, wenn sie gewußt hätten, daß ihre Abkömmlinge, für die sie ihr Blut verspritzt, einst ein so schändliches Joch empfangen und erdulden müßten. Fallet über den Feind her, der die Unverschämtheit hat, Euch noch zu seinem Beistand aufzurufen, vertilget ihn, wo Ihr ihn einzeln oder beisammen antreffet, entziehet ihm die Mittel, mit denen er Euch zu bezwingen gedenkt, damit das Vaterland von seiner Gegenwart befreit, und gegen ähnliche Gewaltthaten auf alle Zeiten in Sicherheit gesetzt werde. Alsdann können wir von unseren Bemühungen, von der mächtigen Unterstützung, und von Gottes

Segen mit Zuversicht erwarten, daß das Reich des Lasters ein Ende nehmen, und die Verbrecher ihre Strafe finden, Religion und Gerechtigkeit aber wieder bei uns eintreten, Ackerbau, Handel und Wandel wieder bei uns aufleben, die Bedrückungen aller Art verschwinden, Wohlstand und häusliches Glück wieder zu uns kehren werden. Dann werden wir wieder ein freies und redliches, im Ausland geachtetes, im Innern glückliches Volk sein, wie wir vormahls waren, und zu welchem Ende wir hiemit zu Euch kommen, und für Euch streiten oder sterben wollen."

Sie sind selbst Schweizer, lieber Bonstetten, und müssen es besser wissen, als ich. Aber ich gestehe Ihnen, nachdem ich die ganze Schweiz zweimahl bereiset, ich müßte sagen: studirt habe, ist es mir noch immer ausgemacht, sie hätten in dem ersten Kampf nicht unterlegen, wenn sie Steiger gefolgt wären.

Bayerische Staatsbibliothek München

311

XX (2 Bde) I.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Briefe über die Auflösung des Rastadter Kongresses, den Gesandtenmord und den Wiederausbruch des Krieges im Jahr 1799

Bd.: 1

Braunschweig (1809)

Eur. 237 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405376-7